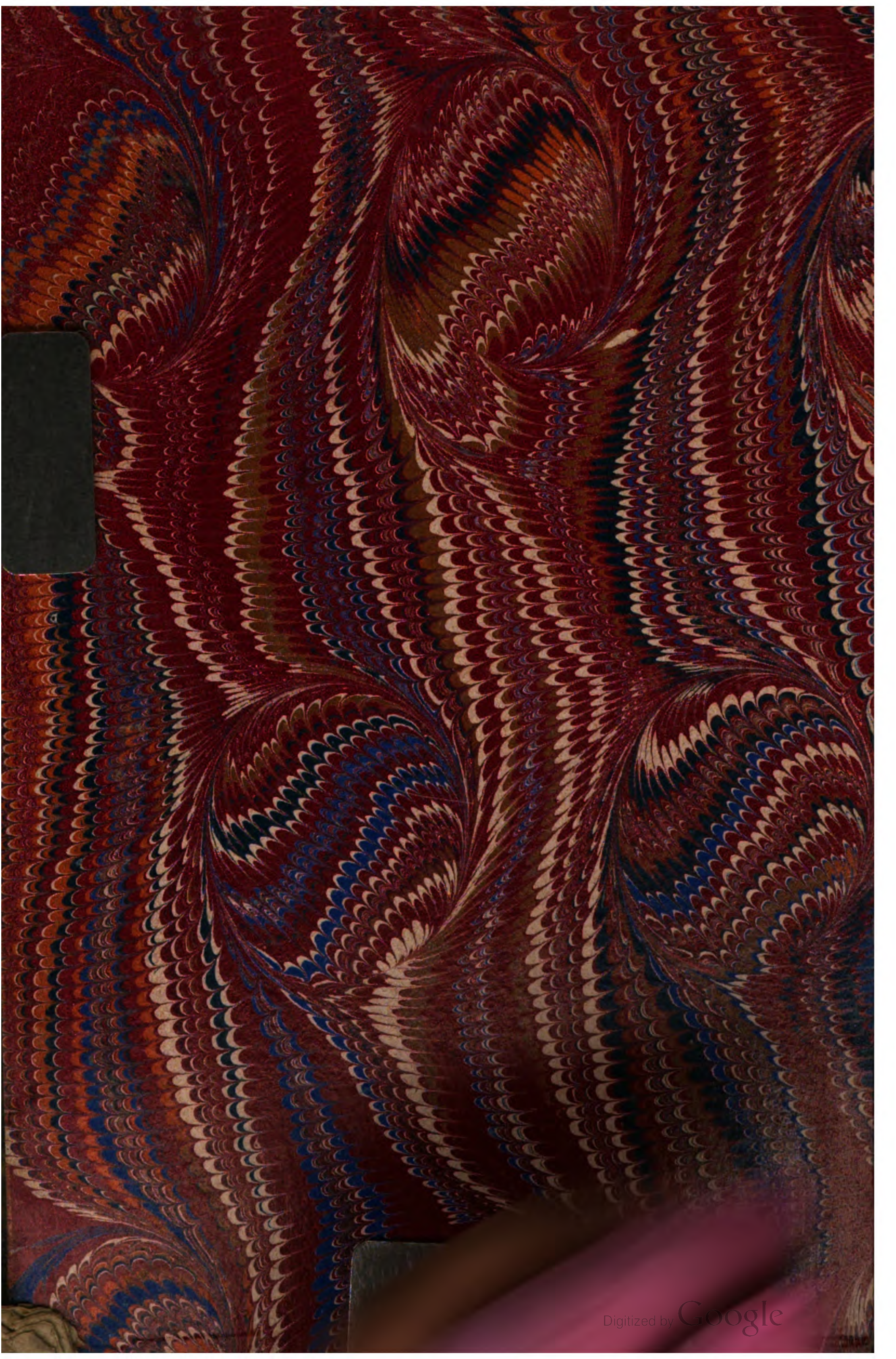
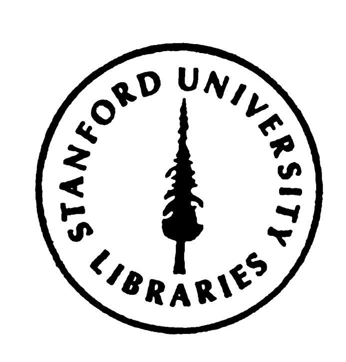







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



GOETHE-JAHRBUCH.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG GEIGER.

DRITTER BAND.



FRANKFURT A/M.
LITERARISCHE ANSTALT
RÜTTEN & LOENING.
1882.

Mit dem Bildniss Goethes

Nach der Original-Zeichnung von Schwerdgeburth aus dem Jahre 1832.



VORWORT.

Der dritte Band des Jahrbuchs erscheint am 50. Todestage des Dichters. Gern hätte ich mit einer Abhandlung, welche der Bedeutung jenes Tages gerecht geworden wäre, diesen Jahrgang eröffnet, etwa mit einer Darstellung des Einflusses, welchen Goethe auf das seinem Tode folgende halbe Jahrhundert geübt, und der von ihm ausgehenden Wirkungen, die noch heute klar und sichtbar zu erkennen sind. Keiner der Berufenen jedoch zeigte sich geneigt, eine solche Arbeit zu übernehmen; und auch ich konnte mir nicht verhehlen, dass ein derartiger Versuch, so reizvoll er an sich auch ist, in gehöriger Weise ausgeführt, die Grenzen eines Aufsatzes überschreiten und sich fast naturgemäss zu einem Buche erweitern müsste. Wenn nun auch das Jahrbuch nicht in der beabsichtigten Weise die Feier des Halbsäkulartages begehen konnte, so ist es so glücklich als seinen Beitrag zur Feier den Lesern Mittheilungen aus Goethes handschriftlichem Nachlasse darzubieten, wichtige Beiträge zur Erkenntniss der Lebensbeziehungen des Dichterfürsten, die gewiss allgemein willkommen geheissen werden. Diese Mittheilungen erscheinen durchaus in der Gestalt, die sie durch den im Auftrage der Enkel Goethes thätigen Herausgebers, Herrn Prof.

Bratranek, erhalten haben; man darf die sichere Erwartung hegen, dass das Jahrbuch in den folgenden Jahrgängen in der Lage sein wird, die Fortsetzung dieser wichtigen Materialien zu bringen. Ich ergreife freudig die Gelegenheit, auch an dieser Stelle den Besitzern der werthvollen Schätze und deren sorgsamen Herausgeber für die gütige Überlassung derselben den besten Dank zu sagen.

Der dritte Band erscheint in derselben Gestalt wie seine Vorgänger. In der Eintheilung sind einzelne kleine Änderungen vorgenommen worden; die erste Abtheilung führt von nun an den Titel: Abhandlungen und Forschungen, weil eine strenge Scheidung dieser bisher getrennten Abschnitte sich auf die Dauer nicht durchführen liess; in der Bibliographie, die durch einzelne gütige Beiträge des Herrn Prof. Hewett von der Cornell-University in Ithaka (Nord-Amerika) bereichert worden ist (S. 392 und 416) sind einige Unterabtheilungen hinzugefügt worden. Sodann enthält dieser Band ein die drei ersten Bände umfassendes Register; von nun an soll jeder Band mit einem Register versehen werden.

Eine wesentliche Bereicherung endlich hat der vorliegende Band durch seine künstlerische Beilage erhalten. Es ist beabsichtigt, auch den folgenden Jahrgängen Kunstblätter, bemerkenswerthe Darstellungen Goethes oder seiner hervorragenden Zeitgenossen und Freunde beizugeben.

Mit zwei Bitten schliesse ich diese kurzen Vorbemerkungen. Ich bitte zunächst die Mitarbeiter, welche den drei ersten Bänden ihre Theilnahme geschenkt haben, nun für die folgenden keine direkten Aufforderungen zur Einsendung von Beiträgen zu erwarten; der Herausgeber glaubt sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, dass alle bisherigen Theilnehmer sich als ständige Mitarbeiter des Jahrbuchs betrachten. Der Einsendungstermin ist Ende September. Eine zweite dringende Bitte richte ich an die

Verfasser und Verleger von Goetheschriften, mir ihre Arbeiten (Bücher, Journalabhandlungen, Zeitschriftartikel) zuzuschicken; nur unter dieser Bedingung kann eine Vollständigkeit der Bibliographie erzielt werden. Leider geschieht eine derartige Zusendung bisher nur in geringem Masse; selbst wiederholte Mahnungen hatten bei einigen Verlegern keinen Erfolg.

Mögen die folgenden Bände dieses Jahrbuches einer immer wachsenden Unterstützung und Theilnahme der Forscher und Leser sich zu erfreuen haben.

Berlin, Ende Januar 1882.
W. Lützowstr. 77.

LUDWIG GEIGER.



INHALT.

I. Abhandlungen und Forschungen.

Seite

1. LUDWIG VON URLICHS: Goethe und die Antike . . . 3
2. ALOIS BRANDL: Die Aufnahme von Goethes Jugendwerken in England 27
3. ERICH SCHMIDT: Zur Vorgeschichte des Goethe'schen Faust. II. Faust und das sechzehnte Jahrhundert 77
4. HEINRICH DÜNTZER: Goethes Ansicht über das Wesen der Tragödie 132
5. WILHELM SCHERER: Über die Anordnung Goethe'scher Schriften 159
6. DANIEL JACOBY: Goethe und Schiller 174

II. Neue Mittheilungen.

1. Elf Briefe Goethes an Silvie von Ziegesar 191
2. Briefe an Leopold von Henning. Mitgetheilt von W. ARNDT 199
3. Briefe an Heinrich Meyer und Kanzler von Müller. Mitgetheilt von L. GEIGER 220
4. Nachträge zu Goethe-Correspondenzen. Im Auftrage der von Goethe'schen Familie herausgegeben von F. TH. BRATRANEK.
   I. F. M. von Klinger 249
   II. Fürstin Galizin, Overberg, F. L. Stolberg . . . 276

III. Miscellen, Chronik, Bibliographie.

1. MISCELLEN.
   1. Eine Recension Goethes. Von L. Geiger . . . 311
   2. Ein Goethe'sches Aktenstück. Von L. G. . . . 317
   3. Über Goethes Antheil an der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung 1806 und 1807. Von G. von Loeper 318
   4. Zum Leipziger Liederbuch. Von Erich Schmidt . 321
   5. Das Gedicht »Sehnsucht«. Von Franz Lichtenstein 324
   6. Zu dem poetischen Briefwechsel zwischen Goethe und Gotter. Von W. Creizenach 325

Seite

7. Wo bist du itzt mein unvergesslich Mädchen? . . . . Von H. Düntzer 326
8. Wär' nicht das Auge sonnenhaft etc. Von H. Düntzer 327
9. Allerdings. Dem Physiker . . . Von H. Düntzer 328
10. Funfzig Jahre sind vorüber. Von J. A. 329
11. Zu dem Gedichte »Adler und Taube«. Von Daniel Jacoby 330
12. Zu dem Gedichte »Offene Tafel«. Von. W. L. Holland 332
13. Goethes Übersetzung des »Neffen Rameaus«. Von L. G. 332
14. Zur Übersetzung von Corneilles Menteur. Von Franz Lichtenstein 338
15. Der erste Ursprung der Faustsage und des Mephistophelesnamens. Von G. Zart 339
16. Zu Goethes Faust. Von W. Creizenach 341
17. Erwin und Elmire unter Münchener Censur. Von L. G. 341
18. Sapupi im Götz von Berlichingen. Von A. Bucher 342
19. Goethe und Johann Gottfried Eichhorn. Von Hermann Hüffer 342
20. Pfeffel und Goethe. Von Daniel Jacoby und Gustav Haupt 345
21. Lucinde und Emilie. Von Erich Schmidt . . . 347
22. Goethe und Swedenborg. Von L. Weis 349
23. Zu Goethes Theaterbriefen. Von W. Arndt . . . 351
24. Goethe und die Glyptik. Von Hermann Rollet . 352
25. Zu Goethes erstem und zweitem Aufenthalt in Schwaben. Von J. Hartmann 358
26. Kilian Brustfleck. Von L. G. und R. Köhler . . 360
27. Aus einer Zeitschrift der Sturm- und Drangperiode. Von G. Weisstein 361
28. Ein Gedicht von Marianne Willemer. Von Max Koch 363
Berichtigungen und Ergänzungen zu Band II 364

2. CHRONIK 365

3. BIBLIOGRAPHIE.

I. Schriften.

A. Ungedrucktes.
1. Gedichte und Dramen 370
2. Briefe 373
Regesten 378
B. Neue Ausgaben 384
C. Übersetzungen 387

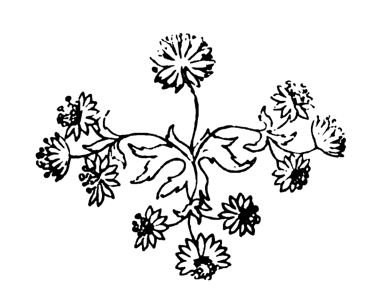
D. Einzelschriften und Erläuterungen. Seite

1. Allgemeines 394
2. Dramen 396
3. Gedichte 409
4. Prosaschriften 412

II. Biographisches.

A. Allgemeines 414
B. Biographische Einzelheiten 417
C. Goethes Verhältniss zu seinen Freunden und Vorgängern 420
D. Stellung zur Wissenschaft und Kunst 425
E. Notizen über Goethe 427
F. Statuen, Bilder 434

Register zu Band I—III 439



I. ABHANDLUNGEN

UND

FORSCHUNGEN.



1. GOETHE UND DIE ANTIKE.

VON

LUDWIG VON URLICHS.

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Öl gemalt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt,
Unbeständig jedoch, und nichts gelernt noch geleistet.



o klagt der Dichter 1790, ein Vierziger, auf der Hälfte seines Weges; am Ende seines Lebens hätte er einen Vers hinzufügen dürfen:

Aber das Wesen der Kunst habe ich ernstlich erforscht.

Eine merkwürdige Erscheinung in der reichen Entwicklung des vielseitigen, rastlos strebenden Geistes, diese Umwandlung von dilettantischen Versuchen zu einem gründlichen Nachdenken, diese Schwankungen des Kunsturtheils von einer lyrischen Schwärmerei für die mittelalterliche Baukunst zu einer grimmigen Verachtung, bis endlich der milder gewordene Greis wenigstens Einiges gelten lässt, was sich ihm als bedeutend erweist. Nur erklärlich, wenn man die beiden Seiten in Goethes Charakter im Zusammenhang betrachtet: die angeborene Originalität des Dichters, der seine Wege selbst sucht, die ungebahnten am liebsten, und die angelernte Bescheidenheit, womit er Alles, was

in seiner Art tüchtig ist, anerkennt und als Autorität sich bei- oder überordnet. Daher der verschiedenste Eindruck auf den kundigen Leser. Einmal überrascht und belehrt ihn der offene Blick, das treffende Urtheil des Dichters; daneben gewahrt man eine selbständige Einseitigkeit, nicht selten vernimmt man fremde Stimmen. So enthalten denn seine Äusserungen über die bildenden Künste einen Schatz für Theorie und Praxis, aber bedingt und getrübt durch den Geschmack seiner Freunde. Eine erschöpfende Darstellung dieses Unterschiedes würde die tiefe Auffassung des klassischen Alterthums, insbesondere auch der Mythologie, einzuschliessen haben: ich begnüge mich vorerst mit einigen Bemerkungen über das Verhältniss des Dichters zur Kunst, namentlich der antiken, und über den objectiven Werth seiner Leistungen auf dem archäologischen Felde.

Von der Mutter hat Goethe die Lust zum Fabuliren, vom Vater die Liebe zur Kunst und die Sehnsucht nach Italien geerbt, zu denjenigen Künsten, welche der Vater schätzte, der Architektur und der niederländischen Malerei. Was sich derartiges in Frankfurt vorfand, was die mittelmässigen Künstler für den Königslieutenant arbeiteten, betrachtete der Knabe mit gierigen Augen, und das Urtheil des fähigsten Meisters Seekatz, er sei zum Maler geboren, schmeichelte gleichmässig dem Vater wie dem Sohne. In dieser Selbsttäuschung ist auch der reife Mann lange befangen gewesen: Kraus und Kaaz halfen ihm nach; unsere Sammlung bewahrt ein sogenanntes enkaustisches Bildchen, eine flotte Landschaft, die, ich weiss nicht mit welchem Rechte, für ein gemeinschaftliches Werk von Goethe und Kraus gehalten wird.

Der siebzehnjährige Jüngling begab sich im Herbst 1766, im zweiten Jahre seines Aufenthalts in Leipzig, in Oesers Lehre und zeichnete unter dessen Leitung zwei Jahre lang nicht allzufleissig und ohne erheblichen praktischen Nutzen.

Desto grösser war die theoretische Einwirkung des allgemein verehrten Mannes. Winckelmann war sein Freund und Hausgenosse in Dresden gewesen, und beide hatten in ihrem Verkehr die Theorie von der edeln Einfalt und stillen Grösse der Schönheit ausgebildet, welche Goethe nie ganz verlassen hat, und deren Muster in der Antike gefunden. Aber Oesers Praxis war in Leipzig eine andere: da ihm sichere Technik und bestimmte Zeichnung mangelte, wurde er ein geistreicher Nebulist, und er ist es bis an sein Ende geblieben. Sonach nahmen auch Goethes Zeichnungen einen unbestimmten Charakter, eine gewisse Formlosigkeit an, die sich mit dem von demselben Lehrer überkommenen Rembrandtisiren vertragen musste. Mit welcher Verehrung er Oesers Werke begrüsste, zeigt das Gedicht (1774) auf Gellerts Monument, womit man die Abbildung bei Dürr, Oeser S. 194, vergleichen wolle. Und dennoch bewunderte der junge Dichter in Dresden die späteren Italiener und die seinem Naturell entsprechenden Niederländer; die Antiken hat er nicht aufgesucht, er begnügte sich mit dem Kopfe des Laokoon und dem tanzenden Satyr aus Florenz, den einzigen Abgüssen der churfürstlich sächsischen Zeichenakademie.

Nach dem öden Frankfurter Jahr sehen wir in Strassburg die Umwandlung des von Lebenslust und Schöpferkraft sprudelnden Jünglings; mit trunkener Begeisterung preist er 1771 den Dom und seinen Meister, und noch 1775 streut er Blumen auf sein Grab. Mit diesem lebhaften Gefühl verbindet sich ernstliches Nachdenken, und noch der Greis erfreut sich an der Erinnerung seiner ergiebigen Forschungen über den Abschluss der Thürme. Die Baukunst betreibt er überhaupt mit besonderem Fleisse; er durchstreift die Länder, betrachtet Klöster und Glasgemälde, schwelgt in Natur und Kunst, so wie Herder sie ihn verstehen lehrte, und seine Gedichte reden wie beseelte Stimmen der Natur.

Dieser vollendete Realist kehrt auf der Rückreise in Mannheim ein, und hier dringt die Antike zum erstenmale mächtig in seine Brust; ein Meer, wie er es selbst nennt, von ungeahnter Herrlichkeit umfängt ihn, er schwimmt rüstig ans Ziel. Dort war es, wo er zuerst mit scharfen Blicken den Grundgedanken der Laokoongruppe erfasst; seine Sehnsucht nach der antiken Kunst erwacht, und mit innigem Vergnügen betrachtet er die paar Köpfe auf seinem Brett, die er einem italienischen Gypshändler abgekauft hat (Laokoon, die Töchter der Niobe). In seiner grossen Seele haben die gewaltigen Titanen des Alterthums neben Shakespeare und Faust Platz; Homer und Pindar singt er nach, Prometheus wächst neben Mahomet empor und in der Deutlichkeit einer Vision schildert »der Wanderer« die unteritalischen Ruinen. Aber in der Malerei bleibt er den alten Eindrücken treu; er zeichnet nach Rembrandt, porträtirt, skizzirt Landschaften mit eiligen, unsicheren Strichen, und in den zerstreuten Blättern über Falconet geht er bei der Bildhauerkunst kühl vorüber zur Natur und zur Malerei.

Auch in Weimar wird es nicht anders. Den Dichter erfüllen die schönsten Stoffe der alten Sage; grossartig gestaltet sich die vereinsamte Proserpina; sein unruhiges Wesen glättet sich in Iphigenia, und freie Erfindung legt den Grund zu einer antiken Tragödie Elpenor. In der Kunst bleibt er niederländischer Realist, das Landschaftliche überwiegt, nach Everdingen, Elzheimer, auch Rembrandt verlangt es ihn und den Herzog; für die Architektur schwindet allmälig die frühere Stimmung; einen Nachklang seines Geschmacks bietet die Entschuldigung an Oeser, der Entwurf zu einem Tische sehe immer noch etwas gothisch aus. Denn Oeser blieb das Orakel für Weimar; ihn fragte man um Rath, besuchte man in Leipzig, und seine Reisen an den Hof waren für die Herzogin

Amalie und ihre Freunde Feste. Abhängig konnte der junge Dichter nicht bleiben. Frei bewegte er sich in seinen Bauten. Die Erfindungen ländlicher Feste, die Decorationen der Bühne, die Anlage des Parks und des Hauses stützen sich auf sorgfältige Erwägungen. Auch für die Malerei will er schaffend thätig sein; die Stiftung der Zeichenschule 1782 beweist den hohen Werth, den er auf künstlerische Ausbildung legt. Aber an ihm zehrt das Bewusstsein, dass ihm selbst der feste Grund noch fehlt; es treibt ihn unwiderstehlich dem Lande zu, welches seinen nüchternen Vater erwärmt hatte, fort aus den verwirrenden Geschäften, aus einer grossentheils abgeneigten Gesellschaft, in der er unterzugehen fürchtet. Die Reise nach Italien nennt er selbst eine Hegira. Wir fassen den Umfang seines Geistes nicht. Der Meister der Dichtkunst vollendet die rhythmische Iphigenia, Egmont, schreibt an Faust und dem Tasso, entwirft eine tragische Iphigenia in Delphi, die sicilischen Wellen bringen ihm das liebliche Bild der Nausikaa; wissenschaftlich vertieft er sich in das Geheimniss der Pflanze, in das Gefüge der Steine — und dieser vollendete Dichter, dieser tiefe Denker, der geadelte Kammerpräsident, der fast vierzigjährige Mann sitzt geduldig unter mittelmässigen Malern, hört den mitleidigen Trost eines Hackert, binnen achtzehn Monaten könne er etwas Tüchtiges bei ihm lernen, mit Ergebung, setzt sich in Frascati unter die Künstler, welchen der pedantische Reiffenstein Sulzers Theorie der Künste erklärt.

Nur wenn wir ihn schrittweise begleiten, werden wir die Umgestaltung seiner Anschauungen begreifen. Gleich in Verona fühlt er sich von den Resten des Alterthums wunderbar angehaucht: den Niobiden, der jetzt in München steht, findet er köstlich, die Sarkophage machen den Eindruck frischen Lebens, das Amphitheater weiss er zu schätzen, den Gemälden gegenüber beklagt er seine Un-

kenntniss des Handwerks. In Vicenza zeigt er sein sicheres Urtheil über Baukunst. So hoch er Palladio stellt, bemerkt er doch treffend: »Säulen und Mauern bleibt doch immer ein Widerspruch«, die alte Architektur steigt ihm wie aus dem Grabe empor, mit Anstrengung vertieft er sich in Vitruv. In Venedig sagt er sich entschieden von der Gothik los: »diese bin ich nun, Gott sei dank, auf ewig los.« War er doch schon in Regensburg bei dem Dom vorbei gegangen. Der Bildhauerkunst tritt er näher: die Löwen am Arsenal, die ehernen Pferde würdigt er nach Verdienst, den Agrippa bewundert er, auch die Abgüsse vermehren seine Kenntnis: überall wo er allein urtheilt, trifft er den Nagel auf den Kopf. Die Malerei fasst er noch ganz von dem Standpunkt seiner Zeit und seiner Bildung auf. Zwar den strengen Mantegna gewinnt er in Padua lieb; er ist ihm treu geblieben, eben weil er die Antike in ihm wiederaufleben sieht, auch Raphaels Cäcilia bewundert er in Bologna, aber vorzugsweise ziehen ihn neben Tizian die Caracci, Guercino, Guido Reni, Domenichino an: sie lebten in einer glücklichen Zeit. Darüber hinaus geht er nicht gern: Francia ist ihm ein gar respectabler Künstler, Perugino fast eine ehrliche deutsche Haut. Bitter hat ihn darüber Niebuhr gescholten, der unter ganz anderen Umgebungen, deren er freilich mit Ausnahme von Cornelius überdrüssig wurde, und in einer ganz andern Stimmung die italienische Reise ebenso verwarf, wie Zelter, Wolf, Boisserée sie bewunderten. Ein neuer Gedanke taucht in Goethe auf, die Bedeutung der Gegenstände: er eifert gegen die Märtyrer, gegen Johannes in der Wüste, gegen Sebastian. Auch ihn hat er selbständig gefasst, lange festgehalten, um ihn später aufzugeben. 1813 meint er, jeder Stoff sei brauchbar (an Zelter 4, 66), 1815, wo der Kunst der Gegenstand gleichgültig werde, sei die höchste Höhe (Boisserée 1, S. 278).

Recht auffallend wird sein Widerwille gegen das Mittelalter in Assisi. Den wohlerhaltenen Tempel würdigt er einsichtig nach Gebühr, die ungeheuern Substructionen der babylonisch übereinander getürmten Kirchen lässt er »mit Abneigung« links liegen. Florenz hatte er vorher durchflogen. »Hier thut sich wieder eine ganz neue mir unbekannte Welt auf, an der ich nicht verweilen will«. Je näher an Rom, desto mehr wächst seine Bewunderung, bei der Wasserleitung in Spoleto zieht er die Summe aus drei Werken der Römer: »eine zweite Natur, die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das ist ihre Baukunst«. So vorbereitet erreicht er das Ziel seiner Wünsche. Nie ist Rom beredter geschildert, nie der Zauber des Südens in Neapel und Sicilien anschaulicher gemalt worden. Zelters Wort ist wahr: Die italienische Reise, d. h. der an Ort und Stelle verfasste Theil ist mit Luft geschrieben worden, die spätere Redaktion freilich mit dicken Erdfarben. Welches waren die Früchte seines Aufenthalts? Ein gründliches Verständniss der antiken Baukunst. Was er über Pästum, Agrigent, Egesta sagt, ist tief empfunden und wohl durchdacht: wenn er noch spät in prachtvollen Versen die Triglyphen singen lässt, so klingen die Gebäude Hesperiens in ihm nach. Aber sein Verstand zieht die römische Baukunst vor. »Alles Römische«, sagt er Boisserée (1, 269), »ziehe ihn unwillkürlich an. Dieser grosse Verstand, diese Ordnung in allen Dingen sage ihm zu, das griechiche nicht so«. Für diese höhere Kunst hatte ihn, wie es scheint, die Achtung vor Vitruv und die Liebe zu Palladio die Augen nicht ganz öffnen lassen; sonst würde er schwerlich die Metopen und Triglyphen der dorischen Ordnung zurückgesetzt, in der ionischen einen Fortschritt gesehen haben. Mit sicherem Takt verwirft er das Rococo, die Peterskirche bewundert er mehr, als er sie liebt. Aber was zwischen der Renaissance und dem Alterthum lag, widerstrebt ihm gänzlich: die schönen

Säulen, der majestätische Raum der Paulskirche sprechen ihn an, das Ganze macht einen scheunenartigen Eindruck. Die herrlichen Monumente des Mittelalters in Italien lassen ihn kalt, der Gothik schwört er unerbittlichen Hass. Noch im Jahr 1830 freut er sich darüber, dass sein Sohn den Mailänder Dom nicht erwähnt: »ich nenne ihn nur eine Marmorhechel. Ich lasse nichts von der Art mehr gelten als den Chor zu Köln; selbst den Münster nicht« (Müller, Mittheil. S. 141). Es ist ergötzlich zu lesen, wie er sich 1811 auch gegen den Kölner Dom sträubt, dann aber in seiner Anerkennung rührend aufrichtig wird und Boisserée in sein Herz schliesst, der ihm diese Erkenntniss eröffnet. Zuletzt wird er in seinen Urtheilen über Baukunst vorsichtig, aber die Stimmung bleibt stets dieselbe.

Mit der Bildhauerkunst hat er wahrhaft gerungen; aus ihren Werken entwickelt sich der Gedanke: das Höchste in der Kunst ist die menschliche Gestalt; um ihr Verständnis lebendig sich anzueignen, zeichnet er nicht allein fleissig, sondern versucht selbst einen Fuss zu modelliren. Wo er mit eigenen Augen sieht, ist sein Urtheil durchaus richtig. Seine erste Liebschaft war die Juno Ludovisi; einen Abguss, den ihm der Staatsrath Schultz schenkte, hat er in seinem Hause bewahrt, und wenn er einem jungen Manne das höchste Ziel und die Richtung weisen wollte, gab er, der sich selbst einen Plastiker nannte, vor diesem Werke ihm gleichsam die Weihe. Die Kolosse von Monte Cavallo zogen ihn mächtig an; im Jahr 1817 reiste er eigens nach Rudolstadt zum grossen Erstaunen der Chère mère (Schillers Schwiegermutter), um die Abgüsse der Köpfe zu betrachten. Den Pferdekopf in Neapel preist er in begeisterten Worten, ebenso die Widder in Palermo, die Medusa Rondinini, und es macht seinem Geschmack Ehre, wenn er den Torso des farnesischen Bacchus selbst dem Apollo von Belvedere vorzieht. Freilich ist er wohl über die Minerva Giustiniani im Irrthum.

Er meint, dass sie wie eine Knospe den Übergang vom hohen zum gefälligen Stil bildete. Aber man darf nicht vergessen, dass der Masstab damals noch fehlte. Wie empfänglich Goethe dafür gewesen wäre, beweist das Interesse, womit er die Zeichnungen der Reliefs des Parthenon bei dem Ritter Worsley betrachtete, beweist vor allem die Begier, womit er im Alter den Zeichnungen der Ägineten, der phigalischen Reliefs entgegensah, und das freudige Erstaunen über die Elginschen Statuen. Einen Verein von Bildhauern will er 1817 gründen; nach London sollen sie wallfahren, wo die Reste der höchsten Vorzeit, Phidias Arbeiten, sie vor den Verirrungen schützen werden, welchen die Künstler in Italien ausgesetzt sind. Von antiken Münzen hebt er nur eine hervor, aber eine der allerschönsten, die syrakusische Medaille mit dem Kopfe einer jungen Göttin (Arethusa-Kore), die man ihm in S. Martino zeigte; Abdrücke schöner Gemmen sammelte er sorgfältig — kurz, was er über die alte Sculptur äussert, auch die Einsicht in die nothwendige Unterscheidung der Epochen, zeugt von der reinen Empfänglichkeit, welche mit der Geistesverwandtschaft, die ihn mit der griechischen Welt verbindet, enge zusammenhängt.

Von antiker Malerei hat er nicht viel gesehen; das bedeutendste Stück, die Aldobrandinische Hochzeit, hoch geschätzt und sich über die Copien des Bildes, »das von einem geschickten Meister zu Titus Zeiten mit Leichtigkeit und Leichtsinn auf die Wand gemalt war«, die ihm später Meyer und noch später Raabe mitbrachten, höchlich gefreut. Was er über Pompeji sagt, ist zwar nicht erschöpfend, aber geistreich und fein. Erst in seinem hohen Alter gelangte er zu einer vollständigen Würdigung dieser Reste, durch Ternites und Zahns Nachbildungen. Die Alexanderschlacht war eine der letzten Freuden seines Lebens. Aber schon in der Farbenlehre spricht er zuver-

sichtlich den alten Malern dieselbe Vortrefflichkeit zu, welche die Bildhauer auszeichnete. Auch die gemalten Vasen, soweit er sie kannte, nehmen seine Theilnahme in Anspruch. Die neuere Malerei aber beurtheilt er seinem früheren Standpunkte gemäss. Leidenschaftlich stritten die Künstler über den Vorzug von Raphael und Michel Angelo. Goethe neigt sich zu der letztern Partei. Nachdem er die sixtinische Kapelle gesehen hat, machen die Logen keinen Eindruck auf ihn, die Stanzen werden flüchtig erwähnt. Später nahm er eine mittlere Stellung ein, indem er verständigerweise sich auf den unmittelbaren Genuss alles Würdigen beschränkte. Aber von Raphael bewunderte er die spätesten Werke ausschliesslich, die Teppiche, die Sibyllen, die Transfiguration, und ärgerte sich, wenn es schon damals Künstler gab, welche die Disputa vorzogen, »ein Symptom halber und unfreier (unreifer?) Talente«. Lionardo da Vinci zählt er zu den Älteren; sein hochgeschätztes Bild, Christus unter den Pharisäern, besucht er, aber sein eigenes Urtheil theilt er nicht mit. Später in Deutschland weiss er das Abendmahl mit einsichtiger Bewunderung zu preisen. Vorerst bleiben die Venetianer und die Caracci seine Lieblinge.

Der zweite Aufenthalt in Rom brachte diese Eindrücke zu einer Summe, seine Ansichten zu einem System. Fast möchte man wünschen, der Reisende wäre früher zurückgekehrt, indessen mag die blasse Redaktion dieses Theils seiner Reise, welche in seinem Alter die ursprüngliche Frische des Tagebuchs verwischt, etwas zu der geringeren Wirkung beitragen. In einem Punkte gelangte der Dichter zur Selbsterkenntnis und einer schmerzlichen Entsagung: er sah ein, dass er sich über sein productives Talent getäuscht hatte. Ganz konnte er die Liebhaberei nicht los werden. Er componirte Bilder, die Bury ausführte, entwarf Zeichnungen, welche Dies colorirte, versuchte sich in der Wachsmalerei, im Abdruck in Thon u. dgl.

Aber ernsthaft trachtete er nicht mehr nach künstlerischer Meisterschaft. Sein Urtheil wurde um so mehr durch die Achtung der künstlerischen Technik bedingt, und sein Geschmack durch die Anschauungen seiner Freunde beeinflusst. So lange er mit Tischbein vertraut war, stimmte seine Auffassung mit diesem relativ bedeutenden Künstler überein, und wie richtig dieser die Antike beurteilte, zeigt die Wertschätzung des Apollo Giustiniani. So lange Goethe sich selbst überlassen war und Kniep ihm nur die Hand lieh, um seine Eindrücke zu fixiren, irrte er nie, und die sanfte Angelika hat ihn weniger geleitet als begleitet. Auch Trippel, ein tüchtiger Bildhauer, konnte ihn nicht irre führen. Aber schon Hackerts etwas steife Manier verbarg ihm vorerst die herrlichsten Landschaftsmaler, und sein Schicksal hiess Meyer. Als er in der ersten Zeit seines Aufenthalts vor einem schönen Bilde des heiligen Georg im Quirinal stand (es ist noch dort) und Niemand aus seiner Umgebung den Meister zu nennen wusste, trat ein bescheidener Schweizer hervor und erfreute den Reisenden durch den Namen Pordenone. Goethe hatte einen Venetianer erkannt, also in Venedig etwas gelernt. Als er aus Neapel zurückgekehrt den Winter 1788 in Rom zuzubringen beschloss und nun eine planmässige Wanderung durch die Stadt unternahm, wurde sein Umgang mit dem wohlunterrichteten Manne ein vertrauter. Den eifrigen Cicerone Hirt, der sein Evangelium vom Charakteristischen predigte, ertrug der Dichter mehr als er ihn liebte, in Meyer schätzte er seinen Lehrer. Dieser blieb zeitlebens praktisch ein mittelmässiger Künstler, kein ungeschickter Lehrer, dessen Unterweisung Preller alle Ehre machte, aber er hatte eine sehr bedeutende Kenntnis der Gemälde und damals schon eine hinlängliche Kenntnis der alten Denkmäler, die er nachher in Dresden und während eines zweiten Aufenthalts in Italien durch fleissige Beobachtung

erweiterte. Dem eifrigen Reisenden imponirte er durch die Sicherheit, womit er das Machwerk der Gemälde und den Stil der Bildwerke beurtheilte. Als 1788 die Versuchung an Goethe herantrat, die Statue einer Tänzerin, welche er in Neapel liebgewonnen hatte, zu kaufen — sie war für 300 Zechinen zu haben — rieth Meyer zu: »er überzeugte sich, dass das Bildwerk nach seinen Gesammtzeichen wohl als griechische Arbeit anzuerkennen sey und zwar geraume Zeit vor Augustus hinauf, vielleicht bis an Hiero II. geordnet werden könne«. Schade, dass aus dem Handel nichts geworden ist. Das anmuthige Werk steht jetzt im Vatican, aber woher nimmt der Kunstkenner seine Zeitbestimmung? Aus Winckelmann, der auch den Namen der Tänzerin gegeben hat. Er preist »die hohe Schönheit« des Kopfes; folglich schliesst Meyer auf einen hohen Stil und ein höheres Alter. Mehr und mehr schloss der bescheidene Dichter den wohlbewanderten Kritiker in sein Herz. Seine ersten Briefe nach der Rückkehr athmen die innigste Zuneigung; mit seiner unerschöpflichen Herzensgüte bemüht er sich, etwas für ihn zu thun, sorgt für ein Stipendium; er zieht ihn nach Weimar und reist ihm 1790 nach Venedig entgegen, wo er unter seiner Leitung die dortigen Meister studirt, leitet die Anfänge seiner Schriftstellerei, wirkt eine Reise nach Italien aus, um bedeutende Kunstwerke zu copiren, nimmt ihn in sein Haus, gestattet ihm den Umgang auch mit seinen Gegnern, reist ihm in die Schweiz entgegen, giebt mit ihm die Propyläen heraus und bleibt bis zu seinem Tode, 1832, mit ihm im vertrautesten Verkehr. Gegen Eckermann (1, 340) spricht er das grosse Wort gelassen aus: »Meyer ist nun weiter (als Winckelmann) geschritten und hat die Kenntnis der Kunst auf ihren Gipfel gebracht. Seine Kunstgeschichte ist ein ewiges Werk.« Denn: »In Meyer liegt eine Kunst-Einsicht von ganzen Jahrtausenden«. Es ist sonderbar, wie unsicher Goethe sein eigenes Urtheil

dem verehrten Kenner gegenüber fühlt. 1796 beschreibt er auf mehreren Seiten eine kleine Bronze, die er gekauft hat, eine weibliche geflügelte Figur steht auf einer Kugel mit einem Fusse u. s. w. »Soll ich meine Vermutung angeben«, schliesst die Beschreibung, »so könnte es eine Victoria sein«. »Mit den hetrurischen Gefässen«, heisst es, »ist es doch eine gar sonderbare Sache; Sie werden aber gewiss . . auf den Grund dieses Phänomens kommen«. Über die Ägineten äussert er sich 1818 ziemlich wegwerfend. »Es sind zusammengestoppelte Tempelbilder von ganz verschiedenem Kunstwerth«. Die phigalischen Reliefs beurtheilt er sehr günstig, macht aber auf Grund einer Zeichnung allerlei bedenkliche Ausstellungen und schliesst: »dies Alles wünscht' ich freilich von Ihnen beurtheilt«. (Br. von u. an Goethe, S. 34, 42, 123). Allmälig wuchsen die beiden alten Herren ganz zusammen. Wenn Goethe ein Kunstwerk erhält, verbirgt er es zuerst seinem Freunde, um sich selbst ein Urtheil zu bilden; dann ärgert er sich wieder über Meyer, dass dieser ihm nicht widerspricht und ihn noch für ein schwaches Licht hält. Aber wie sollte er ihm widersprechen? Sie sassen einander stundenlang gegenüber, ohne dass einer mehr als abgebrochene Worte vorbrachte; sie waren so durchaus einverstanden, dass es ihnen schwer wurde, zu einer Unterhaltung oder Discussion zu kommen (Müller S. 115, 125). Mit dieser Eintracht hing die Zwietracht zusammen, welche den Dichter von den Romantikern mehr und mehr entfernte. Sie hatte ihren Grund in den römischen Eindrücken, wie sie ihm von den dortigen Künstlern zurecht gelegt wurden. Denn freilich bietet Rom jeder Richtung diejenige Nahrung, die sie verlangt. Aber erhalten wurde die Feindseligkeit von dem eigensinnigen Freunde. Die Gegner vergalten ihm seinen Hass. Tieck ahmte sein Murmeln, das auch Boisserée lächerlich vorkam, spottend nach, Dorothea und Caroline Schlegel nennen ihn geradezu

Goethes Mephistopheles, und A. W. Schlegel widmet ihm im Schweizer Dialekt, den auch Boisserée wiedergiebt, ein ungezogenes Epigramm, nicht etwa einen muthwilligen Einfall, sondern als die Quintessenz der Polemik gegen einen übellaunischen Ausfall von Meyer, den auch der gutmüthige Boisserée tadelt, eine Fortsetzung der geschmackvollen Urtheile, die Schlegels Sendschreiben aus Rom (1805) enthielt. Wer hat Recht, Schlegel, der dem Schweizer zuruft: »lass die Schnuuze von der Kunscht«, oder Goethe, der ihn für den Vollender von Winckelmanns Bemühungen hält? Seine beiden bedeutendsten Arbeiten sind die Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts in Goethes Buch: Winckelmann und sein Jahrhundert, und die Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen (1824 u. 36). In jener ordnet er Reinhard unter Hackert und erkennt Koch ein wildes und ungeregeltes Talent zu; in dieser hat er von dem Unterschiede der archaischen und archaistischen Kunst keinen Begriff und rechnet die Basis in Dresden und die dortige Pallas unter die ältesten Denkmäler; den borghesischen Fechter rückt er nahe an Myron und Pythagoras hinan; die Venus auf Münzen von Knidos, meint er, könne nicht das Original von Praxiteles nachbilden, denn sie sei bei weitem nicht so glücklich, nicht so poetisch wie die mediceische. Als Beschreiber von Kunstwerken, namentlich als sorgfältiger Beobachter der stilistischen Unterschiede hat sich Meyer eine wohlverdiente Anerkennung verschafft, auch die Münzen fleissig herangezogen; aber als Kenner und Kritiker hängt der Zopf ihm hinten.

Diesem Künstler verdankte der Dichter die Analyse derjenigen Werke, welche er bei seinem zweiten Aufenthalte in Rom musterte. Es konnte nicht fehlen, dass er sich nicht bei der Betrachtung des Einzelnen beruhigte; er musste über die Principien der Kunst nachdenken. Die einfache Formel von Mengs und Winckelmann, Schönheit, unbe-

zeichnende Schönheit sei das Ziel der Kunst, genügte ihm nicht; zu lebendig war er für den Naturalismus der Niederländer eingenommen gewesen. In Rom lehrte Hirt leidenschaftlich, das Charakteristische enthalte das Wesen der Kunst. Noch im Jahr 1796 nennt Goethe diese Ansichten fixe Ideen, aber sie hatten doch den Keim zu einer Umgestaltung seiner Theorie gelegt, der schliesslich mit in sein System aufgenommen wurde. Einstweilen fand er in Moritz' Gesprächen die Gelegenheit, seine Ideen auszubilden. Wie er in der italienischen Reise die Bildungskraft aus dem Ganzen der Natur, das sich in dem Genie spiegele und von diesem neu erschaffen werde, so wie die Empfindungskraft im Verhältniss dazu darstellt, lässt er diese Seelenvermögen auch in den Propyläen hervortreten.

So vielfach zur Bewunderung und zur Missachtung angeregt, kehrte der Dichter in das Vaterland zurück. Wenige Blätter befestigen die in Rom gewonnenen Anschauungen; in der Gothik tadelt er die multiplicierte Kleinheit; in markigen Zügen entwirft er ein Bild der einfachen Nachahmung der Natur, der Manier und des Stils, worin neben dem Gegenständlichen das Charakteristische seinen Platz findet — und wendet der Kunst den Rücken. Mit der wunderbaren Beweglichkeit seines Geistes kehrt er in die Betrachtung der Natur ein; die Metamorphose der Pflanzen hatte er schon in Italien entworfen, die Farbenlehre bereitet sich, sowie die Metamorphose des Thierreichs, vor. Die französische Revolution, dann der Krieg beschäftigen ihn, nicht zum Vortheil der reinen Poesie. Nur die Reise nach Venedig 1790, wo er seine alten Lieblinge, die griechischen Löwen, in einem Epigramm begrüsst, lenkt im Verkehr mit Meyer seine Blicke wieder auf die früh geschätzte Kunst und deren Stufen. Kaum aber tritt ihm 1792 in Trier und der Umgegend das römische Alterthum entgegen, so erwacht die alte Liebe. Die wenigen Zeilen,

welche er dem Denkmal in Igel in seinem Tagebuche widmete, sowie die erneute Betrachtung auf der Rückkehr, zeigen aufs neue, wie rein und richtig der unbefangene Sinn des Dichters die Kunstwerke auffasst. Er verzichtet auf eine Einzeldeutung und beschreibt anspruchslos den Charakter des Denkmals. Als er im Jahr 1829 auf dasselbe zurückkam, brachte er unter Meyers Beistand eine gelehrte Erklärung zu Stande, geistreich wie die erste Beschreibung, aber lückenhaft und von Unrichtigkeiten nicht frei[1]. Ebenso unbefangen und warm würdigt der Reisende die jetzt im Haag befindlichen geschnittenen Steine, deren Studium ihn noch lange in Weimar erfreuen sollte. Endlich findet der Dichter sich wieder, und in dem schönen Wettstreit mit Schiller entfaltet sich die volle Reife seines Genies. Zur alten Kunst kehrt er auf dem Umwege über Benvenuto Cellini zurück. Der Versicherung an Meyer (1797): »Für uns Andere, die wir doch eigentlich zu Künstlern geboren sind, bleiben doch immer die Speculation sowie das Studium der elementaren Naturlehre falsche Tendenzen«, treu, lässt er sich durch einen Aufsatz von Hirt zu einer Abhandlung über Laokoon anregen, der ersten der Art, die wir zu verzeichnen haben, einer Ausführung des glücklichen Gedankens, den er als Jüngling in Mannheim gefasst hatte. Mit Recht bewundert Schiller das kleine Meisterwerk. Die Abstufung des Interesses an dem wehrhaften schwer Verwundeten, dem hülflos umschlungenen Kinde, dem leicht umstrickten Sohne, für den neben der Furcht noch einige Hoffnung bleibt, wird treffend charakterisirt. Wie schön, wenn der Verfasser seine Absicht ausgeführt, Niobe und den farnesischen Stier in gleicher Weise behandelt hätte.

Aber ihn trieb es seinem Meyer und dessen Kunstschätzen entgegen. In der Schweiz trafen sich beide Freunde,

[1] S. F. Hettner, das römische Trier, S. 26 ff.

im Gespräch wurde ein Doppeltes ausgemacht. Einmal vollendete sich Goethes ästhetisches System. Das Charakteristische Hirts gestaltet sich zum Bedeutenden um. »Der höchste Grundsatz der Alten«, so heisst die Formel, und die Alten sind die kanonischen Muster geblieben, »war das Bedeutende; das höchste Resultat aber einer glücklichen Behandlung das Schöne«. Dieses selbst zu definiren lehnt der Denker später ab, es ist ihm ein Urphänomen. Mit diesem Begriff des Bedeutenden aber hängt der Werth der Gegenstände zusammen; denn je mehr der Gegenstand bedeutet, desto mehr erleichtert er eine glückliche Behandlung. Vermöge seiner regen Empfänglichkeit für alles Bedeutende ging Goethe nicht selten über diese Bestimmungen hinaus; wie hätte er sonst Diderots Ansichten aufnehmen, wie die Landschaft lieb gewinnen können in ihrem vollen Umfange, während Meyer sich Ideale oder vollkommene Begriffe von der Form landschaftlicher Gegenstände construirt! In seiner sorgfältig ausgeführten Abhandlung: »Der Sammler und die Seinigen« hat Goethe jene Theorie am lebendigsten, wissenschaftlich zusammenhängend in der Einleitung der Propyläen dargestellt. Die zweite Folge jener Unterredungen war praktisch. Man einigte sich über eine Reihe von Gegenständen, die man schriftlich empfehlen und künstlerisch dargestellt wissen wollte. Die Horen waren todt, die Propyläen wurden erbaut, die Kunstausstellungen gaben ein Beispiel von der Wahl geeigneter Gegenstände, mythologischer und zuletzt ganz allgemeiner, die doch wieder auf die Bibel zurückführten. Denn was ist die Menschheit »vom Elemente des Wassers bedrängt« anders als die Sündflut? Die Firma W. K. F. trat ins Leben, die Propyläen sollten das Publikum anregen und belehren, die Ausstellungen durch Anschauung aufklären. Aber das Publikum liess sich nicht belehren und anregen, der stolze Bau fiel zusammen. Auch

die Ausstellungen gingen 1805 zu Ende, man flüchtete sich in die neue Jenaer Literaturzeitung, aber es liess sich nicht verkennen: die Romantik hatte mit ihren Kunstansichten gesiegt; der Alte zog sich grollend in seine Zelte zurück. Noch einmal flammte er auf, Reisen an den Rhein von 1814 an liessen ihn die römischen Alterthümer von neuem betrachten und würdigen; Boisserées Freundschaft erquickte sein Gemüth, und mit seinem grossen und freien Blick, ungetrübt durch die Umgebung in Weimar, überschaute er die Entwicklung der neuern Kunst und ihren Zusammenhang mit der alten, wobei das Mittelglied der Byzantiner eine vielleicht zu grosse Rolle spielte. In Kunst und Alterthum theilte er die empfangenen Eindrücke mit. Aber jenen Schlag hat der Schriftsteller nie verwunden. »Wenn man in und für die Zeit schreibt«, sagt er 1829 dem Kanzler Müller, »ist es gar zu unangenehm, dass man nicht auf sie wirkt«. Er wurde nicht müde auf »die verruchte Manier der Nazarener« zu schelten. »Sie sehen endlich doch ihre Lehre in Caffarelli begraben«, ruft er nach der römischen Ausstellung, die auch Thorwaldsen als misslungen schilderte, triumphirend aus. Es war nicht so sehr die Romantik, die er hasste, als die rohe Mantik, deren Ausartungen ihn abstiessen, wozu die persönliche Antipathie gegen Friedrich Schlegel hinzugekommen war.

Entschädigung bot ihm der Kunstgenuss in seinem Hause. Er brachte eine sehr schätzbare Sammlung von Medaillen, eine hübsche Menge antiker Bronzen und Terracotten zusammen; die Pasten von Mionnet, Gemmen im Original und in Abdrücken, auserlesene Handzeichnungen und Kupferstiche erheiterten sein Auge; die Gespräche und der Briefwechsel mit Freunden zeigen, wie die Betrachtung der Kunstwerke ihn jung erhielt, und es ist beinahe komisch, wenn Niebuhr, dessen historisch-politischer Sinn mit dem ganzen Feuer seines Charakters die Anfänge der grossen

Italiener wie den aufstrebenden Genius der in Rom versammelten Deutschen erfasste, dem hochverehrten, geliebten Freunde den Kunstsinn absprach. War es ja eine der letzten Freuden des Alters, welche dem Greise Durchzeichnungen der pompejanischen Wandgemälde bereiteten. Er breitete sie auf dem Fussboden aus »und erbaute sich, indem er zu dem, was er für das Rechte hielt, die Bestätigung und die Belege fand«.

Aber ein Goethe konnte es nicht bei dem Geniessen bewenden lassen. Er musste sich und Anderen von dem Genossenen Rechenschaft geben. Die Art, wie er sich dies Bedürfniss zurecht legt, klingt eigenthümlich. »Ich habe,« meint er am Ende seines Lebens 1830, »Natur und Kunst eigentlich immer egoistisch studiert, nämlich um mich zu unterrichten. Ich schrieb auch nur darüber, um mich immer weiter zu bilden. Was die Leute daraus machen, ist mir einerlei.« Aber es ist nicht so böse gemeint; über Kunst schrieb er, wie er dichtete, aus dem Innern heraus, und seine reiche Erfahrung wie sein reifer Verstand mussten mit der Phantasie des Dichters sich vertragen, selbst auf die Gefahr, dass der Stoff darunter litt; und auch wenn dieser widerstrebt, wird der kundige Leser die geistreiche Auffassung bewundern. Aus diesem Gesichtspunkte sind die Aufsätze zur Erklärung der Denkmäler zu beurtheilen; seine historischen Übersichten, die ohne Einschränkung gepriesen werden dürfen, lassen es bedauern, dass Goethes grosse Begabung zum Geschichtschreiber hinter der von Meyer unterstützten Behandlung einzelner Aufgaben zurücktrat, und auch bei dieser der praktische Zweck so wie äussere Anstösse sich geltend machten.

So zuerst 1803 die Abhandlung über Polygnots Gemälde in Delphi, hervorgerufen durch den Versuch einer Herstellung, welchen die Gebrüder Riepenhausen machten. Der Aufsatz hat die Bestimmung solche Arbeiten zu em-

pfehlen. »Denn die Künstler werden auf die einfach hohen und profund-naiven Gegenstände aufmerksam und fühlen sich gedrungen, Bedeutung und Form im höchsten Sinne zu cultivieren«. Also wieder die Gegenstände und die Bedeutung. Auch der theoretische Werth ist nicht gering anzuschlagen. Die Disposition der Gruppen ist glücklich getroffen, und wenn sich über die Richtigkeit der Anordnung über einander stehender Reihen streiten lässt, so haben doch mehrere Gelehrte im Wesentlichen denselben Weg eingeschlagen. Aber in einem wichtigen Punkte hat der Dichter den Kunstkenner irre geführt. Seinem Schosskinde Helena will er eine abgesonderte Geltung verschaffen, und deshalb teilt er das Bild der Zerstörung von Troja in zwei selbständige Gemälde, die Verherrlichung der Helena und die Kampfscenen. Auch hier verhallte die Stimme des Predigers in der Wüste; es fanden sich keine Nachfolger der Riepenhausen, und sie selbst gingen in das feindliche Lager der Romantiker über.

Ein zweiter äusserer Anlass führte 1804 zu einem bedeutenden Unternehmen. Zur Herausgabe der ihm mitgetheilten Briefe Winckelmanns traf Goethe grosse Vorbereitungen; er setzte Fernow, Meyer, Wolf in Bewegung. Seine Darstellung des grossen Mannes zeigt, wie allerdings der Gegenstand hebt und begeistert. Die Charakteristik ist vortrefflich, die Sprache hat etwas prophetisch Erhabenes; es gehörte die ganze Voreingenommenheit der Romantiker dazu, wenn Dorothea Schlegel sie pretiös und gespreizt findet. Nach längerer Pause regt 1812 die Entdeckung eines cumanischen Wandgemäldes den Dichter zu einer anmuthigen Phantasie »Der Tänzerin Grab« an, welche er selbst »als ein Gedicht zu einem Gedicht« zu betrachten bittet, wenn man seine Erklärung nicht gelten lassen wolle. Über die Zeit der Verfertigung spricht er oder wohl Meyer vorsichtig; er neigt zu der Annahme der Zeit der Philostrate

hin, meint aber auch, wenn das Werk von alten griechischen Cumanern herrühre, müsse es älter sein als Alexander, »wo die Kunst noch nicht zu dieser Leichtigkeit und Geschmeidigkeit ausgebildet war«. Eine Meyer'sche Ansicht.

Sehr erfreulich begegnet sich der Dichter und der Archäolog in der sogenannten Apotheose Homers. Das Relief wird sehr geistreich und einsichtig charakterisirt; was er aber über die schwierige Figur eines Mannes, der unter einem Dreifuss in der Nähe des apollinischen Heiligtums am Parnass auf einer Basis steht, vermuthet, ist mit gutem Grunde von allen Gelehrten, die über das merkwürdige Relief gehandelt haben, unberücksichtigt geblieben. Er meint, es werde ein Dichter dargestellt, der sich »einen Dreifuss durch ein Werk, wahrscheinlich zu Ehren Homers, gewonnen und zum Andenken . . sich hier als den Widmenden vorstellen lasse«. Die Figur ist aber ohne Zweifel eine Statue auf einer Basis: wie hätte ein lebender Dichter sich so abbilden lassen, und an einer so anspruchsvollen Stelle? und wie hätte er, gegen den antiken Gebrauch, seine Person in eine Götterversammlung gemischt? Mag es Orpheus, Olen oder, wie ich mit den Meisten glaube, Hesiod sein: ein lebender Dichter ist es nicht; Goethe hat die Analogie mittelalterlicher Gemälde falsch angewandt. Meyer hält das Relief sogar für die Nachahmung eines Gemäldes aus der Zeit Polygnots.

Nicht glücklicher ist 1812 eine Vermuthung ausgefallen, auf die sich ihr Urheber etwas zu gute thut (an Zelter 2, 68), und die Meyer ohne weiteres als sicher betrachtet, Myrons berühmte Kuh habe ein Kalb gesäugt. So kommt sie freilich auf Münzen von Dyrrachium (Epidamnus) vor, aber auf keinem der sechs und dreissig Epigramme, welche das Kunstwerk preisen; viel mehr führen einige unter den Täuschungen des scheinbar lebendigen Thiers auch ein lebendes Kalb an, das sich der vermeintlichen Mutter nähert.

Das Erzwerk stand in Athen, später in Rom; also haben jene Münzen gar keine Beziehung zu ihm. Recht bezeichnend ist Goethes Äusserung 1829: »Dass ich Myrons Kuh auf den Münzen von Dyrrachium zu entdecken glaubte, hat mich besonders gefreut und nützt mir noch. Leipziger und Göttinger wollten nichts davon wissen, das thut mir nichts, denn ich habe meinen Vortheil davon«. Er hält den Gedanken für wahr, der für ihn fruchtbar ist, erstrebt also keine objective Wahrheit, sondern verfolgt subjective Zwecke — ein stärkerer Gegensatz gegen Lessing lässt sich nicht denken (an Zelter 5, 359). Höchlich erfreute ihn das Modell dieser Gruppe, welches ihm ein junger Bildhauer gesandt hatte (Eckermann 2, 348).

Wenn sich aber des Dichters Beobachtung vorhandenen Kunstwerken zuwendet, welche er mit seinem Naturell und seiner Stimmung verwandt findet, vereinigt sich das Object mit der subjectiven Auffassung in glücklicher Weise. Dies ist ihm in den letzten Lebensjahren zu Theil geworden. Die pompejanischen und herculanischen Gemälde hat er lange geliebt, zu der Restauration der von Philostratus beschriebenen Gallerie benutzt, und in der Beurtheilung der Zahn'schen Ornamente 1830 beinahe sein letztes Wort gesprochen. Mit genialer Sorglosigkeit hatte er schon lange vor 1815 die schwierige Frage nach der Glaubwürdigkeit jenes alten Sophisten übergangen, aber die campanischen Bilder sehr umsichtig zum Entwurf darstellbarer Kunstwerke benutzt; den Stil und Geist der ihm neu bekannt gewordenen Denkmäler stellt er zuletzt mit anschaulicher Lebendigkeit, mit feinem Urtheil, mit jugendlicher Begeisterung dar.

Wir übergehen die zahlreichen treffenden Bemerkungen über die Pferdeköpfe des Parthenon, die Medusa Rondinini, den Antinous, Gemmen, Medaillen, Bronzen, sowie die unschätzbaren theoretischen Äusserungen in Xenien und

Aphorismen, letztere um so mehr, als Goethes Kunsttheorie Danzel vortrefflich gewürdigt hat, und ziehen aus dem Gesagten den Schluss: Wenn er den künstlerischen Gehalt eines bekannten Werks unbefangen würdigt, trifft er den Nagel auf den Kopf; für archäologische Entdeckungen im Einzelnen war der Dichter nicht recht geeignet, er verliess sich auf Meyers Kenntnisse und liess sich durch die starke Subjectivität, womit er aus dem Stoffe entnahm, was ihm homogen war, bestimmen. Aber homogen war ihm das Alterthum in einem Grade, wie kaum einem Neuern; er dachte nicht allein antik, er fühlte auch so. Daher seine Vorliebe für die griechische und besonders die römische Baukunst, seine Abneigung gegen die Gothik, die er mit tüchtigen Künstlern, z. B. Wagner, theilte. In den beiden Schwesterkünsten der Alten legt er zuerst auf den Gegenstand einen hohen Werth (Eckermann 1, 78). Die gewöhnlichen Stoffe der neuern Plastik und Historienmalerei schienen ihm abstossend oder erschöpft; hat er ja doch einmal den Bildhauern eine bunte Gruppe statt der Apostel vorgeschlagen, worin auch der Hauptmann von Capernaum nicht vergessen wird — wie würden ihn Thorwaldsens Apostel eines Bessern belehrt haben! Recht charakteristisch für die Malerei ist das 1804 Zelter angegebene Schema (1, 151):

Judas Ischarioth.	Romantik	Zeus	Meles und Kritheis
	Madonna	Hellenik	

Also die beiden Pole bilden Judas Höllenfahrt und ein sentimentales Bild aus Philostratus, dessen Text theilweise missverstanden wird.

An den neudeutschen Künstlern war ihm im Vergleich zum Alterthum die schwächliche und incorrecte Ausführung

zuwider, deren Gegentheil er in den Alten fand. Aber diese nicht vorurtheilsfreie Anschauung wurde durch einen hohen Vorzug wesentlich verbessert, die ausgezeichnete Gabe einer echthistorischen Würdigung. Sobald Boisserée seinen Sinn für die altdeutsche Kunst wieder erweckt hatte, gewann er einen Standpunkt, von dem aus er die ganze Kunstgeschichte überblickte und deren verschiedene Epochen gerecht und einsichtig würdigte, auch eines Cornelius Grösse auf sich wirken liess. Auf dieser Höhe sprach er 1828 die Quintessenz eines langen Lebens in den goldenen Worten aus (Eckermann 2, 40): »Man muss etwas *seyn*, um etwas zu machen... Wer aber etwas Grosses machen will, muss seine Bildung so gesteigert haben, dass er gleich den Griechen im Stande sey, die geringere reale Natur zu der Höhe seines Geistes heranzuheben, und dasjenige wirklich zu machen, was in natürlichen Erscheinungen, aus innerer Schwäche oder aus äusserem Hinderniss, nur Intention geblieben ist«.



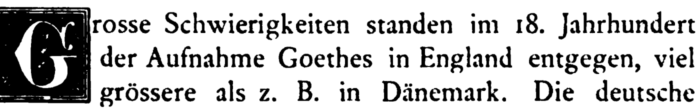


2. Die Aufnahme von Goethes Jugendwerken in England.

von

Alois Brandl.

I. Werther (1779–1798).



Grosse Schwierigkeiten standen im 18. Jahrhundert der Aufnahme Goethes in England entgegen, viel grössere als z. B. in Dänemark. Die deutsche Sprache wurde jenseits des Kanals höchst selten und fast nur zu kaufmännischen Zwecken gelernt. Deutsche Bücher waren als pedantisch und gelahrt verachtet. Die insulare Abgeschlossenheit und selbstbewusste Originalität des Volkes, die praktisch-bürgerliche Richtung des Nationalcharakters, welche mehrfach an das engherzige grenzte, hemmten die Einführung jeder fremden Cultur, soweit sie nicht von dem monopolisirten Lande des guten Geschmackes, von Frankreich, ausging. Sollte daher der spezifisch deutsche junge Goethe hier dennoch eindringen, so musste das Verhältniss der öffentlichen Meinung zu allem deutschen tief erschüttert werden, und wirklich begann mit der Bewunderung Goethes zugleich der Einfluss des modern deutschen Geisteslebens, ja überhaupt die erste Phase des Kosmopolitismus in England.

Diese Bewegung stand im innigsten Zusammenhange mit dem Aufkommen der Romantik: die kleine Sphäre der pseudo-klassischen Stoffe und Motive wurde Schotten und Engländern um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu enge, und sie schweiften in phantastische Fernen. *Home,* der Tragöde, griff 1756 nach Altschottland zurück; unter seinem Einflusse schrieb *Collins* die »Ode auf den Aberglauben der Hochschotten«, suchten *Gray* und *Macpherson* die altirische Bardenwelt wieder zu erwecken. Seit 1757 datiren auch die ersten Spuren von Interesse für die lange verschollene Literatur der deutschen Nachbarn. *Rabeners* Briefe, *Gessners* Idyllen, *Klopstocks* Dramen und Messias, *Bodmers* Noah, *Wielands* Sokrates, *Lessings* Fabeln wurden in der angegebenen Reihenfolge in London übersetzt und besprochen. Freilich gefielen alle diese Werke eigentlich nicht, weil sie deutsch waren, sondern weil sie theils mit dem pseudo-klassischen, theils mit dem moralisch-sentimentalen Tone der damaligen englischen Literatur übereinstimmten. Aber sie bereiteten doch das Publikum auf originellere deutsche Dichtungen vor, und dies um so mehr, als ein politischer Faktor ihnen zu Hilfe kam: im Jahre 1760 war nämlich mit Georg III. eine deutsche Prinzessin (von Sachsen-Koburg) auf den englischen Thron gekommen, und daher wurden mehrere dieser Übersetzungen von dem Hofe veranlasst oder wenigstens unterstützt. Auf diesen, auch von Rousseau wohl vorbereiteten Boden fiel Goethes »Werther«; er verschaffte sich Geltung, obwohl er die formale Schule Popes ignorirte, die frommen Anhänger Richardsons verletzte und dem praktischen Charakter der Nation widersprach.

Die erste Übersetzung des Werther — und Übersetzungen davon sind bei einer der deutschen Sprache unkundigen Nation verlässliche Marksteine seiner Aufnahme — erschien 1779 in London. Durch das Motto

»Taedet caeli convexa tueri« verräth der anonyme Übersetzer seine Neigung zur bürgerlichen Dichtung; auch die Eigenthümlichkeiten, welche die Vorrede den Leser erwarten lässt, die beschränkte Anzahl der Personen und Handlungen und der tragisch-sentimentale Ton der Liebesgeschichte, gereichten dem Werke von dem Standpunkte der Richardson'schen Traditionen aus offenbar zur Empfehlung. Insofern hatte also der Vater des bürgerlichen Familienromans nicht blos an der Entstehung des Werther einen grossen Antheil, sondern auch an seiner Einbürgerung in England. Doch war dieser Antheil nur indirekt: den Hauptanstoss musste die Kraft und Vortrefflichkeit von Goethes Dichtung selbst geben. Bezeichnend dafür erzählt unser Übersetzer, wie er sie in Frankreich zum ersten Male las: »gefesselt von den ungewöhnlich genialen und originellen Gedanken und der Energie, mit welcher sie ausgedrückt sind, übertrug er einige Briefe aus dem Französischen, und weiter gelockt von der Schönheit des Werkes, welche in dem Grade zunahm, als er fortschritt, vollendete er unvermerkt das Ganze«. Die Franzosen also waren es, welche den Engländern zuerst den Werther vermittelten und so die Rücksichtslosigkeit, mit welcher ein Jahrhundert vorher ihre Landsleute, namentlich P. Bouhours, das deutsche Geistesleben jenseits des Canals discreditirt hatten, gewissermassen gut machten. Aber dieses literarische Verdienst der Franzosen wäre noch grösser gewesen ohne die argen Willkürlichkeiten, welche sich ihre ersten Übersetzer (seit 1775) mit dem Texte des Werther erlaubten, da dieselben natürlich in der englischen Nachübersetzung potenzirt wiederkehren und zur Folge hatten, dass der Gedankengehalt, die Präcision und Feinheit des Originals oft bis zur Unkenntlichkeit verloren gegangen sind. Trotzdem wurde diese erste Verenglischung in zahlreichen Auflagen verbreitet und allgemein gelesen. Eine

zweite erschien erst 1786 (vgl. Appell 3_{13}), eine dritte 1789 von *John Gifford* »nach der französischen Ausgabe des Aubry«; sie ist vollständiger, zeigt sich aber besonders in der Vorrede von der ersten abhängig, wenn nicht etwa die Ähnlichkeit blos aus der gemeinsamen Vorlage stammt.

Den durchschlagenden Erfolg, welchen Werther trotz all dieser Verunstaltungen errang, illustriren schon die vielen Einwendungen, welche er von dem Standpunkte einer oberflächlichen Moral aus erfuhr. Durch die Vorgänge in Deutschland und Frankreich gewarnt machte der erste englische Übersetzer von vornherein gegen jene Pamphletisten Front, welche »Goethe als den Vertheidiger des Selbstmords angreifen, welche den Verfasser vom Werke nicht unterscheiden und ihm in sehr alberner Weise die irrigen Gefühle zuschreiben, welche er seinem Hauptcharakter gegeben — eine Art Kritik, welche alle epischen und tragischen Dichter der Welt ebenso treffen würde«. In der That ist es auffallend, dass der Selbstmord in Addison's Cato eine Handlung heroischer Tugend, im Werther aber ein feiges Verbrechen sein sollte: ahnten etwa die Splitterrichter im letzteren den Vorboten des Sturmes und Dranges, der Auflehnung des Individuums gegen die conventionelle Sittlichkeit, welche Cato noch bereitwillig anerkennt? Jedenfalls wurden sie sich dessen erst nach dem Ausbruche der französischen Revolution klar bewusst; für jetzt eiferten sie in England wie anderswo nur in allgemeinen Ausdrücken gegen die »verderbliche Tendenz« des Romans und läugneten in der Hitze auch alle seine künstlerischen Schönheiten (vgl. z. B. Monthly Rev. 1785 p. 468). Selbst dass in der genannten Übersetzung die Anspielungen auf Bibel und Gott weggeblieben waren, konnte die zarten Gewissen vieler Engländer nicht beschwichtigen. Von den heftigen Angriffen, welchen Werther öffentlich und im Privatleben begegnete, zeugen am beredtesten die ängst-

lichen Apologien seiner Bewunderer. Aber die Argumente pro und contra scheinen, wie es in Sachen des Gefühls gewöhnlich geht, ihrem wahren Zwecke gleich wenig genützt zu haben; die heftige Polemik erhöhte nur den Ruf des Werkes, jede zarte Seele, vor allem unter den Frauen, schwärmte für Werther, den revolutionären Kern sahen sie noch nicht, nur seiner Sentimentalität galten Anfangs die Nachahmungen.

An der Spitze der Nachahmungen in England steht ein Gedicht »Werter to Charlotte« 1784 von *Edward Taylor;* vgl. die kurze, kühle Notiz in The Monthly Rev. 1785 p. 468. Im nächsten Jahre aber folgte ein fruchtbarer Dramatiker, *Frederick Reynolds* (1764—1841). 17 Jahre alt hatte er eine Reise an den Rhein unternommen und dabei wahrscheinlich deutsch gelernt. Im Frühling 1785 verliebte er sich dann in Miss Eliza Proctor, die jüngste Tochter der Gräfin von Effingham, deren Schönheit, Reichthum und Anbeterschaar ihn zu einem verzweifelten Versuche, eine entsprechend hohe Lebensstellung zu erringen, anspornten: er wollte ein grosser Tragöde werden. Wie er dies ins Werk zu setzen suchte, hat er mit launiger Selbstironie in seiner Autobiographie (1826) beschrieben, und ich gehe auf diesen interessanten Bericht um so lieber ein, weil er trotz einiger handgreiflichen Übertreibungen die Aufnahme Werthers in der feinen Gesellschaft Londons am besten illustrirt. Reynolds formte den Roman Goethes um in eine pathetische Tragödie mit Blankversen nach dem Vorbilde Otways, um das Herz der Geliebten zu schmelzen, und eilte, das fertige Produkt im Familienkreise Effingham vorzulesen. Charlotte ist darin schon vom ersten Akte, ja vom ersten Augenblicke an, da sie Werther sieht, an ihn verloren; sie ermahnt ihn, mit Rücksicht auf ihren Bräutigam zu entsagen; gegenseitige Trennung, Klage und Ohnmacht; Vorhang fällt: Werther aber kehrt immer

wieder. So geht es durch drei Akte. Als Reynolds deklamirte, wie Werther seine Charlotte bittet, an ihn zu denken, wenn er, der ja nur in ihrem Anblick Freude und Leben finde, im Grabe liege, erwartete er von den Damen Seufzen, wo nicht gar Schluchzen; aber die stolzen Britinnen waren noch nicht erweicht, und zu seiner herben Enttäuschung erntete er nur ein Niessen. Bei der Stelle, wo Albert im Dienste des Kaisers abreist und Werther mit freiem Zutritt bei seiner Frau zurücklässt, rief Lord Effingham mit kaustischem Humor dazwischen: »dann kann er nicht mehr erwarten als einen Schilling Schadenersatz«. Die Ossian'schen Fragmente aber wirkten, und bei der Bühnenanweisung »Werther wirft das Buch nieder, ergreift Charlottens Hand und weint darüber, bis sie endlich ausruft: Gehe!«, da glänzten Thränen in Elizas schönen blauen Augen. Wohlgemuth las nun Reynolds weiter: »Er fasst sie in seine Arme, er drückt sie an die Brust, und —« doch jetzt riss der gesunden Nüchternheit und dem Schicklichkeitsgefühl des Engländers die Geduld: »Halt, halt, Master Fred«, fuhr Lord Effingham mit Donnerstimme dazwischen, »Eliza, Fred ist ein Narr, ein deutscher Narr, der unbewusst Anstand und Sittsamkeit verletzt; statt so da zu sitzen, mit starren Augen, seufzend und nach Athem ringend, thätest du wohl besser, das Zimmer zu verlassen. Fürwahr, ich dächte, wir hätten von diesem schluchzenden, weinenden, deutschen Werther für immer genug, seit vor zwei Monaten unsere Freundin und Nachbarin Miss G. von eigner Hand getödtet in ihrem Bette gefunden wurde mit diesem kläglichen Romane unter dem Kopfkissen!« — Glücklicherweise trat ein Hausfreund ein und hob die Gesellschaft über die Verlegenheit, indem er Werther für einen prächtigen Stoff zu einer Farce erklärte. Der Dichter aber benützte die Gelegenheit, um sich beschämt und still aus dem Hause zu schleichen. Am nächsten

Morgen jedoch regte sich in dem Lord der Geist des literarischen Protektors, er versicherte Reynolds, dass die Tragödie ihm und seinen Damen doch sehr gefallen habe und wollte das Manuscript nach Entfernung der indecenten Stellen an den Regisseur des Covent Garden Theaters empfehlen. Aber alle drei Haupttheater Londons wiesen das Stück zurück, und so gelangte es erst am 25. Nov. 1785 in Bath zur Aufführung, unter vielen Thränen, Ohnmachten, Bravos und anderen Beifallsbezeigungen. Es war das reinste sentimentale Rührstück. Im nächsten Jahre wurde es auch in Covent Garden gegeben und gleichzeitig gedruckt, und Reynolds fühlte sich zum dramatischen Dichter berufen. In seinen zahlreichen folgenden Dramen zeigt er zwar wenig oder nichts von der feinen Technik Goethes, seine Effekte sind durchaus stofflicher Art, doch lässt sich gerade, was die Wahl der Stoffe anbelangt nicht läugnen, dass er half, die beengende Athmosphäre der bürgerlichen Criminaltragödie à la Lillo energisch zu durchbrechen und von edler Leidenschaft bewegte Herzensgeschichten vorzuführen. Über die Unbezwingbarkeit der schönen Eliza scheint er sich mit einigen Theaterschönheiten getröstet zu haben, was ihm das interessante Epitheton »adonizing Werther« eintrug[1].

---

[1] Zwischen 1785 und 1792, also in einem verhältnissmässig kurzen Zeitraum, wurden noch sieben Umdichtungen und Fortsetzungen in London veröffentlicht, grösstentheils von Damen, bei welchen ich mich mit der Anführung der Titel begnügen kann (vgl. Watt und Appell):

Eleanora: from the Sorrows of Werter: St. Tale. 1785.

Letters of Charlotte during her connection with Werter. 1786.

Werther. Traduit de L'Anglais par Mr. D(avis) d(e) S(aint) G(eorges). Avec un extrait d'Eléonore, autre ouvrage Anglais, contenant les premières aventures de Werther. A Londres 1787.

Lady Wallace, Letter to a Friend with a Poem called the Ghost of Werter. 1787.

Anne Francis, Charlotte to Werter. 1787.

Amelia Pickering, The Sorrows of Werter, a Poem. 1788.

Mrs. Farrel, Charlotte or the Sequel to the Sorrows of Werter, and Other Poems. 1792.

Aber auch in Schottland fand Werther warme Bewunderer. Dort gab eben *Burns* seine erste Gedichtsammlung heraus (1786) und eröffnete mit seiner individuellen Leidenschaft und volksthümlichen Frische eine neue Ära der englischen Poesie. Zugleich lebte noch stark die alte Schule fort und ein entschiedener Anhänger derselben war, wenigstens bei seinem Auftreten, *Alexander Thomson*. Die Literaturgeschichte hat ihn vergessen, selbst Allibone weiss von seinen Lebensverhältnissen nur, dass er 1803 zu Edinburgh im Alter von 41 Jahren plötzlich starb. Seine dichterische Thätigkeit scheint er 1781 mit einer Ode auf Pindar begonnen zu haben (gedr. in seinen »Sonnets«, Edinburg 1801). Dass er von Haus aus der Pope'schen Richtung huldigte, verräth namentlich sein Lehrgedicht »Whist« (Edinburg 1792). Aber daneben finden wir ihn auch mit Studien deutscher und italienischer Dichter beschäftigt. Im Mai 1786 begann er einzelne Partien des Werther in Elegien und Sonette umzugiessen, hatte es 1790 bereits auf ein Dutzend solcher Gedichte gebracht und trug sich sogar mit dem Plane, alle schönen Stellen des Romans in Sonette zu übertragen, glaubte aber schliesslich doch, das dürfte selbst für einen Dante zu schwer sein. An und für sich werthlos erklären diese Werthernachahmungen doch die Wendung, welche in der nächsten Zeit er und gewiss viele seiner Zeitgenossen mit ihm in ähnlicher Weise durchmachten. In der Vorrede zu der poetischen Epistel »Essay on Novels« 1793 ist nämlich sein Eifer für die Klassicitätsschule schon stark erkaltet. Er polemisirt schüchtern gegen »die extravagante Verehrung der Schriftsteller des Alterthums« und rühmt dafür die Romane von Richardson, Smollet, Burney, Smith, Mackenzie, Fielding, Rousseau und vor allem »des unerreichbaren Goethe starke, pathetische Gewalt«. Der Abschied Hektors von seiner weinenden Gemahlin ist ihm

die glänzendste Kundgebung von Homers Kraft; aber »mit doppelter Gluth des Entzückens hob sich meine Brust«, als er zum ersten Male die Scene las, wo Charlotte an der Seite Alberts im Mondenscheine ihrem geliebten Werther begegnet. Und wenn die Dichterwerke aller Zeiten und Völker, fährt er fort, zu Grunde gingen, und ich nur ein einziges retten dürfte, »dann würd' ich Werthers holdes Buch ergreifen und von dem Rest wegraffen liebevoll«. In einer Anmerkung nennt er selbst diese Empfehlung des Werther »unqualified« und hofft, seine Leser werden ihn desshalb nicht für einen Anhänger der angeblich unmoralischen Tendenzen Goethes halten.

Offen erklärte er dann seinen Abfall vom Pseudoklassicismus in seiner nächsten Dichtung »The Paradise of Taste« (London 1796). Auf Regeln und Kritik, selbst auf Aristoteles will er nicht mehr hören. Drydens und Popes Kunst ist ihm nicht mehr identisch mit Poesie, anderen Dichtern gilt seine höchste Bewunderung: in der »Gruft des Wehes« beim Schimmer einer erlöschenden Lampe sieht er den Dichter der »Clarissa«, den »Priester der Tugend«, an einem Sarge lehnen; zu seinen Füssen sitzen zwei denkende Schüler, welche »süsse Bilder des Familienlebens entwerfen und die Gestalten von Woldemars und Alberts Frau kunstreich in das zarteste Gewand der Tugend kleiden«. Hier erreicht die »schmerzliche Leidenschaft«, die poetische Erschütterung ihren höchsten Grad. — So hat bereits ein zeitgenössischer Autor die enge Abhängigkeit Rousseaus und Goethes von Richardson erkannt und ausgesprochen.

Noch ein schottischer Nachahmer des Werther ist flüchtig zu erwähnen: *John Armstrong* aus Leith (1771—97), Hörer der Theologie an der Universität Edinburg, schrieb 1790 »Confidential Letters from the Sorrows of Werter« unter dem Pseudonym Albert.

Durch den Umstand, dass fast alle genannten Übersetzer, Bearbeiter und Fortsetzer des Werther obscure Leute sind, darf man sich nicht verleiten lassen, die Wichtigkeit der Bewegung zu unterschätzen. Sie war eben, obwohl durch die schöne Literatur getragen, mehr eine sociale als eine literarische, mehr eine Übertragung eines specifisch deutschen Gefühls, nämlich des idealen leidenschaftlichen Langens nach dem unmöglichen, als deutscher Kunst, und ergriff daher zunächst das Volk in seiner ganzen Breite. Den besten Beweis für letzteres liefert das Erscheinen des Volksbuches »Werter and Charlotte, a German Story, containing many wonderful and pathetic incidents. From Love what pleasure springs In lowly Cots, or Palaces and Kings« (London, ohne Datum, nach dem Kataloge des Brit. Mus. 1800). Das Hauptinteresse ruht darin nicht auf Werther, sondern auf Charlotte. Ihr Vorleben wird ausführlich, ihre Liebesgeschichte aber nur auf zehn Seiten erzählt. Auch hier gesteht sie von vornherein ihre Neigung für Werther zu warm und offen; ihr Schicksal wird dadurch wohl rührender, aber sie verliert an sittlicher Höhe, und Albert sinkt vollends zum albernen Glücksstörer herab. Den Schluss bildet ihre Totenklage um den Geliebten: jeden Morgen und Abend besuchte sie Werthers Grab, streute die schönsten Blumen darauf und freute sich auf das Wiedersehen im Jenseits. »So fuhr sie fort zu trauern und ihr Körper zu schwinden, bis sie endlich in die Arme des Todes sank, und bis zum Ende rief sie nach Werther, an dessen Seite sie begraben wurde auf das Verlangen seines Freundes, welcher das Geheimniss ihrer Liebe aus einigen seiner hinterlassenen Papiere erfahren hatte«.

II. GOETHES DRAMEN (1788—98).

Werther, mit seinem Anhauche selbsterlebter Leidenschaft, weckte, kaum erschienen, im Publikum die Neugierde

nach der Persönlichkeit des Dichters. Der erste Übersetzer hatte nur in einer Anmerkung kurz erwähnt, der Roman sei von »Mr. Goethe, Doktor des bürgerlichen Rechtes und Verfasser mehrerer hochgeschätzter Dramen«. Die Dürftigkeit der Notiz erregte Misstrauen, um so mehr, als die Fälschungen von Macpherson und Chatterton eben das Tagesgespräch bildeten; manche Engländer begannen ihre Forschungen über Goethe damit, dass sie seine Existenz leugneten und behaupteten, nur *Wieland,* welcher damals für den grössten Dichter Deutschlands galt, könne den Werther geschrieben haben. Diese Ansicht trug The Monthly Rev. 1785 p. 468 allen Ernstes vor. In Schottland, wo man alles Ossian'sche mit patriotischer Empfindlichkeit in Anspruch nahm, konnte man sogar häufig hören, Werther sei nur eine neue Fabrikation von *Macpherson.* Wahrscheinlich verführten dazu die aus Ossian eingelegten Partieen und einige Übereinstimmungen im Stile des übrigen. Alexander Thomson musste seine Landsleute auf das eindringlichste versichern, dass alle Schriftsteller Deutschlands diese »wundervolle Leistung« Goethe zuschreiben (Essay on Novels 1793 p. 3). Wer aber noch an Goethe glaubte, identificirte ihn vollständig mit seinem Romanhelden, hielt ihn für einen kummerbeladenen Hypochonder, dessen Augen stets von Thränen überfliessen, der sein Leben lang bei dem Anblicke von Wasserfällen und Wolken in Ekstase hinschmilzt und in Wehklagen aufgeht über unglückliche Liebesgeschichten und das Elend des Menschenlebens. Bis zu einem gewissen Grade stimmte dazu auch die Silhouette, welche Baron *G. Riesbeck* in seinem Briefe eines reisenden Franzosen in Deutschland von Goethes äusserer Erscheinung entwarf: einen kurzen Hut auf dem Kopfe, das Haar um die Ohren hängend, der Anzug ungeniert, graziöse Nachlässigkeit im Benehmen, affektirte Sonderlichkeit in jedem Stücke, kurz, die Carricatur eines deutschen Genies (über-

setzt im Edinburgh Mag. 1787 V. 258). Zwar kamen manche englische Literaten nach Weimar und wurden bei Goethe eingeführt, z. B. W. Taylor von Norwich 1782, M. G. Lewis 1792; aber sie scheinen sich in keiner Weise bemüht zu haben, ihren Landsleuten richtigere Vorstellungen beizubringen. So ging der gemessene Staatsminister und gereifte Dichter der Iphigenie jenseits des Canals noch Jahrzehnte lang als jugendlicher Stürmer und Dränger, als »eine Art poetischer Heraklitus« um, wie sich Carlyle in der Vorrede zu seiner Übersetzung von »Wilhelm Meisters Lehrjahren« 1824 ausdrückt, und erst als seine Autobiographie erschien, zerrann allmählig das alte schattenhafte Zerrbild.

Von diesem Interesse für die Person des Dichters waren die Leser des Werther so absorbirt, dass sie die Frage nach seinen übrigen Werken fast vergassen. Ausdrücklich sagt The Speculator 1790 I. Nr. 5: »Die Leiden des Werther .... haben als eine Dichtung lange unsere Bewunderung erregt, obwohl augenscheinlich ohne viel Neugier nach den andern Produkten von Goethes kühnem und lebhaftem Griffel zu erwecken«. Die Vorurtheile gegen die gesammte deutsche Literatur waren eben noch viel zu gross, als dass sie ein solcher Einzelerfolg hätte durchbrechen können. Zuerst mussten Schillers Jugenddramen mit Gewalt den Engländern sich aufdrängen und eine geistige Revolution hervorrufen; in ihrem Gefolge erst traten Goethes dramatische Jugendwerke in den Lichtkreis der öffentlichen Aufmerksamkeit, und jetzt, als sie schon da waren, erinnerte man sich allerdings: Aha, dies und jenes Stück ist von dem berühmten Verfasser des Werther! Sein stehendes Epitheton nämlich war und blieb »the author of Werter« oder »the famous author of Werter«.

Bei den Dramen spielten wieder, wie vorher bei dem Erstlingsroman Goethes, die Franzosen die Vermittler,

und zwar die Prosaübersetzungen *A. C. Friedels* (1782 f. mit *Bonneville*, 12 Bände) und *G. A. Junkers* 1785 im Verein mit *Liebault* in 4 Bänden herausgegebenes »Théâtre Allemand ou Recueil des meilleures pieces dramatiques, tant anciennes que modernes, qui ont paru en langue Allemande«. Diese Sammlungen fielen dem schottischen Essayisten und Verfasser des Wertherartig sentimentalen Romans »The Man of Feeling«, *Henry Mackenzie*, in die Hände, und am 1. April 1788 hielt er darüber in der Royal Society zu Edinburg einen zündenden Vortrag, von welchem W. Scott (Essay on Imitations of the Ancient Ballad) mit Recht die Einbürgerung des deutschen Sturm- und Drangdramas datirt; denn bis dahin hatten von deutschen Theaterdichtern nur Lessing und Brandes in London einige Erfolge errungen. Zwei Jahre darauf brachte eine englische Zeitschrift, *N. Drakes* »Speculator«, nicht minder eingehende Essays über die Dramen der Friedel'schen Sammlung, wahrscheinlich von *E. Ash* (1770—1829), und that dasselbe für England, was Mackenzie vorher für Schottland geleistet hatte. Ash arbeitete unabhängig von seinem Vorgänger; einige auffallende Übereinstimmungen in ihrer Kritik erklären sich daraus, dass sich beide von Friedels Einleitung anregen liessen.

Was Friedel, Mackenzie und Ash, vorbereitet durch den feurigen Enthusiasmus des Werther, als den Hauptvorzug des deutschen Dramas hervorhoben, war der Ton wahrer, das Herz ergreifender Leidenschaft in Charakteren, Situationen und Sprache. Seine Entfernung von der künstlichen Deklamation und detailloseren Leidenschaftsbeschreibung der französischen Tragiker, seine Neigung zu der männlichen Energie der altenglischen Bühne wird sogar von Friedel und Junker, in viel stärkeren Ausdrücken aber natürlich von den Engländern hervorgehoben, welche in dieser Zeit und unter diesen Eindrücken anfingen, ihrer

germanischen Herkunft sich wieder bewusst zu werden. An die Spitze der deutschen Dramatiker stellen Friedel und Mackenzie, welche die Regeln und Einheiten der alten Schule noch nicht vergessen hatten, Lessing; doch bezeichnet Mackenzie als das merkwürdigste und erschütternste Stück Schillers »Räuber«, von welchem er auch eine Inhaltsangabe und theilweise Übersetzung bietet, und der junge Ash besinnt sich nicht, Schiller als den deutschen Äschylos und die originellste Erscheinung von allen zu feiern.

Neben Schiller nehmen selbst Goethes Dramen blos eine zweite Rolle ein und auch von ihnen nur die grösseren Jugendschriften »Götz«, »Clavigo«, »Stella«. Mackenzie rangirt Goethe einfach hinter Lessing, ohne seine Sonderstellung zu charakterisiren. Ash würdigt seine Bedeutung eingehender; er erkennt in ihm »den Gründer der Schule, welche sich durch grösste Excentricität des Denkens und Singularität des Dichtens auszeichnete«. Er fühlt, dass sich seine Dramen von allen andern unterscheiden »durch eine Weichheit und Zartheit der ungekünsteltsten und ergreifendsten Art, welche ihm specifisch eigen ist«, während seinem Genie doch andererseits auch die Befähigung nicht abgeht, »in die höheren Regionen dramatischen Effektes« sich emporzuschwingen. Die Auszeichnung, mit welcher Friedel die Frauencharaktere Goethes bedenkt, scheint Ash zu der Bemerkung angeregt zu haben: »Namentlich seine weiblichen Gestalten besitzen eine Mannigfaltigkeit der Züge, welche die Hand des Meisters verräth, und sind mit feineren Strichen gezeichnet, als gegenwärtig in den meisten anderen Dramen seines Landes«. Als schlagende Beispiele erwähnt er »die auserlesenen weiblichen Züge seiner Stella und die kunstlose jugendliche Einfachheit in der unglücklichen Heldin von Clavigo«.

Bei der Einzelbesprechung von Goethes Dramen steht Götz im Vordergrund des Interesses, behauptet

jedoch von vornherein eine gewisse Sonderstellung. Friedel, Mackenzie und Ash rühmen die Kraft und historische Treue des romantischen Zeitbildes; die beiden ersteren, wahrscheinlich beeinflusst von Baron Riesbecks absprechendem Urtheile, finden die Unregelmässigkeiten so gross, dass sie es eher ein dialogisirtes Leben als ein Drama nennen, und selbst Ash bezeichnet es aus demselben Grunde als »schwerlich aufführbar«. Auch später wich Götz von den Wegen seiner Brüder ab, so dass wir seine Schicksale in einem eigenen Kapitel zu verfolgen haben werden. — An Clavigo hält Mackenzie weder die Charakterzeichnung, noch die Behandlung der Fabel im 1. und 2. Akte für sehr löblich; aber der letzte ist »mit ungewöhnlicher Kraft gearbeitet und muss auf der Bühne die grösste Wirkung hervorbringen«. Ash hingegen spricht, ohne ausdrücklich gegen seinen Vorgänger zu polemisiren, auch der ersteren Hälfte »grosses Verdienst« zu, entwickelt den Inhalt des ganzen Dramas und fügt eine freie Übersetzung der letzten Scene (J. G. II 431—435) ein. — Stella mit seinem bigamischen Ausgange war das heikelste Stück. Es erinnerte jeden an den verrufenen und doch allgemein gelesenen Werther; es gefiel Mackenzie durch ebenso »enthusiastisches Gefühl und feine Empfindsamkeit« und schien ihm »ebenso tadelnswerth wegen seiner unmoralischen Wirkung«. Ähnlich meint Ash, »Stella besitze am meisten die eigenthümlichen Schönheiten und Fehler Goethes«; von den letzteren fand er es für gerathen, nur die »Unregelmässigkeit« zu spezifiziren; dagegen lobt er »das gewaltige Pathos« und verweist wie zur Entlastung auf die Geschichte des Grafen von Gleichen.

Die Aufsätze von Mackenzie (gedruckt 1790 in den Transactions of the Royal Society, Edinburgh) und Ash erlangten rasch grosse Verbreitung und literarischen Einfluss. »The Edinburgh Magazine« z. B. druckte schon 1790

ab, was Mackenzie über die »Räuber« und Ash über das deutsche Drama im allgemeinen gesagt hatte (XI 379, XII 193), und als im folgenden Jahre Friedrichs II. Brief über die deutsche Literatur zur Besprechung kam, wehrte der Herausgeber den königlichen Angriff auf Götz von Berlichingen in einer Anmerkung entschieden ab: »Götz de Berlichingen ist das Hauptwerk des berühmten Goethe. Dieser Schriftsteller wird der Shakspere Deutschlands genannt, nicht weil er in seinen Stücken die dramatischen Einheiten zu nichte setzt, sondern weil er sich gleich Shakspere durch seine genaue Bekanntschaft mit den menschlichen Leidenschaften, durch Kraft und natürlichen Ausdruck derselben auszeichnet«. — Mannigfache Studien, Nachahmungen und Übersetzungen deutscher Dramen traten in Folge dessen in den neunziger Jahren ans Licht; von Goethes Dramen 1798 eine anonyme Übertragung von Clavigo und gleichzeitig eine ebenfalls anonyme von Stella, welche wegen ihrer apologetischen Tendenz interessant ist. Schon das Motto lautet »Absolvent amantes«. Um von vornherein kein Suchen nach Unwahrscheinlichkeiten und bösen Tendenzen im Stücke aufkommen zu lassen, bemerkt die Vorrede, dass »die Fabel im ganzen auf ein kürzlich vorgefallenes Ereigniss im Privatleben basirt ist«. Trotzdem kann sich der Übersetzer nicht verhehlen, dass »die Peripetie und Katastrophe zu grossen Ausstellungen Anlass geben, und dass ein englisches Publikum vielleicht wünschen möchte, Graf Ferdinand hätte seinen Vorsatz (zum Selbstmord) ausführen dürfen«. Aber ein Autor wie Goethe, hofft er, ist über Angriff und Vertheidigung erhaben, und die Schönheiten von Leidenschaft und Gefüh in diesem Drama, »machen die Leser blind gegen seine Fehler«. Freilich hat ihn diese angebliche Achtung vor Goethe nicht abgehalten, den Stil durchgehends zu verwässern und sich mit dem Texte auch manche grössere

Änderung zu erlauben. So ist die Stelle fortgelassen, wo sich Luzie mit dem Schwager Postillon ziemlich vertraulich unterhält (J. G. II. 617 f.), offenbar, weil dies nach englischen Sitten nicht ladylike schien; desgleichen die Anspielung der Postmeisterin auf Predigttext und Sterbelied (II. 622), um dem Vorwurfe der Profanation zu entgehen. »Eierkuchen« und »abgesottene Kartoffeln« (II. 620) schienen zu prosaisch und mussten einem »homely meal« Platz machen. Die Schlussworte »Wir sind beide dein« sollten durch die Anmerkung erträglicher werden, dass wenigstens die Deutschen bei ihren Fürsten an die Ehen linker Hand gewöhnt seien, dass sogar Luther dem Markgrafen von Hessen ähnliches erlaubte, und dass kürzlich erst Mirabeau in seinen »Memoires Secretes de la Cour de Berlin« ein gleiches Beispiel von dem verstorbenen Könige von Preussen und Fräulein von Hesse erzählte. Alle diese Vorsichtsmassregeln beweisen nur, wie ablehnend sich von Anfang an die Privatmeinung des grossen Publikums gegen Stella verhielt; sie waren wohlgemeint, aber vollständig nutzlos, denn selbst ein der deutschen Literatur so geneigtes Blatt wie The Monthly Mirror (1798, V. 355) fand den Kern des Dramas verwerflich: »Fabel, Charaktere und Gefühl sind von der monströsesten und unmoralischsten Art, die man sich vorstellen kann . . . Die Deutschen haben die eigenthümlichsten und unverantwortlichsten Ansichten von moralischen Verpflichtungen: alles wird der Leidenschaft und dem Gefühle geopfert«. Recensent ist nicht blind gegen die künstlerischen Schönheiten des Stückes; die Sprache scheint ihm »manchmal wunderbar poetisch und im Besitze all der glühenden und verführerischen Reize des Werther«; allein »lebhafte Phantasie und eine warme Einbildung sind armselige Entschuldigungen für Verbrechen«.

Man sollte erwarten, diese vielgepriesenen deutschen

Dramen wären nun auch in London fleissig aufgeführt worden; in Wirklichkeit aber kamen Goethes Stücke nie, Lessings und Schillers selten und nur Kotzebues häufig zur Darstellung. Scheu vor ausländisch fremdartigem Wesen und revolutionären Tendenzen konnte also nicht der Grund sein, welcher das Drama des Sturmes und Dranges von dem Repertoire ausschloss, sondern nur der fehlerhafte Geschmack des Publikums. Dieser war, seitdem die Tragöden nach pseudo-klassischen, gelehrten Recepten arbeiteten, unaufhörlich gesunken, und keine materiell unabhängige Musterbühne gab es, welche ihn hätte veredeln können; jeder Theaterdirektor suchte vielmehr ausschliesslich der Masse zu schmeicheln, um möglichst grosse Einnahmen und gute Geschäfte zu machen. An Schiller und Goethe, welche von dem Publikum verlangten, dass es sich zu ihrer Höhe reiner Kunst erhebe, konnte eine solche theaterbesuchende Plebs und ihre Diener natürlich kein Gefallen finden: ihr Mann war Kotzebue, welcher mit seiner effektvollen Sentimentalität zu ihrem Niveau herabstieg. Sein Sieg war rasch und glänzend, aber, wie sich sofort zeigen wird, verderblich für ihn und in gewisser Hinsicht für das deutsche Drama in England überhaupt.

III. BALLADEN (1796 1798).

Lange nach dem Bekanntwerden von Goethes grösseren Jugendwerken, als sich bereits die epochemachende Reaktion gegen sie vorbereitete, schlichen sich einige von seinen Balladen in England ein, und als der erste, welcher ihre Aufnahme vermittelte, muss *M. G. Lewis* genannt werden. 17 Jahre alt kam er am 27. Juli 1792 nach Weimar, wurde bei Goethe eingeführt und schrieb an seine Mutter, welch grosses Interesse und Vergnügen er daran hatte; »er bewahrte immer gerechte und tiefe Achtung für die ausser-

ordentlichen Kräfte dieses berühmten Mannes«, sagt sein Biograph (Life and Correspondence I. 73). Diese persönliche Begegnung musste ihm auch das tiefere Verständnis der Goethe'schen Poesie, welche so sehr den Charakter des selbsterlebten trägt, wesentlich erleichtern. Dennoch blieb seine Empfänglichkeit dafür quantitativ beschränkt: als einer der ausgesprochensten Anhänger des romantisch-schauerlichen, wie er uns in seinem berühmten Romane »The Monk« 1795 entgegentritt, beschäftigte er sich nur mit jenen Balladen Goethes, welchen das dämonische Walten einer personificirten Elementarmacht einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Obwohl eine höchst gutmüthige Natur that er es nicht leicht ohne einen bösen Geist; und da zudem gespenstische Ritte durch Nacht und Graus damals ein beliebtes poetisches Motiv bildeten (ich brauche nur an Burns' Tam o' Shanter und an die fünf Übersetzungen der »Lenore« 1796 zu erinnern), ist es begreiflich, dass seine Wahl zuerst auf den »Erlkönig« fiel. Seine Übersetzung desselben erschien 1796 im Monthly Mirror II. 371 und ist für uns um so wichtiger, als sie den ersten grossen Dichter, welchen wir unter den britischen Schülern Goethes zu nennen haben, auf seine Balladen hinlenken half: *Walter Scott.*

In Edinburg hatte zwar schon lange vorher Mackenzies Vortrag »ein allgemeines Interesse für die erdichteten Erzählungen, die Balladenpoesie und andere Zweige der deutschen Literatur« geweckt (Lockhart, Elze), und Scott, welcher auch von dieser Strömung ergriffen wurde, that sich im Winter 1792/93 mit fünf oder sechs Freunden zu einem Verein zusammen, um deutsch zu lernen. Aber der ungeduldige Eifer der Schüler erstickte bald unter der übergrossen Genauigkeit des Lehrers Dr. Willich, welcher ihnen mit wohlgemeinter Pedanterie alle Grammatikalien von Gessners »Tod Abels« beibringen wollte; der Verein löste sich auf, und in Scotts Studien des Deutschen scheint

eine Pause eingetreten zu sein, bis ihn W. Taylors Uebersetzung von Bürgers Lenore 1795 neu anspornte. Sie erinnerte ihn an seine alte Fähigkeit der leichten Versification und an seine Kenntnisse des Deutschen; eine Freundin musste ihm die Werke Bürgers, Goethes, Schillers u. a. verschaffen, und Übertragungen von Bürgers »Lenore« und »Wildem Jäger« bildeten 1796 seine erste Publikation. Im nächsten Jahre muss Scott die Übersetzung des »Erlkönig« von Lewis gelesen haben, wie aus der Zuschrift seiner Übersetzung (Oktober 1797) an Miss Christian Rutherford hervorgeht. Die folgende Vergleichung der beiden Versionen mit dem Original soll nun zeigen, welchen Standpunkt Scott gegenüber Goethe und Lewis einnahm.

Goethe dachte sich eine ziemlich offene Landschaft, auf welcher man in einiger Entfernung die Nachtnebel ziehen und die Weiden am Strande eines Gewässers scheinen sieht. Lewis und Scott wollten die Unheimlichkeit des Rittes erhöhen und versetzten ihn in einen Wald. Bei Goethe sind die Blätter dürr und die Nacht trocken, obwohl der Wind einen Nebelstreif über das Land zerrt. Lewis zog eine feuchte Nacht vor, »dürr« liess er weg, Scott lässt es vollends regnen; wahrscheinlich glaubten die Engländer das Wolkenphantom des Erlkönigs physikalisch besser motiviren zu müssen. Dazu stimmt eine andere Änderung: wo Goethe die Erscheinung der tanzenden Erlkönigstöchter an die alten Weiden knüpft, sagt er von ihnen einfach, dass »sie so grau scheinen«. Lewis und Scott hoben die tanzende Bewegung der Weiden selbst hervor.

Zugleich sollte bei den Engländern die Sage mehr innere Consequenz erhalten. Goethe kennt mehrere Erlkönigstöchter, Lewis und Scott nur eine. Der Grund ist evident: Lewis hatte gleichzeitig mit dem »Erlkönig« auch die dänische Ballade »Erlkönigs Tochter« aus Herders »Stimmen der Völker« übersetzt und liess sie auch daneben

im Monthly Mirror erscheinen. Darin ist nur von *einer* Tochter die Rede, und da er in der Vorbemerkung dem Erlkönig ebenfalls dänischen Ursprung beimass, sah er die Vermehrung der Töchter für eine verwerfliche Neuerung an. Scott folgte ihm hierin, obwohl er in der Vorbemerkung den Erlkönig für einen Elf erklärt, »that haunts the Black Forest in Thuringia«. (!)

Endlich haben Lewis und Scott das Drängen und Zugreifen des Erlkönigs stürmischer gestaltet und Goethes viersilbige Verse mit wechselnder Zahl der Senkungen in gewöhnliche daktylische Vierfüssler verwandelt, in Folge dessen sie manches überflüssige Füllwort einschalten mussten. Im wesentlichen hat also die Ballade bei den Engländern eine *wildere* und doch eine *rationalistischere*, weniger naive Haltung bekommen, wie es dem Geschmacke ihrer Umgebung entsprach, und in dieser Richtung zeigt sich Scott deutlich von Lewis beeinflusst.

In vielen anderen Punkten wich Lewis von dem Orignal ab, ohne dass sich ihm Scott anschloss, und hier zeigt sich ersterer von seiner schwächsten Seite. Die Ausdrücke sind oft aus Reimnoth gezerrt und verwässert, überflüssige Adjektive und volksthümlich sein sollende Wiederholungen eingeschaltet, schlichte sachgemässe Züge, z. B. »Es ist der Vater mit seinem Kind« durch äusserliche Dekorationsmalerei verdrängt. An die Stelle des elementaren und naiven treten manchmal arge Gemeinplätze; der Schweif des Erlkönigs z. B. ist in einen langen weissen Bart verwandelt, und statt »Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind« sagt der Vater: »Now hush the, my darling, thy horrors appease«. In der letzten Strophe lautet die Zeile »Er hält in den Armen das ächzende Kind« bei Lewis ganz ritterdramenmässig: »O'er hills and through forests he spurr'd his black steed«. Eine fast affektirte Feinheit, welche Lewis im Wechsel der Anrede einführte, indem er

den Vater zuerst mit he, dann mit you, dann noch eindringlicher mit thou sprechen lässt, während das Kind immer thou, der Erlkönig aber beim Schmeicheln you, beim Drohen thou gebraucht, entschädigt für so viel Verlust an innerlichem Gehalte nicht. Lewis repräsentirt eben die roheste Phase der englischen Romantik in Versen, und der Contrast mit der feinen Technik Goethes musste den künstlerischer angelegten Scott um so mehr darauf aufmerksam machen und davor warnen.

Wo Scott selbstständig und allein vom Originale abwich, geschah es der *Direktheit des Ausdrucks* und der *Klarheit der Situation* zu lieb, also aus künstlerischen Motiven. Während Goethe z. B. in der 3. Strophe nur lockende Andeutungen gibt (Manch' bunte Blumen sind an dem Strand, Meine Mutter hat manch' gülden Gewand), sagt bei Scott der Erlkönig direkt: »My mother keeps for thee full many a fair toy And many a fine flower shall she pluck for my boy«, mit einer Umstellung, welche die Einführung des Subjekts mother im zweiten Verse erleichterte. Ähnlich verräth Scott in der 6. Strophe ein Streben nach möglichst unumwundenem Heraussagen dessen, was er sich vorstellt. Bei Goethe sieht nämlich der Knabe »Erlkönigs Töchter am düstern Ort«, bei Scott aber »The Erl-Kings pale daughter glide past thro' the rain«. Goethe dachte gewiss so ziemlich dasselbe, hüllte es aber absichtlich in geisterhaftes Dunkel, während dem schottischen Dichter nichts so fremd war als alles hineingeheimnissen. — In der vorletzten Zeile endlich hat Scott die identischen Ausdrücke »mit Mühe und Noth« durch die differencirten »in doubt and in dread« ersetzt und dadurch das Gedicht um eine glückliche Steigerung der unheimlichen Grundstimmung sogar bereichert.

Im nächsten Jahre 1798 erfahren wir schon von einer zweiten Ballade Goethes, welche Scott übertrug oder

vielmehr bearbeitete. Damals nämlich stellte er in einem Briefe den »Untreuen Knaben« Lewis für seine Sammlung »Tales of Wonder« zur Verfügung, worin in der That das Gedicht 1801 mit mehreren reimglättenden Correkturen von Lewis erschien.

Bei diesem Gedichte ging Scott wesentlich anders zu Werke als bei dem vorbesprochenen: er liess, da ihn kein Vorgänger beschränkte, seiner Phantasie freien Lauf und lieferte eine Bearbeitung mit so vielen Änderungen und Zuthaten, dass das Ganze, wie er selbst in der Vorbemerkung sagt, fast ein Original heissen kann. Vor allem liebte er es, einen knappen Wink Goethes zu einer mehrzeiligen Beschreibung zu erweitern, so dass er z. B. das Goethe'sche »Vergingen ihr die Sinnen«, durch eine ganze Strophe umschrieb.

Andere Motive hat er romantisch grossartiger oder gespenstischer gefärbt; so wenn er den »frechen Buhlen« zu einem schwertfrohen, thatendurstigen und hoffnunggeschwellten Krieger aus Frankreich macht und darüber sogar das wichtige Moment vergisst, dass er mit seinem Mädchen nach frivol französischer Weise »als Bräutigam herumgescherzt«, oder wenn er zudichtet, dass die Braut gerade vier Uhr Morgens starb, dass mit demselben Glockenschlage das Grauen auf den Verführer fiel, und dass er am nächsten Morgen zur selben Stunde in das Grabgewölbe gerieth, nur um die mathematische Pünktlichkeit des Schicksals schreckhafter zu schildern. Hatte sich Scott insoweit als Anhänger der Lewis'schen Richtung gezeigt, so verräth er in anderen Dingen direkten Einfluss von Bürger: das unheimliche Schnauben und Wittern des Pferdes und namentlich der Geisterchor, mit welchem der Buhle in den angehängten Schlussversen begrüsst wird, erinnern lebhaft an »Lenore«, das Prototyp der Goethe'schen Dichtung selbst. So hat der Einfluss Bürgers nicht blos

geholfen, Scott auf Goethes Balladen zu führen, sondern sich auch daneben noch wirksam erhalten.

Diese beiden Übersetzungen nebst einer Übertragung von Goethes »Klagegesang der edlen Frauen des Asan Aga« liess Scott zuerst 1799 unter dem Titel »Apology for Tales of Wonder« drucken und vertheilte die 12 Abzüge unter seine Freunde.

Einen merklichen Einfluss scheinen Goethes Balladen auf Scotts Weiterentwicklung nur insofern geübt zu haben, als sie seine Übersetzung des Götz vorbereiteten. Vielfacher, aber desto oberflächlicher wurde von ihnen der phantastisch hin und her flatternde Lewis angeregt. Ausser dem bereits besprochenen »Erlkönig« übersetzte er für seine »Tales of Wonder« auch den »Fischer«, und zwar mit ähnlichen willkürlichen oder äusserlich verschönernden Abweichungen, lieferte eine carricaturartige Fortsetzung und schliesslich eine Parodie dieses ganzen Balladencyclus.

IV. Die Satire im »Anti-Jacobin« (1798) und die Reaktion.

Das Jahr 1797 war bedeutungsvoll für die politische Geschichte Englands. Der Krieg, welchen die conservative Regierung seit 1793 gegen die französische Republik führte, hatte eine immer ungünstigere Wendung genommen, die Bundesgenossen waren allmählich sämmtlich abgefallen, die Finanzen an dem Rande des Ruins, die Sympathie für den Frieden und die Liberalen im Wachsen. Jetzt aber entfachte die Furcht vor der angedrohten Invasion auf einmal wieder die patriotische Opferwilligkeit und Kriegslust des britischen Volkes; eine freiwillige Subscription von zwei Millionen Pfund stellte den öffentlichen Credit her, und äussere Erfolge gegen die Alliirten der Franzosen gereichten der conservativen Partei auch nach innen zur Kräftigung. Da

sie in ihren Reihen manche geistige Capacität zählte, zog sie auch die schöne Literatur in das Gebiet des Kampfes herein: sie gründete im November 1797 die Wochenschrift »The Anti-Jacobin or Weekly Examiner« (20. Nov. 1797 bis 9. Juli 1798) mit dem ausgesprochenen Zweck, alle bestehenden Einrichtungen gegen politische und religiöse Neuerungen, gegen Republikanismus und Atheismus, gegen falschen Idealismus und schöne Phrasen zu vertheidigen.

Zu den Angriffsobjecten dieses Blattes gehörten auch jene grösseren Jugendwerke Goethes, welche in England Eingang gefunden hatten, sowie die Dramen des Sturmes und Dranges überhaupt; denn sie predigten ja, wenigstens gelegentlich, alle den Hass gegen das conventionelle Wesen, die Berechtigung individueller Freiheit und Gleichheit und die anderen Ideen, welche der französischen Revolution zu Grunde lagen. Bisher hatten sie von dieser Tendenz nur Vortheil gehabt; sie waren in den Organen der Liberalen besprochen und nicht blos aus künstlerischen sondern auch aus politischen Gründen gelobt worden, während sich die Tories passiv verhielten. Erst in dem Anti-Jacobin erwuchs ihnen ein politischer Gegner und zwar ein um so furchtbarerer, da er nicht mit ästhetischen Argumenten, sondern mit subjectiven Verdächtigungen und beissender Ironie kämpfte. Die Parodie »The Rovers or the Double Entertainment« (die Schwärmer oder die doppelte Unterhaltung), welche zu Anfang 1798 darin erschien, war »das infamste Pasquil, das je auf Deutschland geschrieben wurde« und, wie Niebuhr (Geschichte des Zeitalters der Revolution II. 243) hätte hinzusetzen können, theilweise auch eine gelungene. Als Verfasser werden genannt *Hookham Frere,* welcher später durch sein komisches Heldengedicht »Prospectus and Specimen of an intended National Work« 1817 auf Byrons Beppo grossen Einfluss üben sollte, und *Canning,* ein noch gewandterer Witzkopf, aber arm an Charakter und Ernst und, wie

Niebuhr II. 242 sich ausdrückt, »ein politischer Kosak«. Ausserdem sollen *G. Ellis*, der Freund W. Scotts und berühmte Antiquar, und sogar *Pitt*, der Premierminister, Beiträge geliefert haben. Dass sie es von vornherein auf die Verspottung der »Räuber« (englisch Robbers) und des bigamischen Ausgangs von »Stella« abgesehen hatten, verräth schon der Titel; ferner ergibt sich aus der Vorrede, dass dies Spottdrama auch auf »Cabale und Liebe«, Kotzebues »Menschenhass und Reue« und »Graf Benjowsky« gemünzt war. Ich gebe den Inhalt desselben nur, soweit er sich direkt auf Goethe bezieht; dabei geht allerdings mit dem witzigen Detail auch der poetische Reiz verloren, so dass man auf Grund dieses dürftigen Auszuges schwerlich die Kraft und Wirkung des Ganzen begreift.

1. Akt. Gasthauszimmer in Weimar, lächerlich genau beschrieben. Mathilde im Reitanzug fragt die Wirthin, ob das Essen bald fertig sei, und knüpft daran Betrachtungen über Liebe und wandernden Appetit. Posthorn bläst, die Wirthin meldet Cäciliens Ankunft, und Mathilde ladet die Unbekannte sofort zu Tische (vgl. Eingang der Stella).

Kaum haben Mathilde und Cäcilie einige Bemerkungen über die staubige Reise gewechselt, fallen sie sich enthusiastisch in die Arme; die Herzen thun sich auf; Liebesgeständnisse; beide seufzen: o diese Männer, diese Männer! Die Wirthin bringt Hammelbraten, Sauerkraut und Pflaumensauce, findet aber trotz dieses schönen Menüs keine Beachtung. Der Name Casimir zieht Cäcilien Migraine zu, sie zieht sich zurück, Mathilde mit ihr (vgl. Stella 2. Akt).

Abermals Posthorn: Casimir tritt auf in übermässig genau beschriebenem Reiseanzug; befiehlt Pantoffel, Wasser und Seife; fragt beiläufig, welche Damen im Hause wohnen; zieht die Stiefel aus, wäscht sich und hört inzwischen mit wechselnden Gefühlen von Ärger und Entzücken, dass seine

Mathilde da ist, worauf er sie zu Tische laden lässt (vgl. Ferdinands Auftreten in Stella 1. Akt).

Casimirs Vorgeschichte: Als polnischer Offizier besuchte er eine Dame in der Wetterau und sah dort ihre Nichte Mathilde »bei einem Wohlthätigkeitsbesuche, wie sie eben in einem lichtblauen Reitanzuge den Kindern Butterbrot austheilte. Die Einfachheit ihrer Erscheinung, das schöne Wetter, alles vereinte sich, mich zu fesseln; mein Herz strebte nach dem ihrigen wie mit magnetischer Sympathie. Wir weinten, umarmten uns und gingen zusammen nach Hause: sie wurde die Mutter meines Pantalowsky« (vgl. Werther's erste Begegnung mit Lotte).

Als Casimir dann aus Mathildens Nähe in andere Quartiere versetzt wurde, verliebte er sich in Cäcilie, heirathete sie und bekam von ihr Kinder; nach einigen Jahren aber entzog er sich auch dieser unter dem Vorwande, dass ihn ein Geschäft nach Kamtschatka rufe. Inzwischen verliess Mathilde ihre Tante, um Casimir aufzusuchen, und da Cäcilie durch einen anonymen Brief die Erlogenheit seiner Kamtschatkareise erfuhr, zog sie in einem Postwagen zu gleichem Zwecke aus (vgl. Stella).

Der 3. Akt enthällt die Enthüllungen und das schliessliche Übereinkommen zwischen Casimir, Mathilde und Cäcilie, welches dem Schlussakte der Stella so sehr gleicht, dass wir unterlassen, ihn unsern Lesern vorzuführen.

Offenbar bestand der komische Effekt des ganzen hauptsächlich darin, dass der ohnehin outrirte Enthusiasmus für freie natürliche Liebe und der Reichthum an realistischer Detailmalerei, mit welchem Goethe den erstern öfters zu paralysiren suchte, drastisch übertrieben und möglichst contrastirend zusammengestellt wurden. Dabei liefen allerdings einige Ungerechtigkeiten mit unter, z. B. dass Goethe, welcher einfach eine Herzensgeschichte seines Freundes Jacobi dramatisirt und die bestehende sociale Ordnung mit

keinem Worte angetastet hatte, stracks die bestimmte Absicht untergeschoben wurde, alle Gesetze und alle Sittlichkeit der Willkür des einzelnen zu opfern, dass die Spötter auf Grund von einem Romane und fünf Dramen, welche sie noch dazu nur aus Übersetzungen kannten, in der Vorrede das ganze deutsche Theater als ehebrecherisch, unsinnig und staatsgefährlich brandmarkten u. dgl. Aber Frere und Canning waren nicht die Leute, sich daraus ein Gewissen zu machen; wenn sie nur die Lacher auf ihrer Seite hatten! Sie erreichten ihr Ziel: ihr Spottdrama wurde über Nacht populär und selbst von einem bisher deutschfreundlichen Blatte wie The Monthly Mirror 1799 p. 169 gelobt. 1799 erschien es bereits in 4. Auflage. Auch an Nachahmern fehlte es nicht: »The Meteors«, ein entschiedenes Toryblatt, brachte 1800 eine ähnliche Parodie, »The Benevolent Cutthroat« (Der menschenfreundliche Kopfabschneider), welche vorzugsweise gegen Schillers Erstlingsdramen gerichtet ist. So wurde es in kurzer Zeit Mode, Goethes Jugendwerke und die gesammte deutsche Literatur des Sturmes und Dranges zu verlachen.

Aber bei der lachenden Reaktion sollte es nicht bleiben; das wäre nur halbe Arbeit gewesen: Kotzebue und die Conservativen sorgten mit edlem Wetteifer, dass die ernsthafte Hälfte nachfolgte. Ersterer nahm fast mit jedem Drama zu an Sentimentalität, Absurdität und schalem Jakobinismus; je mehr von seinen Stücken gespielt wurden und der Reiz der Neuheit schwand, desto nackter trat seine theatralische Effekthascherei und Charlatanerie zu Tage; und mehr als Canning und Frere hat *er* zur Diskreditirung der deutschen Literatur in England beigetragen. Die Conservativen aber ersetzten noch im Juli 1798 den eingehenden Anti-Jacobin durch »The Anti-Jacobin Review«, welche dieselben Tendenzen, theilweise sogar mit denselben Mitarbeitern verfolgte, nur in grösserem Stile. Sie erschien nämlich nicht

mehr wöchentlich, sondern monatlich, und an die Stelle der witzigen Satiren traten deklamatorische Recensionen. Die Tories fürchteten die neuere deutsche Literatur, weil sie auf demokratischem Boden erwachsen und voll freiheitlicher Ideen war; sie wollten sie daher mit Stumpf und Stil ausrotten. Nichts erwünschteres konnte ihnen dabei begegnen als Kotzebue mit seinen zahlreichen Blössen. Mit ihm eröffneten sie den Kampf. Sie benützten ihn als Mauerbrecher, um die Sympathien des Publikums für die deutschen Dichter zu erschüttern; dann folgten Angriffe auf die Gesammtheit der deutschen Schriftsteller, welche absurde Pedanten, Vergifter des öffentlichen Geistes, Feinde der religiösen Prinzipien und gesellschaftlichen Ordnung genannt werden (I. 731); gegen die deutschen Universitäten als die Brutstätten des Atheismus und Jakobinismus; gegen das Privatleben Goethes und Schillers; gegen die deutschen Frauen wegen ihrer romanhaften Verliebtheit; gegen die ganze Nation wegen ihrer Verstiegenheit und häufigen Ehebrüche. Ich hebe daraus hervor, was sich die Review im April 1800 (V. 571 f.) in einem Briefe aus Obersachsen über Goethe schreiben liess:

»Der ebenso (wie Wieland) berühmte Verfasser des Werther ist eingestandenermassen ein Lebemann und besitzt nicht ein Korn von Sittlichkeit in seiner Poesie. Das einzige System der Sittlichkeit, zu welchem er sich bekennt, ist Privatanstand, und er verwirft mit Verachtung den wohlbekannten Vers Popes »Ein braver Mann ist Gottes höchstes Werk« und alle Anschauungen, welche daraus resultiren. Er hält öffentlich eine Maitresse, welche (wie einer meiner Freunde, welcher sie oft gesehen, mich versichert) der Schönheit, Zartheit und Treue in gleicher Weise bar ist Von ihr hat er einen reizenden kleinen Knaben, welcher, wie ich aus derselben Quelle erfahre, von jeder gefühlvollen Person, welche ihn sieht, bemitleidet wird, da er

in der Gesellschaft einer solchen Mutter und bei der Sorglosigkeit eines solchen Vaters im späteren Leben ein höchst unglückliches Geschöpf werden muss, wie es sein Vater selbst bei all' seinem Ruhme und Talente wenigstens die eine Hälfte seiner Zeit schon ist«.

Die Klatschsucht der Review wird nur von ihrer Unwissenheit übertroffen. Als Beispiel diene eine Stelle aus der Vorrede zum 4. Bande (Ende 1799): »Goethe, der Verfasser der Leiden des Werther, ist einer von jenen Literaten, welche durch ihre Schriften beitragen, den Geist ihrer Landsleute zu verderben. Er residirt in Weimar und zeigt durch seine Handlungsweise, wie aufrichtig er den Prinzipien ergeben ist, welche er verbreitet. An demselben Orte lebt ein Bruder von Werther (sic), ein Mann vorgerückt an Jahren, aber noch mehr an Verworfenheit, gegen die Furcht vor der Zukunft ohne Zweifel gestählt durch die bequeme Lehre von Furchte (constant statt Fichte), welche die Verwandten der Natur von allem befreit, was möglicherweise dahin zielen könnte, ihre Anhänger von der ungezügelten Befriedigung der natürlichen Leidenschaften abzuschrecken«.

Diese Kritiken fielen um so schwerer in das Gewicht, je mehr die conservative Regierung unter dem Eindrucke ihrer neuen Siege in den Kolonien und am Nil erstarkte. Zwar liess sich da und dort eine Stimme der Abwehr hören; so warf »The Monthly Mirror« im Juni 1799 (VIII. 39) der Anti-Jacobin Review Parteilichkeit vor, und »The German Museum«, ein Organ zur ausschliesslichen Pflege der deutschen Literatur, spöttelte im Januar 1801 (III. 133) über Abbé Barruel, weil er »bei der allgemeinen Allarmglocke beschäftigt war, welche Messrs. Gisborne, Robinson, der kleine schwarze Kaplan Mathias, Verfasser der Pursuits of Literature, und alle die Helden des Anti-Jacobin Magazin und des British Critic zu läuten begannen«. Aber The

German Museum ging in demselben Jahre plötzlich ein, und The Monthly Mirror fand es gleichzeitig für gerathen, das deutsche Drama mit dem Mantel des Schweigens zu bedecken. Eine neue Übersetzung der Stella in B. Thomsons German Theatre Bd. VI. gab nur Anlass zu einer kurzen, vernichtenden Kritik in Bakers »Biographia Dramatica« (fortgesetzt von St. Jones bis 1812): »Der Held dieses Stückes verlässt seine Frau, um eine andere zu heirathen, verlässt dann auch die zweite und findet nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren bei seiner Rückkehr beide Frauen zugleich, wobei sie in der entgegenkommendsten Weise einig werden, mit einander zu leben und den müssigen Gemahl unter sich zu theilen. Danach ist es unnöthig, über den Sinn und die Sittlichkeit von Stella etwas zu sagen. Der Dialog hat manche glänzende Stellen, ist aber im ganzen abgeschmackt«, ein Urtheil, welches wohl vornehmlich der wässerige, kahle Stil des Übersetzers verschuldet hat.

Die letzte Stütze endlich verlor das deutsche Drama in England, als die französische Republik ihre Befreiungsmaske abwarf, die freie Schweiz vergewaltigte und der Eroberungslust und Despotie Napoleons willig sich unterordnete; denn jetzt wurden viele der eifrigsten Liberalen in England und Schottland misstrauisch gegen die alten Phrasen von allgemeiner Menschenliebe und Volksbeglückung, fürchteten in jeder demokratischen Idee eine Gefährdung der Gesellschaft und neigten sich den Anschauungen der Tories zu. Bei einer Nation, welche politische Tendenzen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens so energisch bethätigt, musste sich die Rückwirkung auch in der Literatur, in der Stellung zum deutschen Drama des Sturmes und Dranges geltend machen, und ein charakteristisches Beispiel dafür bildet das Vorgehen des presbyterianischen, daher von Haus aus liberalen »Edinburgh Magazine«. Noch

1801 wollte es »lieber mit Goethe oder Kotzebue weinen als mit Thomson durch die Natur schweifen«; aber schon im nächsten Jahre brachte es einen Aufsatz von *William Preston,* »Reflections on the Peculiarities of Style and Manners in the late German Writers«, worin es mit ästhetischen Gründen dasselbe leisten wollte, was The Anti-Jacobin Review mit politischen angestrebt hatte.

Preston war ein Irländer und Anhänger der pseudoklassischen Schule; in ihrem Stile hatte er 1793 ein Bändchen satirischer und erotischer Gedichte geschrieben und, während er sie noch in Dublin herausgab, sofort auch seiner Reue über diese »närrischen Jugendprodukte« Ausdruck geliehen. »Die Artikel des poetischen Glaubens« hatte er von Aristoteles und seinen Anhängern genommen, und die griechische Tragödie schien ihm »das vollkommenste Muster der dramatischen Composition«. Von diesem einseitigen Standpunkte musste es ihm natürlich leicht werden, in den deutschen Dramen Fehler zu finden, zumal da ihm nur wenige davon und auch diese, wie er selbst gesteht, nur in Übersetzungen bekannt waren. Riesbecks Reisebriefe und die bereits vorliegenden Kritiken der Anti-Jacobiner halfen ihm offenbar, die mangelhafte Sachkenntnis zu verbergen; daher wollte er auch nicht ins Detail eingehen, sondern sich gnädig »mit allgemeinen Bemerkungen begnügen«. Der Aufsatz dieses Mannes bedeutet, was man nach den obigen Daten erwarten wird: eine leidenschaftliche Reaktion der romanischen Classicitätsschule gegen die germanische Romantik. Gleich zu Anfang wird »die gegenwärtige Wuth für die exotischen Neuheiten der deutschen Muse« als ein »Hereinbrechen gothischer Barbarei und Wildheit« bezeichnet. An Goethe speciell, den er doch neben Wieland für den besten Dichter Deutschlands hält, tadelt er die »Affectation von übertriebenem Gefühl und die Wuth, sehr natürlich zu sein, selbst bis zu einem

Grade von Künstelei, welcher abstösst« (XX. 360). Ebenso wenig wie die Form gefallen ihm Goethes Stoffe: »Aristoteles verlangt, dass die Sitten in der Tragödie gut sein sollen; und die deutschen Dramen wirken gerade durch Verbrechen und Greuel! Mit welchen Gefühlen würde Rousseau die Stücke von Goethe oder Schiller gelesen haben!« (XXI. 13). Preston geht soweit, Goethe in erster Linie für alle Verderbtheiten der deutschen Dramatiker verantwortlich zu machen: »Die Eigenthümlichkeiten, welche Goethe mit seinem hohen Namen und poetischen Range vereinte, haben dem deutschen Geschmack grossen Schaden gethan. Goethe kann insbesondere der dramatische Vater von Schiller und der grosse Patriarch der Schreckens- und Wildheitsschule genannt werden. Man kann sagen, dass der Kannibalismus des Theaters, die Herrschaft des Schreckens und Blutes im Drama, durch seinen Goss (sic) mit der eisernen Hand begründet wurde«.

Die tiefste Begründung für derlei Auslassungen bietet ein Ausspruch desselben Magazins 1803 (Bd. XXI): »wir laufen jetzt Gefahr zu philantropisch zu werden, während wir es früher zu wenig waren«. Allgemein empfand man es in England als eine politische Nothwendigkeit, die kosmopolitischen Bestrebungen für eine Weile zurück und die insular-patriotischen wieder in den Vordergrund treten zu lassen. Naturgemäss wandte man sich daher auch in der Literatur von den fremden Einflüssen ab. Von jetzt an war es dort für Decennien aus mit allen Versuchen, deutsche Dramen und somit auch die des jungen Goethe einzubürgern.

V. GÖTZ UND WALTER SCOTT (1798—1808).

Es ist ein merkwürdiges Phänomen, dass trotz aller anti-jacobinischen Reaktion gerade ein geborener Hochtory und heftiger Gegner der französischen Revolutionsideen

die Hauptbrücke bildete, auf welcher sich in England der Einfluss der deutschen Literatur in das 19. Jahrhundert hinüberrettete. Walter Scott, der romantischste unter den Dichtern Europas, besass eben eine seltene Fähigkeit, in die Schöpfungsweise eines ausländischen Dichters sich hineinzuleben, und zugleich war er conservativ-patriotisch genug, das Fremde zu nationalisiren und es, ohne in die Extravaganzen eines Reynolds oder Lewis zu verfallen, mit den reichen Traditionen seiner Heimath zu einer künstlerischen Einheit zu verschmelzen. Auch die Wahl des Werkes, welchem er sich dabei vorzugsweise anschloss, gibt zu denken: die eine grosse Jugendproduktion Goethes, »Werther«, hatte zuerst dem Einfluss spezifisch-deutschen Wesens in England Bahn gebrochen, und die andere, »Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand«, sollte ihn jetzt wieder zu neuem Leben wecken und veredeln.

Soweit die Versuche, Götz einzubürgern, nicht von Scott ausgingen, waren sie nur mit halbem Herzen unternommen und kaum mit halbem Erfolge gekrönt worden. Selbst Mackenzie und Ash hatten ihn wegen seiner Ungebundenheit nicht als völlig ebenbürtig mit den übrigen dramatischen Arbeiten Goethes behandelt; der erstere hielt sogar die nationale Eigenart des Stückes für den einzigen Grund seiner grossen Berühmtheit in Deutschland, auf welchen es sonst keinen vollkommen gerechten Anspruch hätte. Danach ist es begreiflich, dass sich Scott trotz seiner hohen Achtung für die deutsche Literatur im allgemeinen nicht beeilte, die intime Bekanntschaft des Ritters mit der eisernen Hand zu machen.

Eine Dame, Miss *Rosa Lawrence,* war die erste, welche sich mit einer Uebersetzung hervorwagte. 1799 erschien ihr »Gortz (sic) of Berlingen with the Iron Hand, translated from the German of Goethe, the Author of Werther« in Liverpool. Die Übersetzerin war mit der deutschen Literatur

offenbar nur unvollkommen vertraut; denn sie setzte die Veröffentlichung des Originals »um das Jahr 1771«. Desto genauer kannte sie die moralischen und politischen Sünden, welche man Goethe in anti-jacobinischen Kreisen vorzurücken pflegte, und suchte sie vorsichtig zu umsteuern. Sie versichert in der Vorrede, er habe sich in diesem Werke von der Immoralität des Werther vollständig frei gehalten; auf »die traurige Krisis, in welcher Europa gegenwärtig liegt«, habe er gar nicht anspielen können, weil er das Drama schon lange vor Ausbruch der Revolution gedichtet habe; und einige Stellen, welche dennoch zu Schrecken oder ungehöriger Ausdeutung Anlass geben könnten, seien gemildert oder getilgt. In künstlerischer Hinsicht betont sie die Shakespeare'artige Behandlung eines historischen Stoffes, die raschen Übergänge der Stimmungen, die reiche Mannigfaltigkeit der Charaktere und constatirt geradezu eine Verschwendung von Genie. Die Übersetzung selbst leidet an einer weibischen Abschwächung des Stils, für welche die eigenen Zuthaten der Verfasserin in keiner Weise Ersatz bieten. Georg z. B. unterbricht sein Lied von dem gefangenen Vöglein, indem er dem Pferde, welches er eben sattelt, nach dem ersten Verse die geistreiche Phrase zuruft: »Stand still, I say«, und nach dem zweiten: »Come up (rubbing down the horse)«. Häufig sind die Bühnenanweisungen vermehrt, namentlich die schauerlich romantische Beschreibung der Kapelle, in welcher das Vehmgericht zusammenkommt. Das ganze ist eine Dilettantenarbeit, mit deren Zahmheit die Anti-Jacobiner hätten vollauf zufrieden sein können; dennoch recensirten sie es im »Ladys Monthly Museum« 1799 (III. 71) unbarmherzig, fanden nur die Charakterzeichnung rühmlich, tadelten dagegen die vielen Unwahrscheinlichkeiten und den Mangel an poetischer Gerechtigkeit und schlossen diktatorisch: »The composition discloses some glimmer-

ings of genius, but it has little interest, no morality and no use«.

Diesem schwächlichen Experimente setzte Scott, ohne es zu kennen, gleichzeitig eine energische Leistung an die Seite. Der Weg freilich, auf welchem er, der geborene Epiker, zum Götz kam, ist uns nur durch wenige Marksteine angedeutet. Noch in demselben Jahre, in welchem seine Übersetzungen Bürger'scher Balladen erschienen, hatte er sich zum Drama gewandt; sein Gedächtniss war förmlich geladen mit einer Unzahl mittelalterlicher Lebenszüge aus Liedern und Chroniken, und wie das Talent stets nach organischem Zusammenordnen strebt, dachte auch Scott an ein einheitliches feudales Lebensbild im grossen Stile, wozu er in den gepriesenen deutschen Dramen die besten Vorlagen zu finden glaubte. So dürfte es sich erklären, dass er 1796 und 1797 *Ifflands* »Mündel«, *Babos* »Otto von Wittelsbach« und *Meiers* »Fust von Stromberg« übersetzte oder wenigstens zu übersetzen begann. Erst 1798 scheinen ihn Goethes Balladen dazu geführt zu haben, auch in dessen anderen Werken zu blättern und den vergessenen oder missachteten Götz zu entdecken; der romantische Stoff, die vielen epischen Momente der Form konnten nicht verfehlen, ihn anzuziehen, und wie hoch er ihn sofort über die vorgenannten Ritterdramen stellte, geht schon daraus hervor, dass er ihn nicht blos übersetzte, sondern ihn allein der Veröffentlichung werth hielt. Lewis bot das Manuscript im Januar 1799 einem Londoner Verleger an, und bereits im folgenden Februar kam das Buch auf den Markt.

Aus der Einleitung, welche Scott voranschickte, ergibt sich, dass sein Interesse hauptsächlich den Schilderungen chevaleresker Sitte galt, also antiquarisch-romantischer Natur war. Über den Kunstwerth des Dramas wagt er sich nur kurz und unentschieden zu äussern: er hält es

für eine Nachahmung der Shakespeare'schen Manier nicht in Bezug auf den Stil, sondern auf die Zeichnung der Charaktere und die Führung der Motive. Die Behauptung, dass seine grosse Beliebtheit in Deutschland zum Theile aus nationaler Parteilichkeit entspringe, hat er fast wörtlich aus Mackenzies Essay entlehnt.

Vergleicht man Scotts Übersetzung mit dem Original, so muss man sich vor allem seine Gewohnheit gegenwärtig halten, unbekannte Wörter nicht mit Hilfe eines Lexikons sondern seiner Kenntnisse vom angelsächsischen und schottischen zu entziffern, um sich die seltsamen Missverständnisse, welche ihm dabei passirten, erklären zu können. Bruder Martin z. B. sagt vom Garten seines Klosters: »das ist nun ihr Bienenkorb«; Scott identificirte »Bienen« mit beans und schrieb: »where they have raised beans« (Bohnen). Bald darauf bemerkt derselbe Bruder: »mein Kloster ist Erfurt in Sachsen«. Scott dachte bei »Erfurt« an »führen«, bei »Sachsen« an »Sachen« und übersetzte: »the convent is involved in business« u. dgl. Abgesehen von solchen unwillkürlichen Abweichungen zeichnet sich Scott durch grosse Treue gegenüber dem kräftigen Stile des »Götz« aus; er und sein Freund Lord Tytler, in seiner Übersetzung von Schillers Räubern 1790, haben am meisten dazu beigetragen, den Stil des Sturmes und Dranges in England bekannt zu machen. Nur wenige derbe Ausdrücke, Liebetrauts zweideutiges Liebeslied, die Küsse zwischen Adelheid und Franz, sowie die Bibelcitate hat Scott mit Rücksicht auf sein prüderes Publikum beseitigt. Dieselbe Rücksicht auf seine Leser bewog ihn auch, fremde Begriffe, z. B. Schöffe, Urfehde, zu umschreiben, und Anspielungen, welche nur für einen Deutschen verständlich und interessant sein konnten, z. B. auf Köln, Teuerdank und Rübezahl, zu streichen.

Von den Charakteren hat er das, was ihm selbst aus

den heimischen Border Ballads geläufig war, mit der grössten Liebe bewahrt: die rohe Kraft und eiserne Nervigkeit im Kampfe, die gesunde Erholung bei Festlichkeiten und vollen Humpen. Aber mancher feine und wohlberechnete Zug, welcher diesen reckenhaften Grundton anmuthig unterbricht und uns die Personen menschlich näher bringt, ist ihm entgangen: die Äbtissin hat ihr »Herz voll Empfindung« verloren, Maria hat an Liebesinnigkeit, Weislingen an Gutmüthigkeit eingebüsst, und Götz darf als eiserner Ritter nicht mehr klagen, dass ihm das Leben sauer gemacht werde. Die vorhergehende sentimentale Literaturperiode hätte sich gerade an diesen naiven, gemüthsvollen Zügen geweidet; Scott aber wandte sich von ihr entschieden, vielleicht zu sehr ab. Die rauhe Luft aus dem schottischen Hochland und Alterthum hatte ihn abgehärtet. Dafür machte sich seine alte Sucht nach dem Schrecklichen gelegentlich geltend, z. B. wenn er einen der Zigeuner *blutig* vom Streifzuge zurückkehren lässt.

Wichtig ferner ist, dass Scott von den socialen und politischen Tendenzen des Sturmes und Dranges im »Götz« keine aufnahm; er war und fühlte durchaus aristokratisch-conservativ. Goethe hatte Liebetraut und den Bauern bei der Hochzeit einige volksthümliche Ausfälle gegen die Juristen in den Mund gelegt: Scott strich sie. Bei Goethe gibt Elisabeth wie eine deutsche Bürgersfrau dem gefangenen Weislingen selbst zu essen, bei Scott ist sie vornehmer geworden und darf es blos anordnen. Der Dialog zwischen Adelheid und Liebetraut über das Schachspiel zu Anfang des 2. Aktes ist bis zu den Worten des Bischofs »Er will nicht kommen« ganz weggelassen wegen seiner königsfeindlichen Tendenz.

Fassen wir zusammen: das Drama hat unter Scotts Händen in seinen *allgemein menschlichen Motiven gelitten* und dafür einen *mehr romantischen Charakter* (im englischen

Sinne des Wortes) *angenommen.* In letzterer Hinsicht war eben Scott bereits Meister, in ersterer hatte er von Goethe zu lernen, und wie er dies that, zeigt uns zunächst sein erstes Originaldrama »The House of Aspen« (Frühjahr 1799).

Es ist eine Prosatragödie voll rauher, leidenschaftlicher Ritter und gespenstischer Erscheinungen, geheimnisvoller Unthaten und blutiger Bestrafung, Überraschung und Schauder, Gesänge und melodramatischer Effekte, welche sich literarhistorisch eng an Lewis' Castle-Spectre anreiht. Aber Scott übertraf seinen phantastisch-romantischen Vorgänger an Streben nach historischer Wahrheit und ansprechender Charakterschilderung und zwar unter dem deutlich nachweisbaren Einfluss des Götz.

Charakteristisch dafür ist vor allem die Gewinnung der Fabel. Lewis hatte sie fetzenweise aus deutschen und englischen Quellen modernen Datums zusammengelesen und nach eigener Erfindung zu einem Ganzen verquickt; Scott aber wusste, dass Goethe einfach Götzens Autobiographie dramatisirt hatte, und wollte daher ebenfalls eine historische Aufzeichnung zu Grunde legen. Freilich gerieth er dabei nur an die pseudo-historischen »Sagen der Vorzeit« von Veit Weber (Pseudonym für Leonhard Wächter). Ferner sehen wir die alten Ritter nicht blos tändeln und kämpfen, Schrecken einjagen und äussern, wie in den vorausgehenden englischen Rittergeschichten, sondern wir beobachten auch das realistische Detail ihres Lebens, ihr wirthschaften und kranksein, wie es uns im Götz vor Augen geführt wird. Von den Charakteren zeigt der Baron Rüdiger von Aspen, welchem bei Veit Weber ein tyrannischer, wollüstiger Herzog entspricht, die grösste Ähnlichkeit mit dem alten Götz selbst: er heisst »old Rudiger with the iron arm«, dürstet nach Kampf und nach Kampfesehre, ist aber zu seinem grössten Leidwesen durch eine Verwundung genöthigt, auf seinem Schlosse in der

Pflege seiner Frauen zu bleiben, während seine beiden Söhne gegen den Erbfeind des Hauses zu Felde ziehen. Seine altdeutsche Biederkeit und hausväterliche Gutmüthigkeit zeichnen ihn vor allen Rittergestalten in Scotts Epen aus und sind zugleich der Haupteinwand, der gegen die poetische Gerechtigkeit des Stückes erhoben werden kann; denn ganz unverdienter Weise fällt ihm das Unglück zu, den Tod seiner Frau und eines Sohnes beklagen zu müssen. Sein Weib Isabella erinnert durch häusliche Fürsorge und aufopfernde Liebe an Götzens Frau, gleicht aber im allgemeinen mehr der bigotten Adelheid im »Fust von Stromberg«. Dafür ist Gertrud, die Nichte der Baronin und Braut von Rüdigers zweitem Sohne, welche bei Veit Weber keine Entsprechung hat, durchaus ein Abbild der »sanften Maria«: sie bebt vor allem Blutvergiessen zurück, bewahrt ihrem Bräutigam eine naive Treue und wohnt auch in seinem Schloss: eine ungewöhnliche Situation, auf welche Scott schwerlich verfallen wäre, wenn ihm nicht das Verhältniss Marias zu Weislingen, der freilich als Gefangener auf ihrer Burg zu leben gezwungen ist, vorgeschwebt hätte. Die Krieger schlagen sich tapfer, mit wechselndem Vordrängen und Zurückweichen; ihre Sprache wimmelt von Kraftausdrücken und Flüchen, fast wie im Götz. Die engste Ähnlichkeit aber bietet die Vehmescene am Schluss, wo die Baronin wie bei Veit Weber wegen der Vergiftung ihres ersten aufgedrängten Gemahls verurtheilt wird; Scott hielt offenbar die einleitenden Formeln und Fragen der Richter im Götz für authentisch und nahm sie im Interesse der historischen Wahrheit theilweise wörtlich herüber.

All das half, die Tragödie wenn nicht zu einem richtigen, so doch zu einem lebensvollen und vielfach sogar ansprechenden Gemälde der Ritterzeit zu machen, und das bedeutete im Vergleiche mit den einheimischen Vorgängern Scotts

nicht wenig. Die englische Romantik hatte sich bisher auf eine rohe und oberflächliche Nachbildung mittelalterlichen Treibens beschränkt und war über Burgverliesse, Hellebarden, Aberglauben und ähnliche Äusserlichkeiten kaum je hinausgekommen. Scott suchte sie zu vertiefen, die Burgen und Rüstungen nicht blos mit modernen Sentimentalisten und Schönrednern, Carricaturen und Gespenstern auszufüllen, wie Lewis und Southey, sondern mit wirklichen Menschen des Mittelalters. Im kleinen konnten ihn dies freilich schon lange vorher die Balladen lehren, im grossen Stile aber wurde sein eigentliches Vorbild erst der Götz, eine Wahl, welche für ihn noch charakteristischer wird durch die Erwägung, dass die übrigen grösseren Jugenddramen Goethes, Clavigo und Stella, deutsch und englisch in seiner Bibliothek standen, ohne auf seine Produktion einen merklichen Einfluss zu üben.

Der Erfolg, welchen diese ersten grösseren Werke von Scott, die Götzübersetzung und »The House of Aspen« damals erfuhren, war so gut wie keiner. Aus der allgemeinen Begeisterung für deutsche Poesie waren sie hervorgegangen, und mit ihr fielen sie. Während Scott in Edinburg unbefangen arbeitete, hatten in London die Anti-Jacobiner ihre literarische Diktatur bereits aufgerichtet und befestigt. In ihrem tendenziösen Hasse gegen alles Deutsche verfolgten sie selbst eine Dichtung, welcher sie keine politische Gefährlichkeit nachsagen konnten, wie den Scott'schen Götz; The Anti-Jacobin Review III. 210 fand in ihm 1799 kaum eine sehr schwache Ähnlichkeit mit Shakespeare und wenig von der Natürlichkeit des Werther und tadelte den Verfasser als zu ungebunden und revolutionär in Bezug auf die Einheit des Ortes. Unter solchen Umständen dachten natürlich wenige an das Kaufen und niemand an eine Aufführung, und als Scott sein House of Aspen 1799 an das Drury Lane Theater in London einsandte, antwortete der

berühmte John Kemble höflich ablehnend: es enthalte zu viel Vehme und Blut, Grausamkeit und Feierlichkeit, was auf deutsch beiläufig hiesse: es sei zu sehr im verrufenen Geschmack des deutschen Schauderdramas gearbeitet.

Die Enttäuschung musste den angehenden Dichter für den Augenblick entmuthigen, gereichte ihm aber dennoch zum Glück; denn sie bewog ihn, dem deutschen Drama für immer, der dramatischen Gattung überhaupt aber für das nächste Dutzend Jahre zu entsagen (The House of Aspen liess er sogar bis 1829 ungedruckt im Pulte liegen) und sich auf ein Schaffensgebiet zu werfen, welches für sein Talent und für die Zeichnung romantischer Zeitbilder das einzig passende war: auf das Epos.

Seine erste Schöpfung dieser Art war »The Lay of the Last Minstrel«, begonnen 1802, veröffentlicht 1805. Trotz der metrischen und stilistischen Anlehnung an Coleridges »Christabel«, trotz des engen Anschlusses an alte Traditionen und historische Details, welche die zahlreichen Anmerkungen dokumentiren sollen, zeigen die Grundzüge der Fabel und der Charaktere unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Götz. Das Ganze dreht sich um die Belagerung eines Schlosses durch Übermacht. Ritter Deloraine, der Hauptvertheidiger, hat zwar nicht die gemüthsvollen Seiten des Götz, aber er hat sich ebenso Gewaltthätigkeit und Selbsthilfe zu Schulden kommen lassen, und ebenso muss er trotz seiner Streitlust thatenlos unter Frauenpflege liegen, während draussen die Feinde die Mauern umschliessen. Die übrigen Vertheidiger sind tapfere Freiheitskämpfer und wollen von Übergabe Anfangs nichts wissen. An ihrer Spitze steht die Schlossbesitzerin, an Unerschrockenheit und weiblicher Hoheit ein Abbild der Elisabeth. Ihr Sohn, der einzige Knabe im Epos, erinnert an den Knappen Georg; denn trotz seiner Jugend beschäftigt er sich am liebsten mit Speeren und Rossen, so dass ihm ergraute Soldaten grossen Kriegsruhm

prophezeihen. Aber trotz aller Kühnheit muss sich die Besatzung allmählich zu einem Vertrage bequemen, welcher allerdings nicht, wie im Götz, auf Urfehde hinausläuft, sondern auf ein Turnier. Kaum ist er geschlossen, so erscheint ungeahnter Ersatz: vielleicht ein Anklang an die zeitgemässe Hilfeleistung des treuen Sickingen. — Neben diesen kriegerischen Ereignissen spielt auch eine Liebesepisode: das sanfte Schlossfräulein ist in einen Feind des Hauses verliebt und erklärt sich, gleich der Maria im Goethe'schen Drama, in einer zärtlichen Scene bereit, ihm die Hand zu reichen, um dadurch die Zwietracht der Familien in Freundschaft zu verwandeln. Allein da sich hier der Liebende nicht flatterhaft, sondern ritterlich ehrenhaft bewährt, also kein Contrast zwischen einem biederen Götz und einem wortbrüchigen Weislingen zu zeichnen war, steht diese Episode mit der Haupthandlung in keinem inneren Zusammenhange und verräth sich dadurch um so gewisser als geborgt. So hat Scott den allgemeinen menschlichen Rahmen für seine glänzenden romantischen Detailschilderungen im wesentlichen dem Götz entlehnt, und selbst die Compositionsweise erinnert an den letzteren; denn die Handlung entwickelt sich nicht in ruhigem epischem Fluss, sondern ruckweise, in scenenartigen Situationsbildern.

Ähnlich wirkte der Götz auch noch auf Scotts zweites Epos »Marmion«, veröffentlicht 1808. Die Hauptperson gleichen Namens ist eine Art Weislingen, nur energischer und grossartiger, wie denn Scott überhaupt die seltenen Beispiele menschlicher Niedrigkeit, welche er der Aufnahme in seine Epen würdigte, mit dem idealen Schleier chevaleresker Verklärtheit zu überkleiden pflegt und dadurch Goethe gegenüber an realer Wahrheit verliert. Marmion hat seine ihm innig ergebene Geliebte treulos im Stiche gelassen und stellte dafür einer andern, Clare, nach, welche ihn verschmäht. Die erste stirbt durch ein heimliches Gericht

wie Adelheid im Götz; die letztere ist einem andern Ritter verlobt, muss ihn aber nach einem hastigen Segen in der Burgkapelle sofort in den Kampf entlassen, wie Maria ihren Sickingen. Diese Schlacht findet statt bei Flodden Field (1513); Marmion streitet tapfer, sein Helm schwankt im dichtesten Gedränge auf und nieder, und einige seiner Begleiter schauen ihm von einer Erhöhung aus angsterfüllt zu, wie Selbitz mit seinen Knechten dem Götz. Schliesslich wird Marmion verwundet und muss sterben, halb in Weislingens, halb in Götzens Art. Einerseits nämlich taucht in ihm der quälende Gedanke an seine verlassene Geliebte auf, er glaubt sie zu sehen wie Weislingen den Geist Marias; alle haben ihn verlassen, nur seine zweite Geliebte, die schwer beleidigte Clare, ist in den letzten Augenblicken bei ihm, sie klärt ihn über die Folgen seiner Untreue auf, sie bittet er, für ihn zu beten. Andererseits ist auch der unerschütterte Kampfesmuth des Götz in ihm, und schon ausathmend reckt er sich noch einmal auf und ruft »victory, victory!« Man sieht, wie sich die Nachklänge des Goethe'schen Dramas in Scotts Gedächtnis verwirrten und verdunkelten.

Hatten sich bereits diese beiden Epen vom House of Aspen dadurch unterschieden, dass sie nicht mehr von altbairischen Schlössern, Rittern und Sitten handelten, sondern von altschottischen, so stellte sich Scott im dritten vollends auf nationalen Boden. The Lady of the Lake (1810) weist weder in der Fabel, noch in den Charakteren, noch im Detail einen direkten Einfluss des Götz auf. Auch wenn man in seinen späteren Werken auf den ersten Blick da und dort Anklänge zu finden glaubt, z. B. in der Belagerungsscene im »Ivanhoe« (Lockhart), zeigen sie sich bei näherem Zusehen so umgeformt, dass man sie eher auf verwandte Scenen im Lay of the Last Minstrel und Marmion als auf den Götz zurückführen muss. Der Grund dafür ist aber

nicht etwa in einer geringeren Werthschätzung Goethes zu suchen; denn immer und immer, selbst noch in seinem Todesjahre, sprach Scott von Goethe mit hoher Achtung und dem Gefühle der Verpflichtung und gab dieser Überzeugung in einem Briefe an Goethe 1827 (bei Lockhart) auch schriftlichen Ausdruck. Scott war einfach mit den Jahren reifer und selbstständiger geworden; wer den Geist, die Schaffensmethode eines Dichters erfasst hat, braucht nicht mehr seine Schöpfungen nachzuahmen.

VI. DAS ERSTE VIERTEL DES 19. JAHRHUNDERTS.

Die Angriffe der Anti-Jacobiner hatten die erste Periode des Deutschstudiums in England abgeschlossen. Sie verminderten wohl die Anzahl der englischen Goetheverehrer; aber eine so naturnothwendige Culturbewegung wie die Aufnahme der deutschen Literatur und ihres Altmeisters konnten derartige Hindernisse nicht abdämmen, sondern nur läutern. Sie drängten das Goethestudium auf einen engen, aber solideren Weg. Das 19. Jahrhundert zeigte sich ärmer an Enthusiasmus, aber auch vorsichtiger im Absprechen; es ahmte seltener nach, aber dann desto innerlicher. Ein deutliches Beispiel dafür hat uns bereits Schottland geboten: unter dem Eindrucke dieser Verhältnisse war Scott zu einer freieren, originelleren Nachbildung des »Götz« übergegangen. In England äusserte sich diese Wendung zunächst durch eine geänderte Übersetzungstechnik. Rev. *J. Beresford,* Englischlehrer der jungen Königin von Preussen, übertrug kurz vor 1800 die Balladen »König von Thule«, »Fischer«, »Sänger«, »Veilchen« u. a.[1] mit einer Schlichtheit und Treue, welche sie im Vergleich mit Lewis' Paraphrasen zu wahren Aneignungen stempelt. Werther

[1] Gesammelt herausgegeben 1821 als Specimens of German Lyrics.

erfuhr innerhalb zweier Jahre drei neue Übersetzungen (von *W. Render,* 1801, *Dr. Pratt,* 1801 oder 1802, *F. Gotzberg,* 1802), welche im Unterschiede von den früheren nach dem deutschen Original (in zweiter Fassung), und, wie sie wenigstens behaupten, mit möglichst engem Anschluss an dasselbe gearbeitet sind. Auch die Nachahmungen des Werther verrathen ein tieferes Erfassen seines Gehaltes. Er wird nicht mehr blos als ein sentimentales Produkt geschätzt, sondern als ein revolutionäres. Vor allem ist hierbei eine irische Romanschriftstellerin zu nennen, Miss *Sidney Owenson,* später *Lady Morgan.* Wie *Hazlitt, Coleridge*[1] und *Southey*[2] verehrte sie Werther und Rousseau auf *einem* Altar. »Keinen Autor«, sagt sie in ihren Memoiren, »lese ich mit mehr Vergnügen als Goethe und Rousseau; sie sprechen zu meinem Herzen, sie erweitern meine Ideen, sie befreien meinen Geist und kräftigen jene Bande der Menschenliebe, welche mich an meine Mitgeschöpfe knüpfen«. Sie stellte die beiden hoch über Richardson und trieb die Schwärmerei für Werther so weit, dass sie ihn ihrer Freundin nicht durch den Dienstboten senden wollte: »das wäre Profanation«. Aber während in den Gedichten der oben erwähnten Lakisten kein Detaileinfluss des Werther wahrzunehmen ist, zeichnete sie schon in ihrem ersten Romane (1803) in der Hauptperson einen Charakter, welchen man mit Recht einen weiblichen Werther genannt hat; dieselbe erzählt nämlich, natürlich in Briefform, wie sie am Tage, bevor sie mit dem ihr bestimmten Manne vermählt werden sollte, ihrem Geliebten eine Privataudienz gab, und beschreibt sich selbst mit grösster Aufrichtigkeit als ein Weib, welches unter der Maske des Gefühls eine verbrecherische Leidenschaft nährt und nähren

[1] W. Hazlitt, Memoirs (ad 1798).
[2] Life and Correspondence, Brief vom 12. März 1799.

muss. Auch in ihren folgenden Romanen handelt es sich gewöhnlich um emancipirte Frauenzimmer und jacobinischen Aristokratenhass, um abenteuerliche verbotene Liebe und Unbezähmbarkeit der Natur. Aber dabei blieb sie stehen. Sie ist mehr raisonnirend als gedankenhaft; sie eifert nur mit Rousseau gegen die conventionellen Schranken, welche in der civilisirten Welt bestehen, statt sich mit Werther gegen die angeborne Beschränktheit der Menschennatur aufzulehnen. Daher kam sie über den noch halb Rousseau'schen Werther nie hinaus zu den Werken, in welchen Goethe diese Grundidee des Sturmes und Dranges klarer und ausschliesslicher entwickelt hat, und die ganze Seeschule theilte Lady Morgans Schicksal. Coleridge, Hazlitt und selbst die liberale Edinburgh Review (von 1816) hielten alle folgenden Dichtungen Goethes, auch den Faust, für schwächer als den Werther, Southey und Wordsworth lasen sie nicht einmal mehr. Während also Goethe immer tiefer aus der Fülle klassischer Schönheit und physikalischer Erkenntniss schöpfte und schliesslich zu den Müttern hinabstieg, sassen die Vertreter des conservativen Liberalismus, wie Brandes die Lakisten treffend nennt, noch immer auf Lottens Sopha; kaum mahnt je einer ihrer Verse an das titanische Sehnen und Ringen nach dem Übermenschlichen, welches bereits die Anti-Jacobiner in den Dramen des Sturmes und Dranges gefunden hatten (Vorrede zu The Rovers), und welches bereits im Werther, vor allem aber im Faust pulsirt.

Diesem Gefühle Ausdruck zu geben war unter den englischen Dichtern erst *Byron* und *Shelley* vorbehalten. Obwohl beide auf entgegengesetzte Extreme hinausliefen, jener auf einen trostlosen Pessimismus, dieser auf einen Traum von der Wiederkehr eines goldenen Zeitalters, begegneten sie sich doch in der idealen Geringschätzung der bestehenden Verhältnisse, in dem wilden Streben nach dem unendlichen

und grenzenlosen, nach »things beyond mortality«, wie es im »Manfred« heisst, und der allbekannte Werther kann auf sie nicht hierin ohne Einfluss geblieben sein. Wir haben sogar direkte Zeugnisse für ihre Bekanntschaft mit Goethes Erstlingsroman. Der junge Shelley trug sich, wahrscheinlich 1811 oder 1812, mit dem Plane, ihn fortzusetzen oder viel mehr umzugestalten, wobei Albert aus seiner philiströsen Ruhe endlich auffahren und »das rechte Ding in der rechten Weise thun sollte« (Hogg, Life of Shelley p. 488). Also gerade das, was bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts an Werther ausschliesslich gefallen hatte, das passiv sentimentale, wollte er mit drastischem Spotte abschneiden; desto mehr Sinn hatte er für die himmelsstürmerische Idee des Sturmes und Dranges, durch welche der junge Goethe über Rousseau hinausging und bezeichnender Weise sagt er einmal in seinen Essays, Rousseau gehöre bereits der Literaturgeschichte, Goethe aber noch ganz der Gegenwart an. Byron ging noch weiter: er brachte seinen Pessimismus mit dem Werther in unmittelbaren Zusammenhang; als sich nämlich Goethe in »Kunst und Alterthum« über die Selbstquälerei und hypochondrische Stimmung des Manfred aufhielt, entgegnete Byron bedeutsam, dass Goethe selbst »durch ein einziges Prosawerk grössere Lebensverachtung erweckt habe als alle englischen Bände von Poesie, die je geschrieben wurden« (Widmung des Marino Faliero). Auch Shelley's Gemahlin hatte sich tief in Werthers Selbstmord-argumente hineingelebt und versuchte in ihrem Romane »Frankenstein or the Modern Prometheus« (1816) nach ihrem eigenen Geständnisse einen ähnlichen Geist zu zeichnen.

Inzwischen waren politische Ereignisse eingetreten, welche die Haltung des englischen Publikums gegenüber der deutschen Literatur wieder stark veränderten. Der Kampf gegen Napoleon hatte Deutschland zum Bundesgegenossen der Britten und, wie die Edinburgh Review sich

ausdrückt, zum ersten Reiche des Continents gemacht; in diesem befreundeten, angesehenen Lande aber galt Goethe unbestritten für den grössten lebenden Dichter. Der allgemeine Friede, beförderte ferner den literarischen Verkehr der europäischen Völker; »Dichtung und Wahrheit«, Schlegels »Vorlesungen«, Staëls »Allemagne«, verkündeten jenseits des Kanals Goethes Ruhm. Nicht ohne Rückwirkung blieb es auch, dass jene englischen Dichter, welche von dem Geiste des Götz und Werther zumeist getrunken hatten, die gefeiertsten des Tages wurden; nur aus Scotts Einflusse erklärt es sich z. B., dass zuerst die Edinburgh Review von dem üblichen geringschätzigen Urtheile über den Götz abwich und 1816 in einer Recension über Goethes Autobiographie (XXVI. 310) dies romantische Drama für sein bestes Werk erklärte: in der Burg zu Jaxthausen sei er besser daheim, als in einem modernen Schlosse, und die Schmauserei an der Tafel des Bischofs von Bamberg bereite ihm ein herzlicheres Wohlgefallen als ein klassisches Symposion. Am meisten endlich zur Steigerung der Goethebewunderung hat vielleicht Byron beigetragen, welcher in künstlerischem Enthusiasmus der nationalen Vorurtheile sich entschlug und ihn allein von allen lebenden Dichtern als seinen Meister anerkannte.

Aber die Goethestudien, welche unter diesen günstigen Umständen wieder üppig aufblühten, verfolgten wesentlich andere Ziele als vor der anti-jacobinischen Reaktion. Damals, zur Zeit der französischen Revolution, hatten besonders die Natürlichkeit und Leidenschaft seiner Jugendwerke gefallen; jetzt hingegen, in den Tagen des Friedens, fing man an, sich mehr an dem abgeklärten Gedankengehalt und der vollendeten Form seiner späteren Schöpfungen zu ergötzen. So wird es begreiflich, warum die Motive des Werther in Byrons und Shelleys Dichtungen keinerlei Detaileinwirkung hinterliessen: er bereitete sie nur auf ihre Fauststudien vor. Goethes Jugenddramen erweckten in England

vollends nur mehr ein literarhistorisches Interesse, und neben der traurigen Vergessenheit, in welche besonders Clavigo und Stella verfielen, nimmt es sich fast wie Spott aus, dass eines der kleinsten und harmlosesten darunter, das »Fastnachtsspiel von Pater Brey«, Byron in seiner besten Zeit als Muster zu einem satirischen Gedichte auf einen fanatischen Prediger vorschwebte (Trelawny, Records 2. Aufl. 1878 I. 231). Nach dem Bilde des *reifen Mannes* Goethe verlangte die reifer gewordene Nation, und der Mann, welcher ihren Wünschen entgegenkam, war *Thomas Carlyle*. Im Todesjahre Byrons 1824 trat er mit seiner Übersetzung von »Wilhelm Meisters Lehrjahren« hervor und sprach in der Vorrede dazu die Möglichkeit und die Absicht aus, die Wertherartigen Vorstellungen von Goethe, welche in England noch immer vorherrschten, zu beseitigen und seine Persönlichkeit, sein künstlerisches Wesen unverfälscht und aus dem vollen zu zeichnen. Ein entschieden kosmopolitischer Zug lenkte ihn dabei; denn »Geister wie Goethe«, sagt er in der citirten Vorrede, »sind Gemeingut aller Nationen, und aus vielen Gründen sollte jedermann richtige Eindrücke von ihnen haben«. In diesem Sinne wirkte er durch Übersetzungen und kritische Essays; er lehrte seine Landsleute einerseits die Jugendwerke Goethes richtiger würdigen, indem er Scott als die Vollendung des Götzismus, Byron als die gewaltigste Erscheinungsform des Wertherismus hinstellte; und andererseits führte er sie zuerst zu einem eindringenden Verständnisse seiner klassischen Dichtungen »Iphigenie«, »Wilhelm Meister« und »Faust«. Von Carlyles Auftreten an haben wir in England nicht mehr von einem Cultus des jungen, sondern des ganzen Goethe zu sprechen.





3. ZUR VORGESCHICHTE DES GOETHE'SCHEN FAUST.

VON

ERICH SCHMIDT.

2. FAUST UND DAS SECHZEHNTE JAHRHUNDERT[1].

Für die Faustsage und Faustdichtung ergeben sich der historischen Prüfung drei grosse Momente: Ansätze in den Simon-Magusmären des Urchristenthums, neue schöpferische Ausbildung mit Übertragung auf eine geschichtliche Figur in den Tagen des Humanismus und der Reformation, höchste poetische Verklärung durch Goethe im Zeitalter der Humanität. Die Gebundenheit des Mittelalters hat es zu keinem Faust gebracht; wol ziehen in langer Reihe die Theophilus und Militarius, die Heliodorus, Virgilius, Klinsor, die Tannhäuser, die Roger Baco, die[2] Gerbert und andere mit der Tiara gekrönte Pactirer an uns vorüber, noch aber war der Satan keine unentrinnbare Grossmacht, noch genügte ein erlösendes Wort der jungfräulichen Fürsprecherin vor dem himmlischen

[1] 1. Lessings Faust: Goethe-Jahrbuch II. 1881.

[2] Vgl. Döllinger, Die Papstfabeln des Mittelalters. München 1863.

Richterstuhl, noch wurde das Problem nicht tief und allumfassend genug durchgedacht, sondern mit einem leidigen Entweder-Oder ausgetragen: entweder winkt höheres Wissen oder schrankenloser Genuss und andere Güter dieser Welt als Lohn für den Vertrag mit der Hölle.

Faust gehört der modernen Zeit. Erst im sechzehnten Jahrhundert schlug seine Stunde und es lockt die culturhistorischen Bedingungen zu erfassen, unter denen damals ein Mensch alles, was an Titanismus und sinnlicher Lust, an ernstem Wissen und gaukelnder Wahnweisheit, an Grossthaten, Zaubermärchen und Possen aufgespeichert vorlag, als Träger auf die Schulter nehmen musste. Nach vieljährigem Kreissen trat eine neue Bildung und ein neues Leben an das morgenröthliche Licht, das sich immer heller und weiter ergoss. In schaffender Werdelust streifte der Mensch die mittelalterlichen Fesseln ab und entlief aus der Schule der Scholastik und Möncherei. Den Wissenschaften gedieh an den vieler Orten begründeten Universitäten eine fruchtverheissende Blüthe. Während durch das mathematische Studium Scharfsinn, Kritik und Combination genährt und das Gefühl heiterer Sicherheit gesteigert wurde, liess die Astronomie, der freilich ihre unechte Schwester Astrologia hart auf dem Fusse folgte, den Menschengeist zum Firmament schweifen und Gottes Wohnsitz, den Himmel, mit gestärktem Auge durchforschen. Stossen wir auch fürs erste auf keinen so faustischen Sternseher wie Keppler, so musste doch unläugbar dieses Erkennen der fernsten Ferne, dieses grenzenlose Ausbreiten durch den ganzen Weltraum dem Geist eine stolze fliegende Überzeugung seines Vermögens geben: der Gottheit näher, meinte er Blicke hinter den Vorhang zu werfen, der das Endliche von dem Unendlichen scheidet.

Mancher physikalische Fund wurde praktisch verwerthet, stehen wir doch im Zeitalter der Entdeckungen.

Kühne Seefahrer fanden in Amerika die neue Welt, die geographischen Kenntnisse erweiterten sich plötzlich, immer mehr ward der Horizont hinausgeschoben und diesem ungestümen Wachsthum waren die mittelalterlichen Kleider bald zu eng. Ptolemäus wurde verabschiedet, Galen abgethan, allen Naturwissenschaften im sechzehnten Jahrhundert ein neues luftigeres und sonnigeres Arbeitshaus aufgebaut. Es konnte nicht ausbleiben, dass das Selbstgefühl täglich anschwoll, und man hätte sich mit Fug jenes sophokleische Wort aneignen dürfen: »Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch«.

Weil dieses neue Leben zum guten Theil nur ein Wiederaufleben des alten ist, ersteht nicht zufällig zuerst in der Heimat der Renaissance, Italien, der moderne Mensch. Ich berufe mich dafür auf das klassische Buch »Die Cultur der Renaissance« (1, 161) von Jacob Burckhardt, dessen Darlegungen ich auch weiterhin meinem besonderen Zweck dienstbar machen werde: »Im Mittelalter lagen die beiden Seiten des Bewusstseins — nach der Welt hin und nach dem Innern des Menschen selbst — wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurchgesehen erschienen Welt und Geschichte wundersam gefärbt, der Mensch aber erkannte sich nur als Race, Volk, Partei, Corporation, Familie oder sonst in irgend einer Form des Allgemeinen. In Italien zuerst verweht dieser Schleier in die Lüfte; es erwacht eine objective Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämmtlichen Dinge dieser Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit voller Macht das Subjective, der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches.

Überall fallen Schranken, denn das neue — wir dürfen hinzufügen: faustische — Bildungsideal heisst Universalis

mus. Der uomo universale strebt alle Wissenschaften und Künste in einem Brennpunkt zusammenzufassen und wirklich bekunden Männer wie Lionardo da Vinci oder Michel Angelo eine grossartige Verneinung der Arbeitstheilung. Voll mächtigen Kraftgefühls sagt in Italien Alberti: »Die Menschen können von sich aus alles, sobald sie wollen«, in Deutschland Dürer: »Die Begierde viel zu wissen, die da Jeglichem von Natur eingepflanzt ist, die ist gegen solche Ersättigung gefeit und aller Verdriesslichkeit ganz und gar nicht unterworfen«. Aber man will nicht nur in Kunst und Wissenschaft, sondern vor allem als Mensch sich auszeichnen und wer sich als geistiges Individuum erkannte, nahm auch seinen Nächsten dafür. Das Studium des Menschen vertiefte die Charakteristik und brach das Starrtypische der älteren Kunst, so zwar, dass die Malerei — es sei beispielsweise an Holbeins Portraits erinnert — der zu regem Aufschwung gelangten Biographie und der im Wechselverkehr der Gebildeten kunst- und liebevoll betriebenen Epistolographie um viele Ellen voraus eilte. Denn im geschriebenen und gesprochenen Wort herrschte vorerst ein begeistertes, verschwommenes Rühmen grosser Eigenschaften, das uns ähnlicher Processe im Individuumscult des 18. Jahrhunderts mit seiner Physiognomik, seinem panegyrischen Anjauchzen und seiner Wollust einen grossen Mann zu sehen gedenken lässt, wie es auch beiderseits nicht an haltlosen oder schwindelhaften Sendboten des neuen Evangeliums fehlt. Erhob man die ehedem als gottlos verpönte Superbia und die ehedem eitel gescholtene Gloria zu Idealen, so wurde manchem die Freude an sich selbst und an der Welt gefährlich, ja verderblich. Demüthige Selbsterniedrigung verwerfend, schritt der Gelehrte mit gehobenem Haupt aus der engen Zelle auf den weiten Markt des Lebens, um so gut wie der Staatsmann, der Dichter, der bildende Künstler ehrgeizig an der Verewigung seines

Namens zu schaffen, nicht immer aus edler Ruhmbegier, auch aus kecker Überhebung und Grossmannsucht.

Im Zeitalter der Borgia wurde das Dämonische der Menschenbrust entfesselt und breitete sich mit elementarer, rücksichtlos selbstischer Wucht aus. Jede Leidenschaft that sich genug. Alle menschlischen Kräfte, alles was an den Gott, alles was an den Teufel in uns mahnt, kamen zu potenzirter Äusserung. Die Schandthaten der Machthaber zeigen einen so dämonisch-heroischen Anstrich, dass wir jene Verbrecher, die sich nie mit Kleinigkeiten abgeben und schönen Raubthieren gleichen, schaudernd bewundern. In dieser Epoche erblickten Doctor Luther, der Gottesknecht, und[1] Doctor Faust, der Empörer, das Licht.

Was der mittelalterliche Klerus grimmig verdammt hatte, breitete die Renaissance weithin aus: Cultus der Weltschönheit. Ein herrliches Gebild der Antike nach dem andern stieg aus seinem umschattenden Grab empor. Es ist ein echthumanistisches Verlangen, dass Faust die gepriesenste Schönheit der griechischen Sagenwelt, jene sogar von den troischen Graubärten bewunderte Helena schauen und geniessen möchte. Mythologische Prunkspiele zauberten auch in Deutschland die Antike täuschend vor Augen und Faust ergötzt Kaiser und Adel durch lebende Bilder, wie er ein ander Mal hohe Herrschaften durch ausgesuchte Leckereien in seinem magischen Wintergarten erquickt. Unser beschränkter Volksbuchschreiber meint mit übel angebrachter Schulweisheit, der Geist Mephistopheles habe

[1] Man vgl. die Gerüchte beim Tod Alexanders VI. — 18. August 1503 — in Schreiben der Zeitgenossen, Gregorovius »Lucrezia Borgia« S. 262 f. Er habe die Tiara durch einen Pact mit dem Teufel, dem er seine Seele verschrieb, gewonnen und sich zwölf Jahre auf dem heiligen Stuhl bedungen. Ein schwarzer Hund hauste bei ihm. Sieben Teufel umstanden sein Sterbelager. Der Satan holte ihn. Der aufgeschwollene Körper verweste schleunigst. Ein Lastträger schleifte den von allen geflohenen Leichnam an einem Strick zum Grab.

die [1] Trauben von den Antipoden geholt: er deutet damit in aller Unschuld wenigstens eine Wirkung des überseeischen Handels an, der neuerdings die Tafeln der Reichen mit den erlesensten Gerichten belastete. Wir denken aber weiter an die Gartenkunst Italiens, an Ariosts farbenprächtige Schilderungen, an das feine Sybaritenthum, das den Gourmand zum Gourmet und den Universalmenschen zum Virtuosen auch des sinnlichen Genusses machte. Wissen und Bildung paarten sich mit Schwelgerei und Leichtfertigkeit und nicht alles Erbgut der Antike war rein. Deutschland hatte keinen Poggio, doch der rastlose Conrad Celtis lebte und dichtete bald hier, bald dort die ovidischen Amores nach. Derlei blieb nicht ungeahndet. Hatte einst die strenge Dominikanerkunst auf dem Trionfo della morte des Friedhofs zu Pisa die Weltlust mit dem Todesgemetzel contrastirt und die Herrscher dieser Erde plötzlich vor ein offenes, widrigen Verwesungsgeruch ausathmendes Grab gestellt, so verwandelte sich jetzt dem Faust die lüstern umarmte gleissende Helena in einen eklen Leichnam. Geistliche Sittenrichter schalten die weltfreudigen Humanisten Epicureer und das tendenziöse Volksbuch lässt den Doctor Faust nach seinem verhängnisvollen Abfall von der Theologie ein [2] »Säuwisch vnnd Epicurisch leben« führen.

---

[1] Anders H. C. Agrippa De vanitate scientiarum cap. XLII (Opp., Lugduni s. a., 2, 71) unter besonderer Erwähnung Roger Bacos: quae vulgus putat miracula, cum tamen naturalia sint interveniente sola temporis praeventione . . . . . ut si quis in mense Martio rosas producat, et *maturas uvas*, aut satas fabas.

[2] Echtlutherisch, 1, 389[1] (2. Wittenberger Ausg,) »der ander rohe Hauff, der da heist Meister Epicurus« glaube an kein Jenseits. »Epicurer, Lucianer« 3, 432[2] Tischreden 1. Ausg. S. 82. 1, 299[1] über das »sewische Wesen« der Materialisten, die er öfters »Epicurische schlemmer« oder »Epicurische sew« nennt (sues isti Epicurei, Zarncke »Die deutschen Universitäten im Mittelalter» S. 124). So grimmig klingt jetzt ein harmloses Scherzwort des Horaz.



Diesen Modernen war die Erde kein Jammerthal mehr, sondern als glücklicher Gebieter schweifte der befreite, von unwiderstehlicher Wanderlust ergriffene Mensch durch die Schöpfung. »Du bist durch keine Schranken eingeengt; mitten hinein habe ich dich gestellt, auf dass du Umschau haltest über alles, was da ist auf Erden« sagt Picos Gottvater zu dem Vater der Menschen. Alle Anschauungen erscheinen von Grund aus umgeformt. Die religiösen zeigen ein wogendes Pandämonium von ernstem und frivolem Unglauben, Mystik, antikisirendem Aberglauben, Geister- und Beschwörungswahn, wie solcher sich ja zu allen Zeiten starker Aufgeklärtheit Raum erobert, Spott, äusserlichem Festhalten an den kirchlichen Gebräuchen und eindringlicher wissenschaftlicher Kritik.

Den Deutschen eignete das harmonische Wolgefühl des Italieners, welches inneren Zwiespalt leicht und ohne ärztlichen Beistand schlichtete, nicht. Deutschland hatte kein mediceisches Florenz, keine aristokratische Academie, kein so künstlerisch durchgebildetes Leben, kein so glanzvolles Virtuosenthum; es hatte wol vielseitige und weltgewandte Gelehrte, doch nicht diese grossartigen uomini universali, zu denen wir neidisch emporblicken: Deutschland hatte vor allem die Aufgabe, im ringenden Erlösungs- und Gnadenbedürfnis religiöse Auseinandersetzungen durchzukämpfen. Deshalb das Übergewicht des theologischen Interesses, das selbst humanistisch gebildete Männer, im Elsass namentlich, zu ungestümen Gegnern der »heidnischen« Dichter und ihrer neuesten Nachahmer machte; und doch war Celtis ein harmloser Libertin.

Wir begegnen aber auch in Deutschland modernen Menschen, geistigen Aristokraten, klugen ironischen Aufklärern wie Erasmus, der, in einen Salon des achtzehnten Jahrhunderts versetzt, sich wahrlich nicht verlegen gefühlt hätte. Ihm verursachte der Vollbesitz der neuen Bildung

weder Kampf noch Druck. Eher steckt ein faustischer Zug in Reuchlin, dem erstaunliches Wissen ungeheuren Ruhm eintrug, (»Reuchlin, wer will sich ihm vergleichen, in seiner Zeit ein Wunderzeichen«, ruft Goethe), und den der Kölner Handel über die jüdischen Bücher in vieler Augen mit einem geheimnisvollen Zwielicht umgab. Mystisch-kabbalistische Elemente gohren in ihm wie in Pico von Mirandola. Er gab sich einer verzückten Andacht zum Kreuz hin und feierte das verbum mirificum, den wunderthätigen Jesunamen, als Inbegriff aller Mirakel, »dem die höllischen Geister, memphitischen Geheimnisse, thessalischen Tränklein, chaldäischen Runen, zoroastischen Lehren unterworfen sind«. So baute er eine christliche Magie als himmelhohe Burg aus und der heiter aufklärende Verlacher des Reliquienschwindels verehrte seinerseits das Diadem der Dreieinigkeit als stärkstes magisches Beschwörungsmittel. Tauchte er solcher Art in die verborgenen Tiefen der Natur, so vermochte er auch in die dunklen Schachte der Menschenseele einzufahren und das peinvolle Nagen des Gewissenswurmes zu versinnlichen.

Ein streitbarer, nimmermüder Titanismus trieb in der ritterlichen Gestalt Ulrichs von Hutten. Da war kein stumpfes, dumpfes Ergeben, sondern ein schneidiges, stürmisches Wagen und ein trutziges Kämpfen gemäss der Losung »durchbrechen, durchbrechen werd ich oder selbst zu Grunde gehn«. »Nicht lieg ich . . . unbesiegt stand ich auch bei deinem Streich« lässt Eoban den verstorbenen Freund zum Tod sagen. Humanistische und protestantische Bildung erhoben den eques germanus über die standesgenössischen Scharrhansen zum Ritter vom Geist. Wie klaffend damals die Bildungsunterschiede waren, zeigt unter anderm vortrefflich ein Meisterstück Huttens im zweiten Theil der Dunkelmännerbriefe, des Magister Schlauraff Carmen rhithmicale, welches Deutschland gleichsam in helle

und finstere Bezirke zertheilt. Wer nun von den neuen Leuchten beschienen die launische Fortuna bei Unwürdigen einkehren sah, mochte wohl öfters grimmig aufspringen im stolzen Bewusstsein, mehr zu wissen »als alle die Laffen, Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen«, bisweilen aber regte sich auch das Vollgefühl der Freude, einer grossen Gründungszeit geistigen Lebens anzugehören und wie froher Siegesruf ertönte das Bekenntnis, es sei eine Wonne, in solchen Tagen zu leben. Konnten die deutschen Barbaren jetzt nicht sogar die Alten beschämen, wenn Frischlin den Meisterfeldherrn Julius Caesar unter die Geschütze eines Arsenals oder den Meisterrhetor Cicero durch den munteren Poeten Eobanus Hessus in eine Strassburger Druckerei geleiten liess? Hoher Aufschwung, aber auch ein flügellahmes Sinken im Schmerz, dass der Adlerflug des Geistes seine Grenzen und des Sokrates heiteres Nichtwissen seine elegische, ja tragische Seite hat. Des P. Valeriano Dialog De infelicitate litteratorum stellt zusammen, was einem Gelehrten unseliges widerfahren kann, bietet dem aber alsbald ein Paroli durch das Gegenbild des Gelehrtenglückes. Leihe uns denn die deutsche Malerei, der Poesie damals an Tiefe und Reichthum der Empfindung und Charakteristik unendlich überlegen, ein Zeugniss dafür, dass man faustische Pein fühlte. In Italien schuf Michel Angelo die übermenschlichen Gestalten seiner einsam brütenden, in geheimnisvolles Gedankenweben versunkenen Propheten und Sibyllen — der Schauer orphischer Weisheit umweht uns, faustische Tragik bleibt fern. Doch[1] Albrecht Dürer

---

[1] Die folgende Stelle war aufgezeichnet, bevor ich mich an Thausing's Dürer S. 450 ff. erfreut hatte. Auch Thausing, dessen Beschreibung ich gern an die Stelle der meinigen setzen würde, deutet das »faustische Element« aus, und er citirt denselben Goethe'schen Vers. Er betrachtet den Kupferstich Melencolia I. als erstes Blatt eines Cyclus der vier Temperamente; Hieronymus wäre dann der studirende Phleg-

zeichnete ein hohes geflügeltes Weib, das strenge Antlitz auf die linke Hand gestützt, mannigfaches Arbeitsgeräth auf dem Boden verstreut, ein Buch auf ihrem Schoos, die Rechte einen Zirkel mechanisch spannend, aber die Gedanken der Frau schweifen unstet umher, die grossen schwarzen Augen starren unter gramvoll zusammengezogenen Brauen hinaus, wo über der öden Wasserfläche ein blutiger Komet und ein greller Regenbogen spukhaft leuchten und eine hässliche Fledermaus flattert mit der Aufschrift Melencolia. Was will der zierende Kranz auf den Locken einer, die, ein verzweifelndes Opfer der Melancholie, nur einen dunklen Gedanken zu hegen scheint: ich »seh, dass wir nichts wissen können«.

Von dem Platzregen der stärksten Anregungen, Offenbarungen und Forderungen wurde nicht nur manche Pflanze im raschen Grünen und Wachsen gefördert, sondern auch mehr als eine Blüthe zerschlagen; ein Verhängnis, das keiner grossen Zeit des Werdens und Wendens erlassen bleibt. Oder der Mensch verzichtet auf ein bescheidenes häusliches Glück und verzehrt athemlos kämpfend seine Kräfte. Wer will die Tragik verkennen, die in dem unruhigen Wanderleben Huttens liegt? Von einer tückischen Krankheit gemartert, wie ein Edelwild gehetzt, ist er einsam

maticus im höheren »geistesaristokratischen« erasmischen Sinn, der »Reiter« der Sanguinicus (ich möchte an Männer wie Hutten erinnern). »Wir . . . erkennen in jenen Kupferstichen eine Illustration zu den geistigen Strömungen der Reformationsepoche«. — Herman Grimm, Preuss. Jahrbücher 47, 320 »Überzeugend ist bei seiner Melancholie die fruchtlos trübe Gedankenarbeit ausgedrückt, die ihr Antlitz überschattet und wie einen Schleier über die ganze Darstellung legt. Redeten wir sie an, sie würde uns tiefsinnige Antwort geben«. — Vgl. auch die Melancholia in Jost Ammans Wappen- und Stammbuch 1589 (zweimal). — Die Bilder von Feti und Vien beschreibt Diderot im Artikel Mélancolie der Encyclopédie (Assezat 16, 115); auch bei Feti Bücher, Globus, mathematische Instrumente.



gestorben. Diese aufgeregte Zeit sah viele unstete Gäste, leichtfertige geniale Gesellen vom Schlage des Crotus Rubianus, catilinarische Existenzen, halbgelehrte Schwindler, bedeutend angelegte Vaganten. Kein Zufall, dass in diesem Jahrhundert der ewige Jude aufs neue den Wanderstab ergriff, der Repräsentant seines zerstreuten heimatlosen Stammes, im Zeitalter der Reformation aber auch der sündigen, irrenden, suchenden Seele; und kein Zufall, dass dieser Weltfahrer zugleich mit Faust, dem »unbehausten«, den »Wanderer« Goethe anzog.

Humanismus und Reformation entliessen den deutschen Geist zu einer Weltreise. Er drang rückwärts zu den ungetrübten Quellen der Antike und des Christenthums, um vorwärts eilen zu können. »Freiheit erwacht in jeder Brust, wir protestiren all mit Lust«, sagt Goethe von Luthers That, und ohne den Hintergrund des Protestantismus ist der Faust des sechzehnten Jahrhunderts nicht zu verstehen. Aus der Befreiung des Forscherdrangs durch die geistigen Grossmächte der Zeit ging gesteigert die symbolische Gestalt des Forschertitanen Faust hervor, wie der neuen Kirche allerhand unbotmässige Schwarm- oder Rottengeister entliefen. Luther selbst vereinigte in sich dämonische Kräfte mit drastischer Volksthümlichkeit und dem Grobianismus des Jahrhunderts. Er übernahm als ein Mittler, wie deren jede geistige Umwälzung bedarf, die erschütternde Auseinandersetzung des mittelalterlichen und des modernen Menschen. Diese urkräftige Bauernnatur konnte wol einmal grollend ihrem Gott den Sack vor die Füsse werfen, aber an Leidenschaft und thätiger Entschlossenheit Faust gleich, ward er der apostolische Krieger seines Herrn und ergriff im drückenden Bewusstsein seiner Sündhaftigkeit und im inbrünstigen Verlangen nach Gnade den Glauben. Der Teufel existirte für ihn so leibhaftig wie für Faust. Auch Luther hatte ein persönliches Verhältnis zu ihm, nur schrieb

er ihm keinen Vertrag mit seinem Blut, sondern schleuderte das Tintenfass gegen ihn, schalt ihn mit launigem Grimm einen Junker Bombart und gab ihm im Stil des Götz von Berlichingen den Abschied. Es ist echt lutherisch, wenn im 53. Capitel unserer Historie der gute alte Mann, Fausts Warner, den grunzenden Teufel durch Gespött vertreibt. Aber kam statt eines gemeinen Teufels der verschlagene, schriftkundige Höllenfürst selbst, so kostete die Abwehr unsägliche Anstrengung. Wie der Lieblingsapostel des Protestantismus, Paulus, von Faustschlägen des Satans berichtet, so fasste Luther seine inneren Kämpfe als ein Ringen mit dem Teufel. Um sich von dem völligen Widerspiel zu überzeugen, vergleiche man eine dialogische Flugschrift von 1523 mit Fausts Pact: ein als Dominicaner verkleideter Abgesandter der Hölle besucht den Gottesstreiter (wie Mephistopheles dem Faust zuerst in der[1] Franciscanerkutte erscheint), um ihn vom antipapistischen Kampf abzubringen, und weiterhin in seiner wahren Gestalt Luther zur Einstellung der siegreichen Fehde gegen die Hölle zu bewegen; aber keine Versuchung, auch das Angebot des rothen Hutes nicht, verfängt, Luther schlägt ihn durch Gebet in die Flucht. Über Faust triumphirt die Hölle, Luther triumphirt über den alten bösen Feind unter den Posaunenklängen des Schlacht- und Siegeslieds »und wenn die Welt voll Teufel wär und wollt uns gar bezwingen«. Dem

[1] Mit Glöckchen, die man vielleicht doch mit E. Sommer auf die Schellen der Hausgeister zurückführen könnte. Man vergleiche mit der Hist. etwa die Spukgeschichten in Luthers Tischr. S. 298, wo bei dem Teufel in der Mönchskappe mit einer »Schelle oder Glöcklin« als Kennzeichen des Hausdieners dran an die Wichtel erinnert wird, freilich abwehrend. An die Messglöckchen möchte ich nicht denken. — Allgemein: Münche des Teuffels Pfaffen (Luther Predigt über Matth. 7). Der Teufel erscheint in mönchischer Kleidung als der unverdächtigsten. Das ist unstreitig die älteste Auffassung; vgl. Vitae patrum ed. Rosweyd 1615 p. 46ª, 507ᵇ, 892ª, 755ᵇ; gar in Christi Gestalt 135ª.

reuigen Faust hilft keine wortreiche Klage, Luther fürchtet sich nicht in der Zuversicht »ein Wörtlein kann ihn fällen«. Solche Vergleiche grosser Zeitkräfte werden nur den Epigonen Widmans und Pfitzers, den frommen Brüdern vom »Kloster«, zu weit hergeholt scheinen, welche die Faustforschung wundersam und erschöpfend zu fördern glauben, wenn sie nachweisen, wie viele Zauberer vor und nach Faust Schweine oder Pferde in Strohwische verwandelt haben.

Wir aber verweilen noch bei Luther, um uns in der Überzeugung von den lutherischen Tendenzen des Faustbuchs möglichst zu bestärken und Luther und Faust als zwei grosse entgegengesetzte Vertreter ihres Jahrhunderts scharf im Auge zu behalten. Der spätere Luther nennt die selbstherrliche Vernunft, deren Bande er selbst hatte lockern helfen: »Bestia«, »Fraw klüglin«, »Meister klügel«, »die kluge Hur, die natürliche Vernunfft« und warnt vor »fliegenden Gedancken«, vor dem »rauschen und fladdern«, »in die hohen gedancken faren«, »mit der vernunfft klettern und klügeln in den hohen Gedancken«, »ins Schlauraffenland faren«. Er kennt kein verbreiteteres und verderblicheres Laster als den Ehrgeiz. Die Rotten macht Ehrgeiz stärker und kühner als Hector und Achill; die Klüglinge und Sudler darin haben den Schulsack gefressen, sind »leichtfertige, satsame, vberdrüssige Geister«, die auf Gottes Wort kaum einmal hören »vnd gaffen auff etwas newes, als kündten sie alles und alles, was sie gehöret haben« (3,543[2] f., vgl. die Predigt 4,316[2]). Über die Melancholie wusste der Kämpfer, der sich selbst ihrer oft mühselig erwehrt hatte, als über ein recht teuflisches Übel launig und erschütternd zu sprechen; die Gewissenspein hat er, der nach mönchischen Qualen endlich den frohen Gottesfrieden gefunden, aber die ernste Kenntnis seelischer Krankheit mitgenommen und noch manchen Strauss durch zu kämpfen hatte, im Wittenberger Colleg geschildert

(11,274, zu Gen. 42): »So ein böse Bestia vnd böser Teuffel ist die Conscientia. Denn alle Scribenten, beide so die heilige Schrifft, vnd auch heidnische Historien beschreiben, haben dis Monstrum (dis grewliche Thier) erschrecklich abgemalet, wie das an Oreste vnd andern Vbelthetern zu sehen ist. Vnd die Poeten haben darumb die grewlichen Personen in den Tragedien erticht, von den Erynnijs oder Furijs, das ist Hellischen Teuffelin, welche alle Vbelthat rechen, sagen alle von demselben vnglück and hertzleid, das da heist, Mens vibi male conscia«. Und vorher wurden die jungen Studenten vor geistiger Hoffahrt gewarnt, die zum Teufel führe (11, 129). »Also auch die etwas verstand für andern haben, gelehret sein, Theologen, Juristen, Poeten, die jnen selbs etwa mit jren Schrifften einen Namen gemacht, lassen sich bedüncken, sie sein so gros, das sie auch weit vber den Himel reichen können.«

Der Ausprägung der Faustsage kam der überaus verbreitete Teufelswahn des Zeitalters zu Hilfe. Nachdem Luther[1] selbst an zahllosen Stellen seiner Schriften vorausgegangen war, personificirten lutherische Pastoren jedes Laster als besonderen Teufel, wobei natürlich ein Zauberteufel nicht fehlte. Das Theatrum diabolorum ist die grosse Urkunde. In der heftig entbrannten confessionellen Polemik spielte der Teufel eine Hauptrolle. Der Papst galt als Höllendiener und Antichrist. Blättern wir in den Flugschriften der Zeit, so bestellt Lucifer durch seine Getreuen Pluto und Belial »Huld und hellischen Gruss« an den allen Lutheranern verhassten Braunschweiger, die Furien ergreifen Lycaon im unterweltlichen Abgrund, Lycaon ruft wie Faust zu spät »O we mir gar vordampten Man«, der Fürst der Finsternis und der Fürst zu Rom führen einen eifrigen

[1] Luther über Zauberei — ausser in den Tischreden — besonders 1, 104 ff.



Briefwechsel, von der Pforte des Himmels aus lässt ein Engel den Warnruf ertönen. Auf katholischer Seite griff der bissige Murner virtuos ein, indem er den grossen lutherischen Narren als rebellischen Anführer einer Freischaar wider die Burg des wahren Glaubens carrikirte. Längst ferner waren Teufelscenen im Drama beliebt, groteske und ernste, sei es, dass die von Satan[1] aufgerufenen Knechte sich ihrer Thaten und Anschläge berühmten, sei es, dass im Weihnachtspiel die Wuth der Hölle den Herodes zum Werkzeug erkor. Und den grossen Handel zwischen Himmel und Hölle zum Austrag zu bringen, war ein Hauptvorwurf des deutschen Dramas auch im sechzehnten Jahrhundert.

Ein Stück möchte ich wenigstens streifen, des Protestanten Thomas Naogeorg dramatisches Pamphlet Pammachius, wol das massloseste, was je ausser von Luther gegen das Papstthum geschrieben, und in der gehäuften Schilderung der höllischen Ränke höchstens von Fischarts »Jesuitenhütlein« übertroffen. Der freche herrschsüchtige Empörer Pammachius wird der Bundesgenosse des Satans. Mit ungeheurer Wucht spricht er sofort sein grenzenloses Verlangen nach Geld und nach Gewalt, auch über den Kaiser, aus. Fort mit der heiligen Schrift! Er glaubt weder an Gott, noch an Unsterblichkeit und lästert, Christi Lehre sei für die Dummen. So wird er der Herzog des Teufels, der ihm die dreifache Krone schenkt, worauf seine Anmassung immer wahnwitziger ausartet, bis er dereinst — Naogeorg prophezeit die Lösung nur — dem Gottesmann Theophilus (Luther) an der Elbe erliegen wird. Es verdient Beachtung für die Faustsage, dass die

[1] Als vorläufige, anderswo auszuführende Ergänzung zu meinem Aufsatz »Lessings Faust« (Goethe-Jahrbuch II, 82): Lessings Vorspiel vgl. das consistorium daemonum in den Vitae patrum ed. Rosweyd 1615 p. 580a (auch 556a).

Deutschen vor der literarischen Bearbeitung derselben sich in der Darstellung schrankenloser Gier, gottloser Verruchtheit, frevelster Ueberhebung (ὕβρις) versucht hatten, ohne jede Sympathie, wie es wichtig für Marlowe ist, dass er vor der Eroberung des Faust für die Bühne an den masslosesten aller Eroberer, der sich Zeus zum Vorbild des Praetendententhums wählt und vermessen in einem kühlen Nebensätzchen hinwirft »wenns einen Gott giebt«, an Tamerlan den Grossen herangetreten war, und zwar mit vollster Sympathie. Wollte doch auch Lessing seinem Faust Züge und Grossreden Tamerlans zueignen.

Las jedoch der gute Deutsche damals von so gefährlichen Dingen, wie Teufelsbündnissen und dergleichen, so überlief ihn ein Gruseln. Sein Aberglaube war grausam und finster, jeder romantischen Färbung bar, höchstens mit einigen Tropfen groben Humors versetzt. Den Bodinus, Gast und anderen Mehrern der Zauberliteratur standen allerdings aufgeklärtere und duldsamere Männer gegenüber, die es aber zu keiner Entschiedenheit brachten, so dass sich in einer wichtigen Quelle der Faustgeschichte, Augustin Lercheimers »Christlich bedencken und erinnerung von zauberey«, der Aberglaube und das Streben nach rationalistischer Deutung mischen. Dieser freidenkende Calvinist müsste, um Zauberei und Teufelsbündnisse gänzlich zu streichen, nicht im sechzehnten Jahrhundert leben; immerhin liegt über seinen Erörterungen nicht ein undurchsichtiger Schleier stumpfer Beschränktheit, sondern er trachtet nach einer gewissen psychologischen Begründung. Zum Beispiel (Kloster 5, 270): »Vnd lassen sich damit allermeist einnemmen die man Melancholicos nennt, das ist, die mit tieffen schweren gedanken vmmgehen (vgl. Luther Tischr. S. 319), mit ihrem stand, habe, vermögen, gelegenheit nicht vergnüget, auf alle wege hefftig trachten nach eim höhern und bessern«. Dürerisch gedacht, ob-

gleich nicht dürerisch ausgedrückt. Oder er nennt unter denen, die am leichtesten »den teuffel in ihres beruffs gescheffften und sonsten zu hülff nemmen« auch die Gelehrten, »die alle andere wollen vbertreffen« und deshalb vom Teufel verborgene Weisheit lernen. Bezeichnend für Lercheimer, dass er den satanischen Helfer bald unbekannte Schriften auswendig wissen lässt, bald — und genau so verfährt das Volksbuch (Cap. 16) — als schlecht unterrichtet blosstellt (Kloster 5, 273): »Gott allein weiss gewiss und vnfehlbar was geschehen wird .... Denn es kan der teuffel von künfftigen dingen nichts gewisses sagen, schlegt darnach, wie der blinde nach der saw: triffts bey der weile fehlet zum offtermal« (vgl. auch Vitae patrum ed. Rosweyd 1615 p. 135[b]). Sehr ehrenwerth ist es, dass Lercheimer in Tagen, da der Hexenwahn criminalistische Orgien feierte, die »armen müheseligen weiber« als ein Spe oder Thomasius des sechzehnten Jahrhunderts vertheidigt, den Widersinn manches Prozesses nachweist, »Glimpfius« als höchste Weisheit des Richters empfiehlt; vortrefflich, wie er die Fahrten auf den Hexentanzplatz ablehnt: »denn wie ists doch glaublich und möglich, dass sie so fahren und tantzen? Kein besem, keine gabel fleugt durch die lufft, sie sein geschmiert, wie sie wollen. Wo man sie hinstellet, da bleiben sie, regen sich nicht« oder wie er eine Hallucination annimmt: »Ist eine fantasey und einbildung gewesen«. Aber er glaubt doch an ein Pactiren mit dem Teufel und bethätigt eben darum eine rege Theilnahme am Doctor Faust.

Wie einst dem scholastischen Meister[1] Albertus Magnus oder dem Johannes Teutonicus oder dem Roger Baco

[1] Wie dieser in den Ruf der Zauberei gekommen ist, zeigt vortrefflich W. Krafft »Briefe und Documente aus der Zeit des Humanismus und der Reformation im 16. Jahrhundert .... von ... Karl Krafft und Wilhelm Krafft«, Elberfeld 1875, S. 105 ff.

traute man immer noch hervorragenden Männern wie Trithemius oder Agrippa von Nettesheim wunderbare Künste zu und betrachtet höhere Weisheit leicht als etwas übermenschliches und unheimliches. Zudem stand der echten Wissenschaft der Schwindel in der Wissenschaft selbstbewusst gegenüber. Die Alchemie, die uns Kopp kennen gelehrt hat, blühte. Freilich gab sie sich gern frommchristlich und wurde demgemäss von der geistlichen Obrigkeit kaum beanstandet; dennoch rief der Adept in Stunden der Bedrängnis dunkle Mächte um Hilfe an und Bragadino führte zwei Dämonen in Gestalt schwarzer Bullenbeisser, obligate Hausthiere für den Zauberer seit Simon Magus bis Faust, mit sich. Uns fesselt keiner mehr als der Hauptvertreter der medicinischen Chemie Philippus Theophrastus Paracelsus Aureolus Bombastus von Hohenheim, aus dessen Leben und Schriften Goethe bekanntermassen einiges für seinen Faust gewonnen hat. Uns kümmert hier nicht, wie die neuere[1] Forschung bis zu dem geistvollen, mystisch angehauchten Hugo Delff das Bild des Reformators der Medicin von allerhand angespritzten Makeln befreit hat, sondern hier kommt es gerade auf das schillernde Bild an, welches den misgünstigen Zeitgenossen und nach-

[1] Delff Allg. deutsche Biographie 12, 675 ff. »Die Ärzte schalten ihn einen Prahlhans, Trunkenbold, Ignoranten — die Priester einen Heiden und Unchristen«. Lustiger Spott über den »vbercelsisch Theophrastus« in Fischarts Gargantua Cap. 6, 1582 M. 3². Ich verweise noch auf das misgünstige Gefasel in »Die lustige Schau-Bühne allerhand Curiositäten« Nürnberg 1702 von E. L. S. 650 ff., das vornehm verachtende Urtheil Girtanners »Abhandlung über die venerische Krankheit«, Göttingen 1788 f 2, 79 ff. Tiefer ist allerdings der Artikel über ihn in der Encyclopédie (Diderot 17, 244 ff.). Bayle. Rettend sprang endlich auch hier die Romantik ein und noch heute sehr lesenswerth ist der Aufsatz des Heidelberger Loos »Über Theophrastus Paracelsus« in den »Studien« von Daub und Creuzer, Heidelberg 1805 1, 228—291.



folgenden Geschlechtern vorschwebte. Stolz sprach er die Losung aus: alterius non sit qui sui esse potest. Oder: »Es ist nicht meine Meinung, mit freundlichem Liebkosen mich zu ernähren. Darum so kann ich das nicht brauchen, was sich mir nicht fügt, und ich nicht gelernt habe«. Er gefiel sich in neckischer Ironie, obgleich Delff in der Betonung derselben wol zu sehr den Vertheidiger spielt, und entfaltete eine beredte schonungslose Polemik. Vielseitig und tief beanlagt, brachte er es zu keiner festen, würdigen Lebensführung und erschien als eine faustische Gestalt: Genie und Schelm, Gelehrter und Prahlhans, Entdecker und Lügner, Aufklärer und Geisterbeschwörer, Wolthäter, Trunkenbold, der christlichen Lehre durch selbstherrliche Speculation entfremdet, gepriesen und gebrandmarkt, bald hier, bald da, im unsteten Vagantenleben verdorben und gestorben, wie Agrippa früh Gegenstand der Sage, die vielleicht sein Ende durch jähen Sturz nach einem Gelage und die Überbringung des Sterbenden in ein Gasthaus, vielleicht auch seine Kneipereien in Salzburg frei ändernd auf Faust[1] übertrug, wie Salomo und Virgil ein Überlister des Teufels, wie Baco und Faust ein siegreicher Nebenbuhler anderer Zauberer.

Tief unter dem Mann der gesagt hat »Anderst sind die codices scribentium, anderst lumen naturae« steht der historische Faust. Lassen wir uns einmal die schaalste Nachahmung der »Schule von Athen«, Kaulbachs »Zeitalter der Reformation« gefallen, so dürfen wir unter die Menge der daselbst zusammengebetenen Theologen, Philologen, Geographen, Astronomen, Künstler, Fürsten

[1] Auch wenn Widman den Faust durch »Zigeunen oder vmblauffende Tatarn« übles lernen lässt, darf man an Th. Paracelsus denken, der sagte, nicht alles könne der Medicus auf der Universität gewinnen, er müsse bisweilen auch zu alten Weibern, Bauern, Zigeunern, Schwarzkünstlern in die Schule gehen.

u. s. w. den Doctor Faustus versetzen. Er hat mit jeder Gruppe eine Berührung und wird bald bei Melanchthon, bald bei Mutianus Rufus, bald bei Sickingen gesehen, ohne irgendwo ernstlich strebend zu verweilen, denn haltlose Windbeutelei ist sein Verhängnis. Aber wie die Kaufmann, Gassner, Cagliostro, Mesmer im achtzehnten Jahrhundert, der heutigen Spiritisten zu geschweigen, verstand auch dieser falsche Prophet sogar bedeutenden Geistern zu imponiren. Von neueren Dichtern hat es, so viel ich sehe, einzig Achim von Arnim gewagt den Doctor Faust in seinem durch eine unendlich lebensvolle Vergegenwärtigung deutscher Vergangenheit ausgezeichneten Roman »Die Kronenwächter« bei freier Annäherung an die historische Wahrheit mit »lärmenden Farben .... übrigens sehr gut, wo sich der Dichter nicht dann und wann zu viel Spass mit ihm gemacht« (W. Grimm Kl. Schr. 1, 303) zu malen; auch führt in der Novelle »Martin Martir« ein dunkler ärztlicher Ehrenmann den Namen Faust. Die bildende Kunst aber hat vor Cornelius den Faust keineswegs als eine hohe Gestalt, vollbärtig, mit ernsten durchgearbeiteten Gesichtszügen dargestellt. Wir besitzen zwei erfundene Portraits des Faust von Rembrandt. Eines wurde 1790 dem Goethe'schen Fragment beigegeben. Eine Studirstube, Bücher, Messgeräth, am Fenster glüht, echte Rembrandtbeleuchtung ausstrahlend, das Zeichen des Makrokosmos, doch Faust ist mehr ein gemüthlicher Herr, der, mit Talar und Mütze angethan, es beschaut, wie etwa ein behaglicher Dilettant in Schlafrock und Zipfelkappe Nachts nach einem Sternbild auslugt. Anders gibt sich das zweite Blatt und so mag der historische Faust (der nach Widmans Schlusscapitel dem Famulus Waiger als ein »hochruckerigs Männlein, eine dürre Person, habend ein kleines grawes Bärtlein« erschien) wol ungefähr ausgesehen haben: eine derbe untersetzte Figur, deren Kopf in den Schultern

steckt, denn der kurze Hals wird ganz von dem Spitzenkragen verdeckt, mit spärlichem geringelten Haar, Schnurr- und Knebelbart und einem confiscirten Gesicht, aus welchem ein paar schelmische Augen gar durchtrieben in die Welt gucken.

Ich wiederhole nicht alle oftcitirten Zeugnisse über diesen[1] historischen Faust, der etwa von 1480 bis 1540 lebte und höchst wahrscheinlich aus Würtemberg stammte. An zwei Fauste glaube ich nicht. Warum soll auch der Faust des Trithemius nicht identisch sein mit dem Wiers und Manlius-Melanchthons? Auf die abweichende Benennung ist geringes Gewicht zu legen und man betrachte doch die Visitenkarte, die Faust, bevor er schmählich Reissaus nahm, in Gelnhausen abgab: Magister Georgius Sabellicus, Faustus junior, fons necromanticorum, magus secundus, chiromanticus, aëromanticus, pyromanticus, in hydra arte secundus, ein ander Mal heisst er der Chiromant Georgius Faustus Hemitheus Hedelbergensis (nach Düntzers Besserung), ein drittes der Philosophus Philosophorum. Also gleich sein Name ist eine grossmäulige Jahrmarktsreclame, wie solche noch heute von »Professoren« der höheren Magie auf Messbuden gekleckst werden. Man muss solchen Keckheiten gegenüber auch eine gewisse Kühnheit der Deutung gestatten und vor allem an die willkürliche graecisirende und latinisirende Namensänderung der Humanistenzeit (Helius Eobanus Hessus, Crotus Rubianus u. s. w.) denken. Über den oder die Vornamen unten mehr. Sabellicus kann sabellisch, sabinisch heissen und, wie ja die Renaissance manchen antiken Wahn weckte, an die Zauberei der alten Sabiner mahnen. Ein sabellisch Weib ist eine Wahrsagerin, sabellische Sprüche sind Weissagungen; steht derlei bei Horaz zu lesen, so konnte es im sechzehnten

[1] W. Creizenach in der »Allg. deutschen Biographie«.

Jahrhundert jeder leidlich gebildete wissen. Danach ist Sabellicus ein ganz treffender Name für einen Horoskopsteller und Lügenpropheten. Aber Sabellicus ist ferner der Name eines antiken Arztes — und Faust trieb Wundercuren. Endlich war der venezianische Geschichtschreiber und Dichter M. A. Sabellico den Deutschen wolbekannt; auch bei Luther (Tischr. S. 585[2]) und Widman (Kloster 2, 267) begegnen wir Hinweisen auf diesen Sabellicus. Lessing citirt ihn in seinen Faustnotizen (19, 338). Der Familienname Faust wurde beibehalten, denn ihn empfahl ausser dem willkommenen Anklang an des Erfinders der Buchdruckerkunst Johann Fust Namen die Bedeutung im Lateinischen »der glückliche« und besonders die Erinnerung an die nicht nur zur Zeit[1] Dantes (Inf. 19, 1 ff O Simon mago, o miseri seguaci) oder der deutschen Kaiserchronik, sondern auch im sechzehnten Jahrhundert überall verbreitete und gerade in Faustbüchern oft verglichene Sage von Simon Magus (»Simon der Zeuberer« Luther 4, 188[2]), der einen Schüler Faustus hatte. Unser Faust prahlt nun, er sei ein jüngerer, ein neuer Faust, ja der zweite Magus, der zweite Chiromant, Aëromant. Wir müssen überhaupt jeden Namensvetter ins Gebet nehmen, ob er der Sage etwas mitgetheilt hat; für den Humanisten Faustus Andrelinus solche Erwägungen anzustellen bin ich leider nicht im Stande. Ich erinnere auch an den Manichäer Faust. Auch der »Halbgott« könnte auf die alte Simonsage in ihrer gnostischen Fassung deuten. Hiess Faust Georg oder Johann oder Johann Georg? Die Frage ist schwerlich zu entscheiden. Jedenfalls hat er sich eher ein fremdes Johann, von Johann

---

[1] Wie populär Simon Magus bis zur neuesten Zeit in Italien geblieben, zeigt u. a. die bei Fürst »Henriette Herz« S. 235 mitgetheilte Anecdote, eine römische Amme habe (1818) vor dem grossen, langhaarigen F. Rückert mit dem Angstruf Simone mago, oimè, Simone mago die Flucht ergriffen.

Fust nämlich, angeeignet, als ein fremdes Georg. Hatte er sich aber diesen ellenlangen Namen zusammengeklaubt, so war derselbe gleich dem vollen des Theophrastus Paracelsus nicht zum alltäglichen Gebrauch geeignet, weshalb sich Faust Georg Sabellicus, mitunter Georg Faust, meistens Johann Faust nannte. Weil »Johann« ein wenig heruntergekommen war, taufte Goethe, selbst ein Namensvetter, seinen Helden Heinrich. Und wer könnte sich wol auch den ersten Theil der Goethe'schen Dichtung mit dem Rufe »Johann! Johann«! abschliessend denken? Würde es nicht wie eine Aufforderung an die Kutscher und Bedienten draussen klingen, sie möchten sich zum Geleit ihrer Herrschaft rüsten?

Die ersten Urtheile über Johann Faust lauten so ungünstig als nur möglich. Man schilt ihn einen verruchten Windbeutel, einen Zungendrescher und Landstörzer, der die Staupe verdiene, einen ungelehrten anmassenden Narren, einen gottlosen Charlatan, der die Dummen um ihr Geld bringe, ja eine Bestie und Cloake vieler Teufel. Mögen sie auch zu hart über ihn absprechen, die ehrsamen, wohllebenden und weisen Domherren, Äbte und Professoren, so viel ist sicher: Faust war ein halbgebildeter kecker Vagant und Schwindler, der gelegentlich selbst einsichtige Männer berückte, aber hauptsächlich mit dreister Prahlerei auf die Leichtgläubigkeit der unschwer zu blendenden Menge speculirte. Manche seiner Rodomontaden erinnern auffällig an[1] Simon Magus, rühmte er sich doch, alle Wunder Christi wiederholen zu können und vergleicht doch schon Meiger seinen Flugversuch zu Venedig mit der Himmelfahrtsposse, die Simon auf dem römischen

[1] Die Legende von diesem versuchte schon Diderot kritisch darzustellen im Artikel Juifs der Encyclopédie (Anézat 15, 324 ff.). Derselbe über Paracelsus a. a. Orte: »er galt für einen Zauberer, was heute so viel bedeutet, dass seine Zeitgenossen Dummköpfe waren«.

Marsfelde zu seinem Schaden unternahm. Die Legende von diesem Flugversuch gehört aber schon dem zweiten Act der grossen Krystallisation an, wo man ihm ausser handgreiflichen Prellereien und[1] Prahlereien wirklich heitere und ernste Probstücklein der schwarzen Kunst zutraute und von seinem unseligen Ende grausiges zu berichten wusste.

So konnte Doctor Faust allgemach zum typischen Vertreter nicht nur alles erdenklichen Fatzwerks, sondern auch jeder geheimen Kunst, aus dem Windbeutel zum hochfliegenden und tieffallenden Forscher, aus dem Prahlhans zum wundersamen Meister der Magie und Teufelsgenossen, gehoben durch den geistigen Drang der Zeit

---

[1] Seine Wittenberger Prahlerei von zauberhaften Siegen in Italien erinnert mich an einen brieflichen Bericht H. C. Agrippas aus Paris, 23. Febr. 1528 (2, 913 f. irrthümlich Amicus ad Agrippam, statt Agrippa ad amicum überschrieben): so thöricht, wie Eulen nach Athen zu tragen und gottlos dazu sei es, Dämonen in die Hölle zu rufen, in die Schule der Verbrechen: an den Hof. »Aus Deutschland ist mit grossem Aufwand irgend ein daemoniacus, ein Magus also, dem Gewalt über Geister innewohnt, berufen worden, um dem Kaiser Widerpart zu halten, wie Jannes und Mambres dem Moses. Denn der Vater der Lüge hat ihnen eingegeben, er wisse alles künftige im voraus, sei eingeweiht in alle geheimen Anschläge und ein Dolmetsch der Gedanken und Überlegungen, auch mit solcher Kraft ausgerüstet, dass er die königlichen Knaben durch die Luft befördern könne — wie man von Habakuk liest . . . . und wie Elisa . . . Berge voller Rosse und feuriger Wagen und die stärkste Kriegsmacht vor Augen stellen, ferner unterirdische Schätze heben und rücken, Ehen oder Liebschaften beliebig einen oder trennen, verzweifelte Krankheiten durch ein stygisches Heilmittel curiren« . . . . Und Agrippa, der seiner Jugendschrift De occulta philosophia, die geistreiche, mehr blasirte als fromme Palinodie De vanitate scientiarum entgegensetzt, dem die Magie mit universaler Naturphilosophie zusammenfällt, kann sich nicht genug thun, die Kunst des »deutschen Magiers« verrucht und gottlos zu schelten, wie er ein ander Mal nachdrücklich erklärt, ein Magier im Sinne der Gebildeten sei kein abergläubischer besessener Verbrecher, sondern ein Weiser, ein Priester, ein Prophet (vgl. auch über Trithemius 2, 995).

zum unwürdigen Gefäss des Titanismus werden. Er, der in Wittenberg wenig Ehre eingelegt hatte, musste nun zeigen, wie frevel der Menschenwitz sich versteigen könne, wenn der freien Forschung des Protestantismus und Humanismus nicht ein frommbescheidener Glaube zügelnd zu Seite stehe.

II.

Anfang September 1587 erschien in Goethes Vaterstadt die erste »Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer und Schwartzkünstler« die uns Braunes und Zarnckes Sorgfalt in einem sauberen Neudruck vorgelegt hat. Die Widmung des Druckers Johann Spies lehrt, dass es sich darum handelte, einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, wie ein Verleger der Gegenwart sagen würde. »Ein grosse und gemeyne Sag« ging »allenthalben» im Schwange und »bei den gastungen und gesellschafften«, wo man sich gern mit Anekdoten ergötzte, herrschte »eine grosse Nachfrage«, doch war man noch nicht über Erwähnungen Fausts bei »etlichen neuwen Geschichtschreibern« (Manlius, Wier, Lercheimer) hinaus zu einer zusammenfassenden Lebensbeschreibung gelangt, wie sie Spies endlich aus Speier zum Druck erhalten. Der Verfasser oder besser Redactor ist nicht genannt, aber die faustdicke Moralisation gleich im Titel, die gehäuften biblischen Beispiele, die Berufungen auf Paulus und Luther, das nie erfüllte Versprechen in Bälde das »lateinische Exemplar« nachzuliefern, vor allem der Geist der Historia selbst sprechen für einen lutherischen Pastor strengster Richtung. Freunde haben ihn unterstützt, als er aus dem vorliegenden weitschichtigen Stoff eine mehr vorsichtige als umsichtige und einsichtige Auslese vollzog. Niemand zur Nachfolge anzureizen »sind mit fleiss vmbgangen vnnd aussgelassen worden die for-

mae conjurationum vnnd was sonst darin ärgerlich seyn möchte«. Sein Verfahren ist schwer festzustellen. Die gedruckte Überlieferung bot wenig, vielmehr floss als Hauptquelle die von Jahr zu Jahr mehr Stoff mit sich fortschwemmende mündliche Tradition. Dieselben Geschichten liefen mehr oder weniger abweichend umher und unser Gewährsmann entfaltet ein rührendes schriftstellerisches Ungeschick, indem er mehrmals schon da gewesenes in einem besonderen Capitel wieder auftischt. Im Eingang des dritten Theiles berichtet er über Wagner wie über eine zum ersten Mal auftretende Person, da dieser doch schon im neunten Capitel eingeführt worden ist. So ist Cap. 16 eine öde Verbreiterung des zwölften und dreizehnten, 56 zweifellos nur eine ausgeführte Variante von 35. Wie ungewandt, mit einer Abschwächung noch dazu statt einer Steigerung, lässt der Erzähler den Faust in Cap. 36 ein Fuder Heu sammt Wagen und Pferden und in 40 ein Fuder Heu verschlingen. Das vertrug schon der nächste Redacteur nicht, der ein ander Mal zwei wesentlich identische Stücke wenigstens neben einander rückt. Vergleichen wir die Klagemonologe 63 und 64, »Ach Fauste« und »Ach, ach, ach, ich arbeitseliger Mensch«, so haben wir klärlich zwei Fassungen einer und derselben Rede vor uns und die zweite ist ungleich besser und wirksamer. Überhaupt beruhen gerade die Capp. 60—62, 64—66 auf einer vortrefflichen Vorlage, denn packend vergleicht sich der verzweifelnde Faust einem »gefangnen Morder oder Räuber«, Mephisto, endlich einmal der freche Teufel, wirft (65) dem armen Sünder ein paar Dutzend höhnischer Sprichwörter entgegen, in dem von Marlowe grossartig verwertheten 66. Capitel wird trotz abgeschmackten Wendungen etwas von lutherischer Sprachgewalt laut: »wo ist mein zuflucht? wo ist mein Schutz, Hülff vnnd Auffenthalt? Wo ist mein feste Burg«? Um so elender ist die

letzte »Oratio«, worin Faust die studentischen Frager bescheidet: »Was aber die Abentheuwer belanget, so ich in solchen 24. Jahren getrieben habe, das werdt jhr alles nach mir auffgeschrieben finden«. Aber vorher (61) hat Faust den Famulus Wagner aufgefordert seine Kunst und Thaten zu buchen und mit Auerhans Hilfe »in eine Historiam zu transferiren«, »denn man wirdt solche meine Geschichte von dir haben wöllen«, ihm aber kein Wort von seiner Autobiographie gesagt, die man doch auffindet; ja, man findet auch was Wagner zu Papier gebracht, dem ausdrücklich von Faust verboten war vor seinem Tod ans Werk zu gehen. Derlei Unebenheiten sind zahlreich. Die leicht erkennbaren Nähte erlauben uns für etliche Partien eine blose Buchbinderarbeit des Redactors anzunehmen. Also eine vielstimmige mündliche und eine mannigfache handschriftliche Überlieferung, an welcher letzteren der Held selbst betheiligt sein soll. »Mehrertheils auss seinen eygenen hinderlassenen Schrifften . . . zusammengezogen« verkündigt gleich der Titel. Gewiss gab es keinen handschriftlichen[1] Nachlass Fausts, den ein D. des sechzehnten Jahrhunderts hätte herausgeben können, möglich aber, dass dem Redactor einzelne Blätter als faustische Urschrift oder treue Abschrift derselben zugingen. Die Verpflichtung (6), die Höllenfahrt (24), der astronomische Brief an Jonas Victor (25, »mit seiner eygen Handt concipiert und auffgezeichnet«), eine Klage (64, »seiner geschriebenen klag eine«), werden ausdrücklich für Autographa ausgegeben. Gewiss nahm der Redactor selbst neue Übertragungen auf den »weitbeschreyten« Mann vor.

Kein Meister des Stils, vermochte er jedoch das eilig zusammengelesene nicht zu einem künstlerischen und ein-

[1] Nach der Zimmerischen Chronik 3, 604, fielen Fausts Bücher dem Herrn von Staufen anheim, in dessen Gebiet der alte Nekromant gestorben sei.

heitlichen Ganzen zu gestalten. Starke Accente fehlen. Oft wird das Hauptsächliche beiher abgethan, das Nebensächliche wolgefällig in die Länge gezogen. Weitschweifige Wiederholungen, unnütze Betrachtungen und Sittenpredigten, die freilich ebenso in der Zeit liegen, wie das jede Spannung vernichtende Vordeuten, belasten die Darstellung. Kraft erhält die Sprache nur gelegentlich durch derblutherische Bemerkungen (Braune S. 14), eine volksthümliche Färbung durch zahlreiche eingestreute Sprichwörter, an denen das sechzehnte Jahrhundert vor anderen seine Freude hatte. Um so störender sind die schulmässigen Häufungen ohne rhetorische Absicht und Wirkung wie S. 12 oder S. 35: »Die Hell wirdt auch genannt Petra, ein Felss, vnnd der ist auch etlicher massen gestalt, als ein Saxum, Scopulus, Rupes vnd Cautes, also ist er«. Was schiert uns hier die lateinische Synonymik? Dazu kommt die pedantische Lust an schönen Fremdwörtern, wie ad propositum, Opinion, Gestibus, inforiert, inflammiert, colloquium, die Anknüpfung mit einem item und das langathmige Auskramen culinarischer Weisheit (Cap. 44) oder antiquarischer Kenntnisse (Cap. 49), wenn etwa Faust den Studenten antwortet: »dieweil jhr dann so begirig seidt, die schöne gestalt der Königin Helenae, Menelai Haussfraw, oder Tochter Tyndari vnd Laedae, Castoris und Pollucis Schwester (welche die Schönste in Graecia gewesen seyn solle) zu sehen, will ich euch dieselbige fürstellen«. So ist es in der That oft, als habe der Famulus Wagner, aber nicht der »böse verloffene Bube« oder »verwegne Lecker« des Volksbuchs, sondern Goethes trockener Schleicher an der Fausthistoria mitgearbeitet, und wir möchten auf den braven, doch bildungsarmen und beschränkten Berichterstatter anwenden, was Lambinus mit einem hübschen Philologenwitz von dem Compilator Suidas gesagt hat: pecus est, sed pecus aurei velleris.

Die Historie ist dreitheilig; der letzte Theil zerfällt in zwei contrastirende Abschnitte, scharf bezeichnet durch den Übergang »folget nu was« vor der Erzählung von Fausts letzten Tagen. Erstens Fausts Jugend, sein Pact mit dem Teufel, dämonologische Gespräche, zweitens Erd- und Gestirnkunde, drittens Abenteuer und Lebensende.

Bedeutsam lässt man Faust statt aus dem schwäbischen Knittlingen aus Roda im Weimarischen stammen; so ist er in das Herz des Protestantismus versetzt und kann leichter an den Herd der Reformation, Wittenberg, geführt werden. Gleich anfangs bekundet die Schilderung seiner Jugend und die Vertheidigung seiner Eltern den Einfluss des pädagogischen Jahrhunderts. Der geschwinde Kopf wird mit Glanz Doctor der Theologie, aber unsinnige Hoffahrt verschafft ihm den Beinamen des »Speculierers«. Offenbar liebt der Erzähler die gefährliche, in die Tiefe tauchende Speculation nicht. Streng theologisch beleuchtet er die Peripetie: Faust hängt die Gottesgelahrtheit an den Nagel — »ward ein Weltmensch«, der schlechte Gesellschaft sucht und Lehrbücher der Magie studirt. Der geistliche[1] Redactor, ohne ein Äderchen von Sympathie, ohne einen Tropfen faustischen Blutes im Leibe, ist unfähig nachzuempfinden und in der Art des ersten Marlowe'schen Monologs auszuführen, wie Faust angeekelt von dem eingeschränkten Fachstudium und nach grenzenloser Weisheit

[1] Der Anonymus ist ein glaubensstarker Protestant, Widman ein fanatischer Lutheraner und zugleich ein wüster Commentator, der die Historia im Fett seiner Anmerkungen und Excurse erstickt, sein Nachfolger Pfitzer vertritt sprachlich und inhaltlich das Lohensteinsche Saeculum der curiosen Realia, 1728 streicht der christlich Meinende für die »galante Welt« des achtzehnten Jahrhunderts alles gelehrte Beiwerk und liefert einen knappen Auszug mit der zweifelnden Miene einer aberweisen, unnaiven Periode und im politen Magisterstil, mit geschmacklosen französischen Wendungen, gegen die wir die oben

lechzend sich ganz dem Forschertitanismus in die Arme wirft. Trotzdem ist er billig genug, das freiheitlich revolutionäre und gigantische in Fausts Abfall von der alten Einfalt zu streifen mit den berühmten Worten: er »name an sich Adlers Flügel, wolte alle Gründ am Himmel vnd Erden erforschen, dann sein Fürwitz, Freyheit vnd Leichtfertigkeit stache vnnd reitzte ihn also«; und so sehr die gewaltigen, einen genialen Bildner herbeisehnenden Motive der Vertragscene bei ihm ein todtes Material bleiben, so mürrisch er den »gottlosen Faustus« anschaut, er stellt doch neben den grämlichen Philistergedanken, wer hoch steige, falle tief, den von einem starken Pathos empörten Grausens vor jenem der gottesfürchtigen Mittelmässigkeit so zuwiderlaufenden Ideal getragenen Satz, »vnnd ist diser Abfall nichts anders, dann sein stoltzer Hochmuht, Verzweifflung, Verwegung vnd Vermessenheit, wie den[1] Riesen war, darvon die Poeten dichten, dass sie die Berg zusammen tragen, vnd wider Gott kriegen wolten, ja wie dem bösen Engel, der sich wider Gott setzte, darumb er wegen seiner Hoffahrt vnnd Übermuht von GOtt verstossen wurde«. Aber wie mussten solche dramatische Stellen den leidenschaftlichen Engländer herausfordern, der selbst ingrimmig »fahr wohl, Theologie« gerufen, wie später im Sturm und Drang trotz aller Verballhornung den Dichter, welchen

vermerkten Schulfuchsereien des alten Anonymus bevorzugen. »Er changirte auch das Studium theologicum mit dem Studio medico« und wusste den durch die »Umsattelung« verstimmten Verwandten bald »ein gutes Sentiment« vom Nutzen der Heilkunst beizubringen. Er bittet den schrecklichen Geist »die Retirade wiederum hinter den Ofen zu nehmen«. Er vernichtet den »maître« der vier Gaukler. Er »melirt« sich in alles. Er bekommt »einen Appetit nach Weiberfleische« und erhält »aus sonderbarer Gnade Lucifers Helena zur »Beyschläferin«

[1] Luther bezieht sich öfters auf die »poetische Fabel von den Gyganten«.



W. Heinse einen »Geist voll Feuer mit Adlerflügeln« genannt hat.

Nun soll der Darsteller zeigen, wie Faust mit Hilfe des Teufels aus seiner bisherigen Kümmerlichkeit in die höchsten Regionen der Erkenntnis und des Genusses emporfliegt. Wir denken an die Ausbreitung des Goethe'schen Helden von dem Monolog im dumpfen Mauerloch an bis zu der wundervollen Rede »Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles, warum ich bat«; wir bemerken, wie überlegen Calderon seinen Dämon ausstattet und über Cyprians magisches Studium im einsamen Gebirgsthal so geheimnis- und ahnungsvoll einen Schleier wirft; wir erinnern uns an Marlowes Titan, dem Orpheus aufspielt und der blinde Homer singt und der sich grossartig verwegen auf ein Gespräch mit den alten Weisen in der Hölle freut — unser Autor scheitert gleich an der Küste. Fausts Wolleben! Bettelhaft kleidet er sich mit gestohlenen Stoffen und nährt sich vom Raub aus herzoglichen und bischöflichen Küchen und Kellern oder zieht, die Hand zum Fenster hinausstreckend, ein leckeres Geflügel herein, ohne damit erheblich über gänsestehlende Bacchanten oder harmlose Schlauraffen hinauszuragen. Sein Wochengeld beträgt nur fünf und zwanzig Kronen; »thut das Jahr 1300 Kronen, das ward sein Jars Bestallung«. Niemand wird Virtuosität in diesem Epikuräerleben entdecken. Wie soll Faust, Tag und Nacht von der »Aphrodisia« gestochen, jetzt auf Heiratsgedanken verfallen? »Ward je in solcher Laun' ein Weib gefreit?« Faust muss es, damit der Lutheraner die Feindschaft des Teufels gegen den von Gott eingesetzten Ehestand ins Feld führen kann; wie ja damalige Dramen einen besonderen Eheteufel als Ränkeschmied auftreten lassen. Durch die Anordnung des Cölibats gewann einst Gregor VII. nach der protestantischen Sagenbildung (z. B. bei Widman) den Beistand der Hölle, Luther brach den Cölibat und sein

Parteigänger unterlässt nicht hier[1] tendenziös die Ehelosigkeit der Nonnen und Mönche (»also auch Dr. Fausti Münch«) zu berühren und Fausts Heiratslust zur Cardinalfrage aufzubauschen, denn erst schickt Lucifer einen feurigen Mann, dann erscheint der Höllenfürst selbst in so schrecklicher Gestalt, dass Faust den Anblick nicht erträgt und demüthig Abbitte leistet[2]. Succubae halten ihn schadlos. Wenn schon Mephistopheles den Faust an seine »zusag« erinnert, so musste offenbar im Pact das Meiden des Ehestands ausdrücklich bedungen sein, was Widman richtig ergänzt.

Dem allgemeinen Interesse der Zeit am Geisterwesen Rechnung zu tragen, und im Anschluss an die beliebte Gattung des polemisch-didactischen Dialogs oder der Disputatz lässt die Historie den Faust mit Mephistopheles weitläufige dämonologische Gespräche über das Regiment in Himmel und Hölle führen. Bezeichnender Weise ist das Capitel über die Beschaffenheit der Hölle das längste im Volksbuch. Ich will nicht den antiken[3] Aberglauben oder die Visionen des Tundalus, Patrick, Walahfrid Strabo, geschweige denn Dante, herbeiziehen, sondern nochmals

[1] Vgl. von Luther besonders die Auslegung von 1 Cor. 7, ferner Gal. 2 (1, 76[1]) »bis so lang es mit solcher Heiligkeit so weit kommen, dass jnen auch der Ehestand verboten, vnd sie zu dem wilden, vnfletigem vnd Viehischem, ja Sodomitischem vnd Teuflischem ehelosen leben gezwungen worden sind« u. s. w.; zu Gal. 4 (1, 237[2]) von dem »bösen, Epikurischen, bübischen vnd Sodomitischen leben« der Mönche und Nonnen.

[2] Über Incubus und Succubus vgl. Luther zur Genesis (10, 150); er glaubte an solche Beiwohnung, aber mit Einschränkung (zweifelnd Augustin; vgl. Agrippa 1, 609). Dazu Tischreden 1. Ausg. 299[a] f.

[3] Ich untersuche jetzt nicht die etwaigen Quellen dieser Faustcapitel. Eine gute Zusammenstellung der Höllenfahrten im Alterthum und frühen Mittelalter liefert mit Litteraturangaben E. Rohde, Der griech. Roman S. 260 f. Zu Walahfried Strabo De visionibus Wettini vgl. A. Ebert 2, 149 ff. -- Vitae patrum ed Rosweyd p. 226, 316.

an die ungemeine Ueberlegenheit der deutschen Malerei erinnern. Welche Phantasie und hinreissende Gewalt in Dürers apokalyptischen Darstellungen! Und wie fällt der Prosaiker gegen den Maler ab, wenn der Teufel kaum einmal als Vater der Lüge spricht, kaum einmal den verzagten Abbadonaton des Marlowe'schen Geistes, nur selten den niederschmetternden des »alt bösen Feinds« anschlägt, vielmehr gemeiniglich recht den dummen Teufel herauskehrt. Erfährt Faust, der doch das theologische Studium mit Erfolg beendet hat, von der Hölle, an deren Thor er wissensdurstig klopft, nicht mehr, so hätte er ruhig bei der Theologie bleiben und seine Seele retten sollen. Jeder Schulknabe kann ihn ebenso trefflich belehren. Immerhin lassen diese Abschnitte durch den blosen Stoff das dämonisch-phantastische Übermenschliche nicht ganz vermissen. Schlimmer steht es um die folgenden. Der Autor hat den riesigen Fortschritt der Naturwissenschaften nicht mitgemacht und so geschieht es, dass der Titan Faust, der seltsamerweise trotz Jahresgehalt und höllischer Kunst genöthigt ist, in einer Zeit spöttischer Lasstafeln und Prognostica sein Leben als Horoskopsteller zu fristen, und sein Berather in naturwissenschaftlichen Dingen greulich verwahrlost sind, dass über die Bedeutung des Sonnenstands für Sommerwärme und Winterkälte ein Capitelchen von belustigender Albernheit vorgetragen und alles Astronomische ohne eine Ahnung der copernikanischen Revolution vom Standpunkt vorsintflutlicher Anschauung aus abgehandelt wird. Eindruck machen in den ersten Theilen die Anwandlungen von Reue, die leider nicht von Dauer und darum nicht von rettendem Erfolg sind und welche dann dem Ende zu heftiger, wortreicher, ja entschieden dramatischer verlauten. Wir denken einmal an Luthers, dem Doctor Faust später von dem alten Mann in's Herz gepredigte Gnadenlehre: der Mensch wird selig allein

durch den Glauben. Hätte Faust den rechten festen Glauben und die rechte feste Reue, so könnte er noch zu Gott kommen; dies Erfordernis fehlt ihm und so wandert er in die Hölle mit gebundener Marschroute. Wir denken also ferner an Luthers Lehre von der Unfreiheit des Willens, ohne welche jeder Tragödiendichter seinen Bankerott erklären müsste. Diese Lehre ist — und zwar durch die monologische, stellenweise auch dialogische Vortragsform doppelt lockend für den Dramatiker — auch in dem einfältigen Volksbuch versinnlicht, so dass der Leser den willenlosen Faust vor sich sieht, wie Macbeth, so tief hineingewatet in die Sünde, dass er nicht mehr an's Ufer zurückweichen kann.

Gern würden wir dem Erzähler seine rationalistischen Anwandlungen erlassen, in denen er Fausts Höllenfahrt für »eine lauter Phantasei oder traum« erklärt. Auf der Fahrt zu den Gestirnen hinauf überschaut Faust alle »Königreich, Fürstenthumb vnnd Wasser, also dass ich die gantze Welt, Asiam, Aphricam vnnd Europam, genugsam sehen kondte«. So wird auch die kosmographische Neugier des sechzehnten Jahrhunderts befriedigt und, wie oben der erweiterten geographischen Kenntnisse und der frischen Reiselust der Zeit Erwähnung geschah, sehen wir Faust im sechzehnten Jahr seines Bündnisses, acht Jahre nach der Höllenfahrt, also zu Ende des zweiten Drittels seiner streng bemessenen Vertragszeit auf dem geflügelten Höllenross eine grosse »Reyss oder Pilgramfahrt« unternehmen. Faust als Weltfahrer interessant zu machen, müsste sein Biograph Beobachtungen sammelnd und überall zu Hause, wie Fischart, selbst Länder und Menschen kennen gelernt haben und eine ariostische Phantasie besitzen. Beides geht ihm völlig ab und so führt er den Helden eiligst von Stadt zu Stadt, im trockensten Bädekerton, kaum dass bei Köln flüchtig der schönen Weiber gedacht wird und bei

Strassburg die weise Bemerkung fällt, der Ort habe seinen Namen von den vielen Strassen erhalten. Aber bedeutsam zeichnet er zwei Hauptstationen aus, Rom, um der antipapistischen Gesinnung, Konstantinopel, um dem Türkenhass des sechzehnten Jahrhunderts Luft zu machen. Nicht in eine Betrachtung der grossen Trümmerwelt, wie Grabbes Faust in dem barocken Doppelheldenspiel, versenkt sich unser alter deutscher Faust, sondern er treibt Possen, die dadurch ernste Wucht gewinnen, dass ihre Zielscheibe kein geringerer als der heilige Vater ist. Marlowe folgt. Wir denken an Luthers wachsende Empörung auf der italienischen Reise, seine zahl- und masslosen Variationen des Sprichworts »je näher Rom, je böser Christ«, seine Auffassung Roms als »grundsuppe aller laster« oder »des Teufels heimlich gemach«, und begreifen, wie hier der stramme Lutheraner den protestantischen Character des Faustbuches in anderer Richtung bewusst hervorkehrt und den Teufelsgenossen selbst wie einen ungeschlachten Eiferer der neuen Lehre das römische Leben verdammen lässt. Wenn in einem derben Spiel des Niclaus Manuel beim Anblick priesterlichen Pomps, eines Passionals Antichristi in Kranachs Sinn, ein armer Bauer zum andern sagt: »Wie sind die Keyben glat vnd feyss«, so murrt hier Faust über den »Bapst vnd sein Geschmeiss«: »Diese Schwein zu Rom sind gemästet« und Widman nennt später den Campeggio »des Teuffels Mastschwein«. Das heisst gut lutherisch geschimpft, denn Luther poltert: »des Teuffels Saw, der Bapst« (7, 283[1]), oder gegen die »bapstischen Geistlichen« (zu Psalm 42, 2): »In Summa Mastschwein sind sie . . . sie liegen im vnflat wie ein Schwein auff dem sewkober«, »sie sind Beuche und Mastsew« (7, 207[2]). Von dem Herd des Katholicismus gelangt allmählich Faust in die Hauptstadt des Muhamedanismus, um im Serail des steif gezauberten Sultans, dem

er als »Mahomet« erscheint, sein Müthchen zu kühlen und endlich — eine Parodie der Entzückungen Muhameds? — »im Ornat vnd Zierde eines Bapsts« zu entfliegen. So vereinigt sich antikatholische und antimuhamedanische Satire; auch dies im Geist Luthers, der gegen »beide Bapst und Mahomet, sampt jren Teuffeln« eifert und in der Vermahnung zum Gebet wider den Türken das päpstliche und das türkische Reich die »letzten zween grewel« nennt.

Noch verdient ein herrliches Motiv Hervorhebung, obgleich es hier nichts weniger als ausgemünzt wird: Faust wirft von dem »Gipffel der[1] Insel Caucasi« aus einen Blick in das Paradies und sein Geist schliesst die Antwort »aber weder du, noch ich, noch kein Mensch kan dazu kommen.« Wiederum todtes Material, aber wie ergreifend könnte nicht ein grosser Dichter den tiefen Gedanken ausführen, dass der unselige, auf ewig verlorene Mensch, den Teufel zur Seite, auf höchster einsamer Bergeshöhe sehnsüchtig und verzweifelnd nach den Gefilden der Seligen ausschaut, wo die Menschheit zuerst genossen und zuerst gesündigt hat!

Im dritten Theil schwindet der Titanismus, Genusssucht und Grobianismus bemächtigen sich des Plans, denn das sechzehnte Jahrhundert ist nicht nur eine Zeit des höchsten geistigen Strebens, der grossartigsten Offenbarungen, der ernstesten Kämpfe und stetig zunehmender Volksbildung, sondern auch eine Zeit, wo in das feierlich lockende Getön der Kirchenglocken hinein Sanct Grobianus das Sauglöcklein läutete und derbe Männer in Gartengesellschaften, Rollwagen und Kneipen bei unge-

[1] Wirken Vorstellungen der mosaischen Erzählung von der Sintflut ein, vielleicht Luthers Auslegung von Genesis 8, wie mir das 21. Volksbuchcapitel mit Luthers Auslegung von Gen. 1, das elfte mit Luthers Auslegung von Gen. 3 in engerem Zusammenhang zu stehen scheint?



zählten Kannen und unter dröhnendem Gelächter Anecdoten und Schwänke oft von bedenklichem Kaliber zum besten gaben, denen auch die »ehrbaren Frauen und Jungfrauen« wolgemuth lauschten. In den hohen Kreisen Lust am Prunk, bei den Reichen eine verfeinerte materialistische Genusssucht, im[1] Volk behagliche, rohe Freude an massenhafter Speise, überreichlichem Trunk und saftiger Unterhaltung. Gotteshaus und Schenke waren benachbart, neben den religiösen Festen ward auch der ausgelassenen Fastnacht ihr Recht. Das Faustbuch würde ein einseitiges Abbild des deutschen Lebens im sechzehnten Jahrhundert sein, wenn es uns nicht aus dem schwindelnden Aether des Forschertitanismus und den dichten Nebeln der Hölle zum feineren und gemeineren Genuss, aus fernen Landen in das Wolleben deutscher Städte führte. Darum sehen wir Faust als Hofspiritist vor Karl V. die »Lucern vnd zierd aller Kayser«[2] Alexander Magnus (»ein wolgesetztes dickes Männlein«!) und seine Gemahlin beschwören; bekanntlich eine[3] Übertragung von Trithemius her, welcher

[1] Sogar der Lüdrian M. Lindener moralisirt einmal im Katziporj »Ein altes beschaben Bockfel«: »das weyb wär gut dem Künig Sardanapolo gewesen, der gern frässen und sauffen gesehen hat. Der Gotlosen Leut man yetziger zeyt vil findt, die da vermeinen, dz sie allein leben, das sie schlemmen vnd demmen, fressen, vnnd sauffen müssen, vnd nicht zymlich Essen vnd Trincken, das die Natur erhalten vnnd das Leben gefristet werde«.

[2] Von Erscheinungen des todten Alexander, wie dass er allen kenntlich mit vierhundert Bacchanten von der Donau zum Bosporus zog, fabulirte schon das Alterthum; Cassius Dio 79, 18 (vgl. Friedländer, Sittengeschichte Roms 3, 644. Ebenda S. 645 über Todtenbeschwörungen am römischen Kaiserhof). Alexandersage: Pseudocallisthenes (Zacher; dazu E. Rohde, Der griechische Roman S. 184 ff.) Aus jüdischer Quelle sein Zug zum Paradies, s. o. Faust.

[3] Die erste einfache Überlieferung wurde erweitert, dann wieder zusammengezogen. So erzählt Luther Tischr. S. 301[2] »ein Zeuberer und Schwartzkünstiger, der Abt von Spanheim« habe vor Kaiser Max alle

dem letzten Ritter seine verstorbene Gattin so treulich vorgeführt hatte, dass Maximilian sogar die Warze auf dem Nacken wiederfand, was bei Karl V. und Alexanders

---

früheren Kaiser und grossen Helden getreu erscheinen lassen, unter ihnen seien auch gewesen »der grosse Alexander, Julius Caesar, Item des Kaisers Maximiliani Braut«. Sind Luthers Tischreden geradezu als eine directe Quelle für den Volksbuchschreiber anzusehn? S. 308: Dem Vater Maximilians wird von einem Schwarzkünstler ein Hirschgeweih angezaubert, nachdem der Kaiser dem Gaukler Ochsenfüsse und Klauen angehext — Faust rächt sich an einem spöttischen Ritter durch Anzaubern eines Hirschgeweihs. S. 307 Anekdoten von Wildfeuer, der einen Bauer sammt Wagen und Pferden, und einem Mönch, der fast ein ganzes Fuder Heu gefressen -- daher die ungeschickte oben erwähnte Version im Volksbuch? Cap. 40 stimmt zum Theil wörtlich mit Luthers Anekdote überein. Ferner S. 307, ein Schuldner lässt sich von dem Juden ein Bein ausreissen, der Jude flieht entsetzt — Volksb. Cap. 38. (Ähnliche faustische Anekdoten von verschiedenen älteren Erzählern sind in bequemer Auslese zu finden bei Goedeke »Schwänke des 16. Jahrhunderts« S. 142 ff.). Zu Cap. 39 ist vielleicht M. Lindeners Katziporj »Ein unerhörter Stumpf von einem zauberer einem bawren gerissen« direct benutzt worden. Unläugbar ist die Abhängigkeit des zweiten Abschnitts Cap. 53 von Tischreden 285[2]. Luther erzählt nach den Vitis patrum, wie der Teufel einen betenden Altvater durch solches »gerümpel« gestört, dass dieser vermeint habe, »er hörete einen gantzen hauffen sawen girren und gruntzen« -- ebenso foppt der Teufel den alten Beter durch »gerömpel«, »kürrete wie ein Saw«. Fausts Warner vertreibt ihn durch Gespött: »O wohl ein Bäurisch Musica ist das, Ey wol ein schön Gesang von einem Engel, der nit zwen Tag im Paradeyss hat können bleiben« u. s. w. — ebenso der Altvater: »Ey Teufel, wie ist dir so recht geschehen, du solt sein ein schöner Engel, so bistu zu einer Saw worden«. Den säuischen Musicus aber vertreibe gute heitere Musik, sagt der Musikfreund Luther, Tischreden S. 305[2]. Zu Cap. 52 f. vgl. noch Kloster 5, 315, 326, 327. — Durchaus lutherisch gedacht ist die Trostrede Cap. 52. Ferner lehrt Luther, Christus sei ein Tröster, kein Stockmeister der Seele, hoffnungslose Verzweiflung komme von dem listigen Teufel her; dieser sei »warlich ein wunder meister der es kann die Sünde sehr gros und schweer zu machen« und sogar mit künstlich gewandten Bibelstellen das Gewissen zu ängstigen. Vgl. z. B. zu den letzten Faustcapp. Luthers Auslegung 1. Cor. 15 (1, 366[2]).

»Gemahlin« den Sinn verloren hat. Faust hofirt den Grossen, indem er die Herzogin von Anhalt bewirthet, Schlösser baut und mit jungen Grafen eine Luftreise zu einer Hochzeit thut oder gar einem zu Wittenberg studirenden Edelmann durch paracelsische Verjüngungskünste als Kuppler beispringt. Aber der Titan sinkt tiefer, wenn er einen Rosstäuscher foppt, einen jüdischen Wucherer oder einen »Säwtreiber« betrügt, in einer grausigeren und nicht ungeschickt vorgetragenen Scene neidisch, weil er »allein dess Teuffels Han im Korb« sein möchte, einen Zauberer ums Leben bringt, besonders aber, wenn er den Bauertölpeln auf der Landstrasse und in der Kneipe allerlei Possen spielt. Dergleichen weiss Hans Sachs und mit verlottertem academischen Anstrich Lindener ungleich drastischer zu berichten. Eine dritte Gruppe führt uns ganz in studentisches Fahrwasser. Da wird »gefressen und gesoffen« und während Goethes Faust sich angeekelt von dem Fratzenwesen der Hexenküche und dem lärmenden »Schlampamp« der platten Burschen in Auerbachs Keller abkehrt, fühlt sich der Faust des Volksbuchs, der Faust des genusssüchtigen grobianischen Jahrhunderts nie woler, als wenn er mit seinen academischen Katziporj fremde Weine probirt, im Schlitten ohne Pferde dahinfährt und als ein rechter Speivogel einen gebratenen Kalbskopf »mordio Helffio« schreien lässt oder Geisterconcerte und Affenballets zum besten gibt. Als gewöhnliche Fastnachtbutzen durchstreifen sie die Stadt, Vertreter des allen Sittenpredigern verhassten carnevalistischen Geistes jener »aristophanischen« Epoche.

Dann aber ein glanzvolleres Motiv: Faust beschwört am weissen Sonntag seinen jungen Freunden die schöne Helena, Faust gewinnt später selbst die schöne Helena zum »Schlaffweib«. Sehr artig wird (Cap. 49) Helena als Schönheitsideal beschrieben: »Diese Helena erschiene in einem köstlichen schwartzen Purpurkleid, jr Haar hat sie

herab hangen, das schön, herrlich als Goldfarb schiene, auch so lang, dass es jr biss in die Kniebiegen hinab gienge, mit schönen Kollschwartzen Augen, ein lieblich Angesicht, mit einem runden Köpfflein, jre Lefftzen rot wie Kirschen, mit einem kleinen Mündlein, einen Halss wie ein weisser Schwan, rote Bäcklin wie ein Rösslin, ein vberaus schön gleissend Angesicht, eine länglichte auffgerichte gerade Person. In summa, es war an jr kein vntädlin zufinden«; nicht anders, als wenn Hans Sachs sein hübsches Weib oder der bürgerliche Romandichter Wickram ein Edelfräulein oder eine junge Wittwe schildert. Man bemerke aber die sinnliche Kunst, mit der in einem von Wattenbach nach Südfrankreich verwiesenen frivolen lateinischen Streitgedicht des zwölften Jahrhunderts[1] »Ganymed und Helena« (Zs. f. deutsches Alterthum 18, 124 ff.) die Reize des Weibes denen des Knaben entgegengehalten werden:

24. Lockend blickt das Augenpaar unter stolzen Brauen;
Blüh'nde Wangen; welche Lust: dieses Näslein schauen!
Venusnectar scheint den Kuss würzig zu bethauen
Und es glättete das Kinn Götterhand der Frauen.

25. Dass die Lockenpracht der Zier berge nichts, die dichte,
Streicht zum Ohr sie hier und dort her sie vom Gesichte.
Dann erstrahlt ihr Antlitz hell gleich dem Morgenlichte,
Nahend, dass es aus der Nacht Rosenglanz errichte.

26. Dann erfasst die Götter all des Verlangens Regung,
Phöbus glüht, den Kriegsgott treibt lüsterne Bewegung,
Venus schäkert wie im Arm des Genusses . . . .

Aber auch die Studenten Fausts geriethen in heftige Aufregung und konnten Nachts keinen Schlummer finden,

[1] Frühere und spätere Beschreibungen von Helenas Schönheit, bei Bayle im Dictionnaire hist. et critique Artikel Helene. S. u. H. Sachs.



nachdem Helena sie »mit gar frechem vnd bübischem Gesicht« angeschaut hatte. Faust liess ein »Conterfey« von ihr anfertigen, welches die Studenten abrissen »vnd die Maler hernacher weit hin vnd wider schickten, dann es war ein sehr herrlich gestalt eines Weibsbilds. Wer aber solches Gemäld dem Fausto abgerissen, hat man nicht erfahren können.« Auch wir nicht, aber wir wissen, wie reizvoll Holbein die korinthische Lais nachgeschaffen hat. Mochten andere vielleicht die anrüchige Schöne Dorothea Offenburg frech und bübisch schelten, der unbefangene Künstler malte sie als Venus. Helena wird also Fausts »Concubina«, nachdem Faust mit sieben »Teuffelischen Weibern« verschiedener Nationalität — wie man wol in Schlemperliedeln die besonderen Vorzüge der Frauen hier und dort rühmte und zu einem Idealgebild vereinigte — gebuhlt hat. Helena macht den Schluss nicht nur dieses »Säuwischen vnnd Epicurischen lebens«, sondern sie krönt das ganze gottlose Treiben des Helden. Kurz und ohne Schönheitscultus auszubreiten wird ihre Beiwohnung vermerkt; unmittelbar darauf folgt die Erzählung von Faust greulichem[1] Untergang.

Man hat des öfteren die Frage aufgeworfen, ob die Helena des Faustbuchs etwas gemein habe mit der Helena des Simon Magus. Dieser zog mit einem Weib durch die Lande, das er für die Sophia Achamoth und einer bekannten gnostischen Vermengung zufolge auch für die troische Königin Helena ausgab, die er zu Tyrus aus tiefer Erniedrigung (aus einem Bordell, polterten die Kirchenväter) befreit habe. Leicht möglich, dass aus der bekannten Sage dieser Bund auf Faust übertragen wurde oder der historische

[1] Vgl. dazu Vitae patrum p. 868ª: Der gottlose Thalleläus wird vom Teufel auf dem Abtritt umgebracht; man findet ihn, den Kopf nach unten, die Beine nach oben gekehrt.

Faust selbst wie andere Suiten des alten Gauklers so auch diese einmal für sich prahlerisch beansprucht hat. Ich sehe keinen Grund jeden[1] Zusammenhang kurzweg abzuschneiden; ihn fester zu knüpfen aber mögen Kundigere unternehmen. Das Hauptgewicht fällt für uns auf den weltfreudigen humanistischen und den weltfeindlichen antihumanistischen Geist, der uns aus diesen Abschnitten schmeichelnd und rauh, belebend und vernichtend anweht. Ganz absehend von der griechischen Sage, die den Schatten der Helena auf den seligen Inseln mit Achill vereinigte und den geflügelten Euphorion zum Sprössling dieses idealen Bundes macht, sowie von ihrer klassisch-romantischen Verherrlichung in Goethes zweitem Theil, möchte ich nur darauf hindeuten, dass lang bevor Goethe (II. 1) ein Schattenspiel von Paris und Helena vorführte, nämlich in der Renaissancezeit und recht eigentlich wiedererweckend die schönste Griechin spielweise einem der Antike liebevoll und sehnsüchtig zugewandten Geschlecht vorgestellt wurde. So 1468 in Lille Karl dem Kühnen. 1502 brachte Locher sein Judicium Paridis. Wo immer Moralisten der Zeit die »Hauptlaster« abhandeln oder das Hofgesinde der Venus auf einer Gauchmatt versammeln, darf das verführerische Weib nicht fehlen, das in grauer Zeit zwei Völker in zehnjährigen Krieg gestürzt hat.

Der Spies'sche Anonymus behandelt die Helena mit leidlicher Billigkeit. »Ebenmässiger Gestalt«, »mit lieblichem vnd holdseligem Anblicken« »hat sie jhm sein Hertz dermassen gefangen, ... dass er schier kein Augen-

[1] Den schon S. Boisserée vermuthet, an Goethe 15. Dec. 1831 (2, 585 f.): »Es scheint mir hier der Ursprung zu dem Mährchen bei Faust. Ist Ihnen etwas davon bekannt? Wo nicht, so lassen Sie, wenn es Sie unterhalten kann, nähern Bescheid zu haben, Origenes in Celsum lib. V., Irenaeus l. c. 20 und Justinus 2. apolog. nachschlagen.« Goethe geht nicht darauf ein.





blick von jr seyn konnte«. Nach Fausts Tod verschwinden Mutter und Kind, wie etwa eine Nixe dem sterblichen Gatten geheimnisvoll[1] entschwebt. Schade nur, dass der Erzähler die lateinische Frage am Rand nicht unterdrücken kann, ob Justus wohl getauft worden sei; ein Problem, das nach den spitzfindigen theologischen Untersuchungen über Adams Nabel schmeckt. Dem wüsten Widman war es vorbehalten, die erste Beschwörung in die kahlen Worte zusammenzufassen »in dieser Mahlzeit hat er auch die Helenam auss Griechenland seinen gesten fürgestellet«, weiter (3, 20) nur beider Verschwinden ausführlicher im Text mitzutheilen, Fausts Geisterserail jedoch und die Ehe mit der Succuba »auss hochbedencklichen Christlichen vrsachen« als beleidigend für »züchtige ohren vnd hertzen« ganz aus dem Text zu entfernen und blos in der »Erinnerung« so dürr als hässlich anzuführen, wie der Teufel den Faust »in sein hellisch vnd abschewliche Hurennetz gejagt, jm auch die Helenam aus der hellen zur beyschläfferin zugeordnet«. Widmans ekelhafte Zuthat, dass Helena vor dem Justus »ein erschrecklich monstrum« zur Welt bringt, hat Pfitzer tactvoll gestrichen.

Was Widman mit grober Offenheit sagt, indem er die Helena aus Graecia zur Helena aus der Hölle macht, liegt doch schon im ersten Volksbuch vorgebildet. Helena schliesst Fausts Sündenregister ab und die unselige Lust ihrer Umarmung befördert den Helden mit Extrapost zur Hölle. So ist Helena die personificirte sündige Weltlust theologischer Auffassung gemäss, deren sich Dichtung und

[1] Luther Tischreden 299[2] f. »wie denn die Melusina zu Lucelburg auch ein solcher Succubus oder Teufel gewesen ist .... vnd war das weib verschwunden, vnd sidder der zeit nicht gesehen worden. Das thut der Teufel, er kan sich in einer Frawen oder Mannes gestalt verkeren.« Es sind nach Luthers Meinung nicht rechte Weiber noch rechte Kinder, sondern Teufel.

bildende Kunst in strafenden Allegorien so häufig bemächtigt haben. In Konrads von Würzburg »Der Welt Lohn« besucht eine gleissende Frau, schöner als Venus und Pallas, prächtig gekleidet, den Dichter Wirnt von Grafenberg, einen Liebhaber der Welt, und grüsst ihn als ihren Dienstmann; er fragt erstaunt nach ihrem Namen, sie antwortet: »die Welt bin geheissen ich.« Darauf kehrt sie ihm den Rücken zu und zeigt sich ihm so, wie die bildende Kunst in Basel und Worms den Tod darstellte: zerfressen, voller Schlangen und Kröten, Ameisen und Maden, Blattern und Eiter, unrein und stinkend. Wirnt aber rettet als Kreuzfahrer seine Seele. Unermüdlich stellten die Prediger und Dichter von der asketischen Gesinnung Heinrichs von Melk die ewigen Himmelsfreuden und die verwesenden irdischen Güter, die Seele und den körperlichen »Madensack« einander scharf gegenüber. Hier ein munterer Reigen, ein Springen, Scherzen und Kosen — dort die schauerliche danse macabre, der Todtentanz, dem niemand entfliehen kann. Mitten im Buhlen packt der grause Vortänzer die Kinder der Welt, wie Hans Baldung Griens Tod die Weiber, welche sonst auch einem weiblichen Tod so verfault und zerfressen wie Frau Welt anheim fallen, er umfasst bei Holbein und Manuel die schöne Dirne und schnellt bei Meyer seinen Pfeil auf das Fräulein, das dem Amor gehuldigt hat. Allüberall der »Triumph des Todes«, der dem Besucher Pisas noch heute das Herz erzittern macht. Und so rauschen auch über Faust und seiner der Hölle entstiegenen Buhle die Fledermausflügel des Unentrinnbaren, wie über Dürers Forscherin der Vogel der Nacht als Sinnbild des Todes fliegt. Wir aber dürfen um so eher für die Fausthistorie an das Zeitalter der[1] Todten-

[1] Wackernagel »Der Todtentanz« zuerst in der Zs. für deutsches Alterthum, 9, 302 ff. u. s. w. Am besten mit genauer Litteraturübersicht Woltmann »Holbein«[2] S. 240 ff. Dazu Hettner »Italienische

tänze mahnen, als in späteren Faustspielen der geistige Zusammenhang dadurch ein viel auffälligerer und innigerer wird, dass die Teufelin üppig und lockend erscheint, aber im Augenblick des Umfangens sich entsetzenerregend in ein verpestetes Scheusal verwandelt. Ganz volksthümlich führt Satan in[1] Wolfhart Spangenbergs »Mammons Sold« dem Landsknecht, dem Wucherer und dem Bauer, die soeben die Wittwe Frau Armuth barsch abgewiesen haben, die Frau Reichthum zu. Sie sind bereit, sich der »edlen Keyserin« mit Leib und Leben hinzugeben — nun ein Raimund'scher Wechsel: »Hie fällt der Fraw Reichthumb alle Hauptzier vom Kopff, die Ermel von Armen, die Jungfraw Schonbart [Schembart, die Jungfrauenmaske] vom Gesicht, die Kleider vom Leib vnd erscheint sie in Gestalt des Todes mit Pfeil und Bogen«.

Schon die[2] altenglische Poesie kennt, freilich in abweichender Form, die Verwandlung einer Fee, deren Minne der Mensch trotz ihrer ernsten Warnung genossen hat, in eine Unholdin:

> Ihre Haare die standen ihr zu Berge,
> Ihr' Augen traten heraus, vordem so hell.
>
> Und hingeschwunden war all ihr Kleid,
> Das vordem dagewesen zur Schau,
> Bleifarben war ihr ganzer Leib,
> Ein Schenkel schwarz, der andre grau.

Studien« S. 123 ff. und Dobbert »Der Triumph des Todes im Campo Santo zu Pisa«, Repertorium für Kunstwissenschaft 4, 1 ff. — Wackernagel »Der Welt Lohn« Zs. 6, 151 ff. mannichfache Parallelstellen, besonders aus Walther. Vgl. noch Ottokars Reimchronik cap. 164 Pez.

[1] Der in dem verlorenen Stück Die Singschul (Gottsched Nöth. Vorrath 1, 86) die allegorische Figur des Übermuths Faustus nennt.

[2] Thomas von Erceldoune, herausgeg. v. A. Brandl, Berlin 1880, v. 131 ff., vgl. Einleitung S. 20 ff.

Herr Thomas sagte da: »ach, ach!
Ein schmerzvoll Schauspiel ist das, fürwahr!
Was hat dein Gesicht so welk gemacht,
Das früher glänzte so sonnenklar?«

Calderons Cyprianus ruft, nachdem der Dämon in einer wundervollen sinnlich schwülen Scene vergebens die Geister brünstigen Verlangens zu Justina gesandt hat, die Geliebte herbei. Er will sie im Dickicht an sich pressen, entschleiert sie und — wie den Gil Mescuas grinst ihn ein ekler Leichnam an, ein Phantom, das die strengen Worte spricht: »also, Cyprianus, geht aller Glanz der Welt zu Grunde«. In äusserlicher Nachahmung des Faust schreibt Cosmophilus (Weltlieb) in Beckhs »Schauplatz des Gewissens« dem Lucifer einen Blutvertrag, um mit Helena ein üppiges Wolleben zu führen, bis ihm die Succuba den leidigen Pact vorhält. In Nachahmung spanischer Helden ruft er den Namen Jesu und das[1] Phantom verschwindet, in Nachahmung der Theophiluslegende, des spanischen Dramas und des Jesuitenstücks vollendet der heilige Michael die Befreiung. Ganz analog dem Faust wird endlich der armselige Schwächling, genannt »Verkehrter Bekehrter und wieder bethörter Ophiletes« (von der Frau Pastor Sibylla Schuster, 1685), durch die Wollust dem Teufel zum zweiten Mal und endgiltig gefangen gegeben. Der »Erbfeind« entsendet sie:

»Geh du schöne Buhlerin! geh du Reitzerin zur Sünden!
Leg ihm deine glatte Hände, deinen Arm um seinen Hals,
Führ ihn durch bequeme Mittel auf das Eiss zu Fall nochmals«.

[1] Ähnliches mehrfach in der Vitae patrum. Vgl. auch p. 742b: bei der Umarmung entschwindet der Succubus wie ein Rauch und der Betrogene hört das Hohngelächter der Hölle.

Auch an Motive von »Cardenio und Celinde«, romanischen Ursprungs, darf man erinnern[1].

Die Idee des Volksbuchs aber, ein Edelstein in bleierner Fassung, lautet: Der Forschertitanismus der Renaissance vermählt sich mit der Formschönheit der Antike; ihrem Bund entspriesst ein allwissender Sohn!

Diese echthumanistische Tendenz, welche die Schönheit und Weisheit des Alterthums leibhaft ans Licht beschwor, wurde 1590 in einer Erweiterung des Spies'schen Buches (B[1] nach Zarncke) aufs erfreulichste verstärkt. Ich meine nicht Fausts Fassritt zu Leipzig, sondern die fünf folgenden Erfurter Geschichten, die einen idealeren academischen Anstrich zur Schau tragen. In Erfurt hatte der stattliche weinfröhliche »König« der Humanisten, Helius Eobanus Hessus, nachmals eifriger Übersetzer der Ilias, vor vielen

[1] Gerade das siebzehnte Jahrhundert liebt, wofür auch Pfitzers Faustbearbeitung zeugt, das Gemisch des Sinnlichen und des Spukhaften. So war verbreitet (Zeiler »traurige Schauplätze« u. s. w. Happel, »Die lustige Schaubühne« Nürnberg 1702, S. 925 ff.) die Geschichte des Lieutenants la Jaquiere zu Lyon, der »nach Art der unverschämten stinckenden Huren-Böcke« gegen seine Kameraden prahlte, was ihm jetzt begegne, sei es auch der Teufel, müsse ihm zu Willen sein. Eine maskirte Dame kommt, er und zwei Genossen folgen ihr und büssen ihre schnöde Lust. »Ihr Haar bedunckten sie das schönste Gold, die Augen helle Deamanten, die Stirn Alabastersteyn.« Aber die Dame sagt: »Ihr bildet euch ein ein gewaltiges Wildpret gefangen zu haben . . . . Ich will euch zeigen, wer ich sey. Damit hub sie den Rock auf, und gab ihnen unter den Kleidern, ein stinckendes gantz abscheuliches Aass zu schauen, und verschwand zu samt dem Hause« u. s. w. Die »drey Mist-hämel« nahmen alsbald ein jähes Ende. 1621 lebten noch zwei aus der Gesellschaft, von der la Jaquiere und Genossen sich auf der Strasse getrennt hatten um der Dame zu folgen. Diese aber sei ein Sinnbild der nächtlichen Lüste »als welche ein Engel-schönes Angesicht; und hingegen einen Teuffel oder stinckendes Aas, auf dem Rücken haben«. Vgl. auch W. Menzel »Die deutsche Dichtung« 2, 155. Das Motiv bewahrt noch in Form eines Gesichts »Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier«.

hundert Wissbegierigen (Kampschulte 1, 249) gelehrt, auf der hohen Schule zu Erfurt, der eigentlichen Poetenuniversität liest nun Doctor Faust ein Colleg über »den Griechischen fürtrefflichen Poeten Homerum« und weiss die tapferen Helden so lebendig zu schildern, dass die Studenten den unwiderstehlichen Wunsch äussern, sie von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Faust beschwört in der nächsten Stunde unter »grossem concursch vnd zulauff« die Kriegsfürsten, die sich »gleich als wenn sie ergrimmet weren« in dem fremden Kreise der kecken[1] Nekromanten umsehen. Aber die jungen Philologen können den Anblick der wahren Griechen so wenig vertragen, als Hofrath Wieland bei Goethe. Köstlich wird beschrieben, dass zuletzt erschien »der greuliche Rise Polyphemus, so nur ein Aug im Kopffe mitten in der Stirn gehabt hat, vnd einen langen zottlichten fewrrohten Bart, hat ein Kerln, den er gefressen, mit den Schenckeln noch zum Maul heraus zottend gehabt, vnd so gresslich ausgesehen, dass jhnen alle Haar gen Berg gestanden, vnd sie vor schrecken vnnd zittern schier nicht gewust haben, wo sie naus solten«. Faust heisst nach einer Weile die Helden abtreten, »welches sie auch gethan, alleine der eineugige Cyclops oder Poliphemus hat sich gestalt, als wolte er nicht weichen, sondern noch ein oder zween fressen, Darüber sich dann die Studenten noch mehr entsatzt, sonderlich weil er mit seinen grossen dicken Spiesse, der lauter Eisen, vnd eim Weberbaum gleich war, wider den Erdboden stiess, dass sich das ganze Collegium bewegte vnd erschutterte«[2].

[1] Genauer Skiomanten, denn folgender Unterschied steht nicht nur bei Agrippa (1, 437) fest: sunt autem duae necromantiae species, una necyomantia, erigens cadaver, quae non fit absque sanguine: altera scyomantia, in qua sola sufficit umbrae evocatio.

[2] Vgl. Hans Sachs »Historia. Ein wunderbarlich Gesicht Keyser Maximiliani löblicher gedechtnuss, von einem Nigromanten« (verfasst



Nicht minder stimmt es zu der humanistischen Sehnsucht, das Erbgut der Antike durch einen neuen Fund nach dem andern zu mehren, wenn Faust (der zu Erfurt in dieser Richtung geprahlt hatte), als bei einer Promotion »die Philosophen«, also die Mitglieder der siegreichen Erfurter Poetenfacultät den Verlust so vieler durch Sprachfeinheit, Sentenzenreichthum und wahre Characteristik ausgezeichneten Komödien des Terenz und Plautus beklagen, sogleich aus diesen verschwundenen Stücken etliche schöne Sprüche hersagt und sich anheischig macht, die sämmtlichen Werke beider Dichter auf einige Stunden herbeizuzaubern, damit »viel studenten, Notarien und schreiber... in einem huy dieselben alle abschreiben« möchten. Aber die »Herrn Theologen und fürnehmsten des rahts« erheben aus frommen Bedenken Einsprache und so bleibt es bei den bekannten Lustspielen. Dies Kapitel athmet denselben humanistischen Geist, wie wenn in dem schon einmal citirten Julius redivivus von N. Frischlin der Philolog und Poet des sechzehnten Jahrhunderts den Cicero bittet, doch rasch in der Druckerei ausbessernd einen fehlerlosen Text seiner gesammten Werke herzustellen, was Cicero,

12. Oct. 1564, Fol. V. (1579) 332[a] ff.), auf die schon zweimal zu verweisen war; denn der »Schwartzkünstner« beschwört auf des Kaisers Verlangen »Helena, die schön Königein«, deren ideale Reize naiv in's Detail geschildert werden, und zuletzt Maria von Burgund. Nichts von der Warze; sie kommt in ihrem blauen Kleid; der Kaiser überwältigt, will sie umfangen und bricht mit dem Schrei »das ist die recht« das Schweigen, worauf der Geist unter schrecklichem Lärm verschwindet. Zuerst aber kam »Hector von Troia, der Held allein, Gantz ernstlich vnd trutziger Gstalt« . . . in voller Rüstung, mit einer Mordaxt reich an Spitzen »welche all noch tropfften von Blut« . . »Vnd als samm mit frech künem mut Jn dem kreis vor dem Keyser stahn, Der wurd zum teil entsetzt daruon« und klopft ab: »Zu hand der Geist wich auss dem Saal Mit dapffern schritten ab zu thal«.

Zum Verbot der Ergänzung antiker Schriftwerke vgl. Boccalinis 82. Relation aus dem Parnasso (gegen Tacitus).

der aus der Lethe getrunken, leider nicht vermag. Unser Erzähler aber gehört offenbar nicht zu den ängstlichen Herren Theologen, sondern denkt wie die alten Erfurter Academiker vor dem Verfall der Universität, als etwa Joh. Sömmering so beredt wie fleissig den Terenz interpretirte (Terentium in schola philosophorum enarrabat, Kampschulte 1, 35), man so fröhlich plautinische Komödien aufführte, (Krause, Eur. Cordus S. 50) und Petrejus oder wer es sonst war die Obscuri eine mehr als obscure Angabe vom Inhalt der Ilias liefern liess (Epp. obsc. vir. II. Nr. 44). Unser Erzähler ist an Bildung und Darstellungsgabe dem Spies'schen Anonymus offenbar weit voraus und man kann das Bedauern kaum unterdrücken, dass uns nicht dieser Erfurter, wenn ich ihn so nennen darf, als erster und massgebender Erzähler alle Fata des Faust vorgetragen hat. Ihm verdanken wir ausser jenen Abspiegelungen der Renaissance und dem von Goethe aufgegriffenen Streich, dass Faust mancherlei Weine aus dem Tisch zapft — wären doch der durstige Eoban und die anderen Erfurter Kneipvirtuosen dieser Kunst mächtig gewesen! — das im Volksschauspiel und darüber hinaus ungemein wirksam verwerthete Motiv der Frage nach der Schnelligkeit der einzelnen Teufel. Hat dasselbe hier seine richtige Stelle oder stand es vielleicht schon ursprünglich so effectvoll im Anfang der Beschwörung? Wir verdanken unserm Erfurter ferner die beredte Scene zwischen dem Franciscaner Konrad Kling und Faust, der seinen Mahner endlich mit trotzigem Muth bescheidet, es sei ihm nicht rühmlich noch ehrlich, dem Teufel das Wort zu brechen; worauf der Mönch zornig ruft: »So fahr jmer hin, du verfluchtes Teuffelskindt!«

Was aber in der Fausthistorie hat das grosse Publikum des sechzehnten Jahrhunderts besonders angesprochen? Der Titanismus? O nein, denn die ersten Theile blieben im wesentlichen unberührt, aber die Schwänke des dritten

wurden rasch neu geordnet und vermehrt. Dann kam Widman um den Helden mit Commentationen zu schinden und in seiner entsetzlich geschmacklosen und weitschweifigen »Erinnerung« einen Triumph wüster Belesenheit und confessioneller Wuth zu feiern. So zeugt es für den Aufschwung und für die Vertiefung des deutschen geistigen Lebens im sechzehnten Jahrhundert, dass die Idee des Forschertitanismus *gedacht* werden konnte, und es zeugt für unsere damalige poetische Ohnmacht, dass kein Deutscher fähig war diesen Gedanken künstlerisch zu *gestalten*.

Ein Engländer vermochte es. 1587 war das deutsche Volksbuch erschienen. Es fiel dem bedeutendsten Vorshakespearianer, Christopher Marlowe, in die Hände, der, selbst eine ungestüme, in Wissensdurst wie Genusssucht faustisch masslose Natur und als Fausts mitfühlender Liebhaber von dem Spies'schen Anonymus, Fausts strengem Zuchtmeister, durch eine breite Kluft geschieden, 1588 schon den germanischen Helden für die germanische Bühne gewann.

Im ersten Monolog mustert Faust die Facultäten, aber weder die Redekunst der Logik, noch die Recepte der Medicin, noch die Erbschaftshändel der Institutionen, noch die Sündenlehre der Bibel können ihn fesseln, verächtlich schiebt er ein Buch nach dem andern bei Seite, bis er bei den Zauberlehren der Magie verharrt:

> O welche Welt von Lust und von Gewinn,
> Von Kraft und Ehren und von Allgewalt
> Wird hier dem Lernbegiergen verheissen!
> Was zwischen beiden Polen sich bewegt,
> Soll mir gehorchen. Kaiser, Könige
> Gebieten nur in etlichen Provinzen;

Doch wer in diesen Künsten Meister ward,
Dem dient was nur des Menschen Geist erfliegt.
Ein weiser Magus ist ein Gott an Macht.
Üb' hier dich, Faust, der Lohn heisst: Göttlichkeit.

Das ist Titanismus.

Von Faust zum Leidvertreib erbeten, erscheint die »himmlische Helena« und der glutvolle[1] Jünger des Ovid legt seinem Faust eine hinreissende Anrede in den Mund:

War dies das Auge, tausend Schiffe treibend,
Der Feuerbrand für Troias hohe Zinnen?
[2]Küss' mich unsterblich, süsse Helena —
Ihr Mund saugt meine Seel' aus; sieh, da fliegt sie,
Komm, Helena, gieb sie mir wieder, komm!
Hier bleib ich: Himmelsthron sind diese Lippen
Und ekel alles, was nicht Helena!
Ich will dein Paris sein und dir zu Lieb
Sei Wittenberg an Troias Statt verheert.
Den schwachen Menelaus ruf' ich auf
Zum Kampf, und deine Farben trägt mein Helm,
Ja, in die Ferse stech ich den Achill —
Dann heim zu Helena um einen Kuss!
O, du bist schöner als der Abendhimmel,
Dess Prunkgewand von tausend Sternen glänzt;
Und strahlender als Zeus in Blitzesflammen,
Da er der armen Semele erschien;
Reizvoller als der Herrscher des Olymps
Im Azurarm der üpp'gen Arethusa;
Niemand als du soll meine Buhle sein!

---

[1] Marlowe hatte auch des Koluthus ödes Gedicht vom »Raub der Helena« ins Englische übertragen (lateinisch Eoban 1534). — Peeles »Paris« 1584 u. s. w.

[2] So wage ich, auf engen Anschluss an das Original bedacht, Marlowes »Sweet Helen, make me immortal with a kiss« wiederzugeben.

Das ist Cultus der Schönheit.

Und endlich: es hat elf Uhr geschlagen, um Mitternacht muss Faust hinab zur Hölle; das im deutschen Volksschauspiel so genial ausgeführte Motiv des Stundenzählens:

Ach, Faustus!
Ein kurzes Stündlein hast du noch zu leben
Und dann bist du in Ewigkeit verdammt.
Steht still, ihr immer regen Himmelssphären,
Die Zeit halt' an, nie komme Mitternacht.
Steig', steige wieder, schönes Weltenauge,
Mach ew'gen Tag, dehn' diese Stunde nur
Zum Jahr, zum Mond, zur Woche, nur zum Tag,
Dass Faust bereuend seine Seele rette!
[1] O lente, lente currite, noctis equi!
[Langsam, langsam, ach! laufet, ihr Rosse der Nacht]
Die Sterne gehn, es rinnt die Zeit, bald tönt
Die Glocke.

Er will zu Gott empor, der Teufel zieht ihn nieder. Er lechzt nach Christi Gnadenblut, für ihn ist es nicht geflossen. Er möchte seinen Leib preisgeben und die Seele der Hölle entreissen. Gäbe es wenigstens ein Ziel für die Pein, die seiner wartet! Wenn er tausend, ja hunderttausend Jahre in der Hölle schmachten müsste, aber dann erlöst würde! Wenn er doch ein blödes Thier wäre, dessen Seele in Atome zerstiebt —

[1] Ovid Am. I. 13, 40 lente currite noctis equi. Die Elegie hat aber stärkeren Einfluss geübt. Ihr ganzer Inhalt ist die Bitte um den Stillstand der Zeit. Aurora wird angerufen: Quo properas, Aurora? mane oder Optavi quoties, ne nox tibi cedere vellet neu fugerent vultus sidera mota [ever-moving spheres] tuos .... invida, quo properas?

Doch meine lebt noch für die Höllenpein.
Fluch sei den Eltern, dass sie mich erzeugten!
Nein Faust, dir fluche, fluche Lucifer,
Der dir des Himmels Freuden hat geraubt.
(Die Uhr schlägt zwölf.)

Es schlägt, es schlägt! Nun, Körper, werde Luft,
Sonst wird dich Satan flugs zur Hölle schleppen!
O Seele, wandle dich in Wassertröpflein,
Zerrinn ins Weltmeer, dass man dich nicht finde!

Das ist das Angstgeschrei des Verworfenen.

So hatte denn noch im sechzehnten Jahrhundert das dürre Holz unserer deutschen Historia unter dem Frühlingssturme der Marlowe'schen Dichtung Knospen und Blüthen getrieben. Pfropfreiser kamen nach Deutschland, die Frucht brach Goethe.

Nachschrift. Dieser Aufsatz war auf Grund älterer Skizzen schon zu Ostern 1881 fertig gestellt. Durch die Güte des Verfassers erhalte ich jetzt (im Mai) Herman *Grimms* Abhandlung aus den »Preussischen Jahrbüchern« 47, 445 ff. »Die Entstehung des Volksbuchs vom Dr. Faust«. Sie regt an, auch da, wo man andere Meinung festhält, und bringt reichen Gewinn im Allgemeinen und Einzelnen. Ich deute einiges vom Inhalt an: Grimm zeigt unwiderleglich, dass Augustins Confessiones auf das Volksbuch gewirkt haben; der Abschnitt von dem alten warnenden Mann, einem Arzt, geht anfangs wörtlich auf jene berühmte Quelle (4, 3) zurück, was meine Hervorhebung des protestantischen Characters natürlich nicht ausschliesst. Grimm sucht von Augustin und dem Manichäer Faust her Licht in den dämonologischen Wirrwarr zu bringen. Es sind in den Confessionen Stellen genug, die uns faustisch und antifaustisch anmuthen (z. B. 4, 28; 5, 3; 5, 12 f.; 6, 25 f.;

10, 65 u. s. w.). Engeren Zusammenhang habe ich bei allerdings sehr rascher Nachprüfung nicht weiter entdeckt. Des Erasmus Briefwechsel mit dem humanistischen Lebemann Faustus Andrelinus wird glücklich für das Erotische verwerthet. Grimm scheidet einen Italiener Johannes und einen Deutschen Georg Faust. Der dramatische Zug grosser Partien der Historia, deren Redaction Grimm im Einklang mit meinen obigen Ausführungen kennzeichnet, führt ihn dazu, ein mögliches Faustdrama vor dem Volksbuch zu skizziren. Ich glaube weder an die Existenz eines solchen Schauspiels noch an die Vermuthung, unsere späteren deutschen Stücke seien unabhängig von Marlowe. Möge uns Grimms grössere Arbeit nicht vorenthalten bleiben, wie die Schlussworte befürchten lassen. —

2. W. *Scherer* »Geschichte der deutschen Litteratur« (Heft 4) S. 302: »Mit Einem Wort: der Faust der Sage ist das Gegenbild Luthers. Luther glaubt: Faust zweifelt. Luther verehrt die heilige Schrift: Faust schiebt sie bei Seite. Luther misstraut der Vernunft: Faust ist ein Forscher auf eigene Hand. Luther kämpft siegreich mit dem Teufel: Faust unterliegt ihm«. —





4. Goethes Ansicht über das Wesen der Tragödie.

von

Heinrich Düntzer.

Alle theoretischen Ansichten Goethes haben in der Anschauung ihren Grund und Boden; Erfahrung und Idee, Beobachtung und Theorie waren so nothwendig bei ihm verbunden wie Empfindung und Dichtung; alles, was er schuf und ersann, gelang ihm nur durch inneres gegenständliches Erfassen; das war für ihn der Archimedische Punkt. »Wenn Sie anfangen zu reflektiren«, schrieb ihm Schiller, »so tritt das innere Licht von Ihnen heraus und bestrahlt den Gegenstand Ihnen und andern«. Zum selbständigen Nachdenken über die seine Seele erfüllende Dichtkunst, ihr Wesen, ihre Arten und alles, was zu ihrer Theorie gehört, konnte er nur durch den Drang nach neuen Schöpfungen oder das Verlangen, bedeutende Dichtwerke sich zum klaren Bewusstsein zu bringen, sich getrieben fühlen, und dass dies verhältnissmässig spät geschah, erst zur Zeit seiner Verbindung mit Schiller lebhafter hervortrat, lag im Gange seiner Entwicklung.

Freilich finden wir schon den Knaben mit der Theorie des Dramas beschäftigt, aber dazu hatte ihn sein junger französischer Freund veranlasst, der ihm so viel von den drei Einheiten seines heimischen klassischen Dramas vorgeschwatzt, dass er sich einen ausreichenden Begriff davon verschaffen musste. Doch nachdem er mit den Vorreden von Corneille und Racine, des erstern Abhandlung über die drei Einheiten und dem Streite über den »Cid« sich einige Zeit gequält, warf er den ganzen »Plunder« zur Seite, hielt sich an die Dramen selbst, ja er versuchte die Dichtung einer Tragödie in französischer Sprache, wobei er aber bald seine Unzulänglichkeit empfand. Ein paar Jahre später trieb ihn seine grenzenlose Wissbegierde zu der Abhandlung über das Trauerspiel, die Nicolai vor längerer Zeit in der »Bibliothek der schönen Wissenschaften« veröffentlicht hatte. Aber diese, welche den Zweck der Tragödie in die Erregung der Leidenschaften setzte und nach ihnen die verschiedenen Arten derselben bestimmte, unterhielt ihn mehr als dass sie wesentlichen Einfluss auf seine Auffassung geübt hätte; wirksamer war Klopstocks biblisches Drama »Salomo«, das ihn sogar zu einem Trauerspiel »Belsazar« reizte. Wol erst als Leipziger Student las er des Aristoteles »Poetik« in der Übersetzung von Curtius. »Ich erinnere mich recht gut«, schrieb er den 6. Mai 1797 an Schiller, »dass ich vor dreissig Jahren diese gelesen, und doch auch von dem Sinne des Werks gar nichts begriffen habe«. Curtius hatte seine Übersetzung nicht blos mit weitläufigen sachlichen Anmerkungen, sondern auch mit Abhandlungen von dem Wesen und wahren Begriffe der Dichtkunst, von den Personen eines Heldengedichts, von der Absicht des Trauerspiels, von den Personen und den Vorwürfen der Komödie und von der Wahrscheinlichkeit ausgestattet. Das Trauerspiel sollte nach Curtius die Triebe der Menschlichkeit pflegen, erwecken und unterhalten, Liebe zur Tugend,

Hass des Lasters bewirken und die Leidenschaften verbessern. Das war jene sittliche Richtung, die Goethe als Knabe dem Vater gegenüber vertheidigt hatte, als es galt, den Nutzen seines Theaterbesuches hervorzukehren, die auch Lessing längere Zeit verfocht. Aber weder diese noch andere theoretische Schriften, die er in dem gelehrten Leipzig las, übten eine nachhaltige Wirkung auf ihn, dagegen ergriff ihn Lessings »Minna«, die auch auf seine eigenen Versuche Einfluss gewann. Alle Stücke beurtheilte er rein nach dem Eindrucke, den sie auf ihn machten. So verspottete er den aufgeblasenen Tugendübermuth des gespreizten »Medon« seines Lehrers Clodius; vor Gerstenbergs »Ugolino« hatte er alle Achtung, aber seine Grässlichkeit stiess ihn ab. In Lessings »Dramaturgie« begeisterte ihn die Verwerfung der beschränkenden, von den Franzosen aufgezwungenen drei Einheiten, da sie seinem eigenen Freiheitsdrang entsprach, wie die bewundernde Hinweisung auf Shakespeares Riesengeist zu der staunenden Verehrung des britischen Meisters stimmte, die ihn in Strassburg mächtig hinriss: aber von der Theorie und den Regeln des Dramas konnte jetzt bei ihm um so weniger die Rede sein, als er sich durch Shakespeare über jede Beschränkung hinweggerückt fühlte. Alles schien ihm jetzt einzig auf dem Geist des Dichters zu beruhen, der, Natur und Geschichte durchdringend, aus lebendigem Gefühle heraus dichte. Herders warme Anregung trug über Lessings verständig geistreiche Entwicklung den Sieg davon: was sollte ihm eine trockene, vom dichterischen Geist, der allein das Echte und Rechte fühle, verlassene Theorie, was abgezogene Regeln des nüchtern beobachtenden Kunstrichters! Sulzers Artikel über das Drama in dessen damals gepriesener »Allgemeiner Theorie der schönen Künste« hielt er für die schwächsten von allen. Als er dessen Schrift: »Die schönen Künste in ihrem Ursprung, ihrer wahren Natur

und besten Anwendung« in den »Frankfurter gelehrten Anzeigen« besprach, schien ihm der als grosser Philosoph gerühmte Verfasser in seiner Theorie das arme Publikum nach Art der Alten mit einer exotischen Lehre abzuspeisen; diese Bogen seien nur für den Schüler, der Elemente suche, und für den ganz leichten Dilettanten nach der Mode. Solle irgend eine spekulative Bemühung den Künsten nützen, so müsse sie gerade den Künstler angehen, seinem natürlichen Feuer Luft machen; um diesen allein sei es zu thun, dieser dürfe keine Seligkeit des Lebens fühlen als in seiner Kunst, müsse da, in sein Instrument versunken, mit allen seinen Empfindungen und Kräften leben. »Gott erhalte unsere Sinnen und bewahre uns vor der Theorie der Sinnlichkeit, und gebe jedem Anfänger einen rechten Meister!« rief er aus. Da ein solcher aber nicht immer und überall zu haben, so wünschte er von einem Künstler und Liebhaber eine Schilderung seiner Bemühungen, der Schwierigkeiten, die ihn am meisten aufgehalten, der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, des Geistes, der in gewissen Augenblicken über ihn gekommen und ihm auch sein Leben erleuchtet, bis er zuletzt, immer zunehmend, sich zum mächtigen Besitz hinaufgeschwungen.

Um alle Regeln dramatischer Dichtung und insonderheit die Tragödie unbekümmert, wollte er nur den Gegenstand, der ihn ergriffen hatte, mit allen Kräften packen und ihn zu hinreissender Darstellung bringen. So hatte er, ohne nach der Theorie zu fragen, mit leidenschaftlicher Lust und aller Stärke, die er in sich fühlte, die freie Dramatisirung der Geschichte des Götz unternommen, um das Bild dieses letzten Ritters, der im Kampf mit der entarteten Zeit seinen Untergang gefunden, der Nachwelt in anschaulicher Gestalt vorzustellen, ohne an die Bühne zu denken. Mit gleicher Begeisterung wollte er das Leben

und den Tod des Sokrates dramatisiren, damit dieser philosophische Heldengeist, welcher der Nichtswürdigkeit zum Opfer gefallen, in seinem vollen Licht erscheine. Mit künstlerischer Meisterschaft sollte das innere Leben seines Gegenstandes frisch empfunden vor die Seele des Lesers treten. Der erste Entwurf seines »Götz« schien ihm zu seinem Ärger nur *gedacht*, und denselben Vorwurf machte er der bald darauf erscheinenden »Emilia Galotti«, wie hoch dieses Trauerspiel auch sonst stehen möge; denn man könne das Warum von jeder Scene, ja fast von jedem Worte auffinden. Vom Drama wandte er sich bald ab, die griechischen Lyriker erfüllten seine Seele, besonders Pindar, und schon begann er zu ahnen, »Schönheit und Grösse würden sich mehr in sein Gefühl weben«, so dass er »Gutes und Schönes thun, reden und schreiben werde, ohne dass er es wisse«. Mit innigstem Genusse las er in Herders »Fragmenten« dessen Äusserungen über die Art, wie bei den Griechen Gedanke und Empfindung den Ausdruck gebildet, wie alles Leben der Dichtkunst ausgestorben, seit der Ausdruck nichts als Kunst geworden, da man ihn von dem, was er ausdrücken solle, abgetrennt, seit man die Dichtung der Mutter Natur entführt, in das Land der Kunst gebracht und als eine Tochter der Künstelei angesehen. Das »Gewäsche« der Theoretiker, das auch in einer »Menge dramatischer Blätter« sich ergoss, war ihm gründlich verhasst, die Bühne zuwider geworden, da sie »dem Eigensinne eines tausendköpfigen und ungebildeten Publikums und dem Muthwillen der Schreiber- und Übersetzerzunft ausgesetzt bleibe«. Wie sehr er aber trotz seines genialen Dranges, ja gerade durch diesen zur künstlerischen Ausbildung, besonders zur zusammenstimmenden Einheit strebte, zeigt seine Bearbeitung des Entwurfes des »Götz«. »Meine Ideale wachsen täglich aus an *Schönheit* und *Grösse*«, durfte er wenige Monate später einem Freunde vertrauen.

Schwebten ihm aber auch die höchsten idealen Forderungen vor der Seele, so drängte es ihn doch in den gangbaren Formen seine dramatische Kraft zu versuchen, »damit die Kerls sehen«, schrieb er, »dass nur an mir liegt Regeln zu beobachten und Sittlichkeit, Empfindsamkeit darzustellen«. Der Zufall führte ihm die Geschichte Clavigos zu, die er »mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit« dramatisirte, doch übte er daran nicht allein seine dramatische Feder, sondern schuf ein in sich vollendetes, die Seele hinreissendes bürgerliches Trauerspiel. Daneben sann er auf »grosse« Dramen, wozu er, wie er einem Freunde verräth, das interessante Detail in der Natur und in seinem Herzen fand.

An Merciers »Du Théâtre« (1773) nahm er fast nur insofern Theil, als dieser sich gegen manche gangbare Vorurtheile richtete, seine Prüfung der Ansichten der bisherigen Poetiken über das Theater berührte ihn kaum; wie er selbst über die dramatische Form dachte, sprach er in der Einleitung eines auf bildende Kunst bezüglichen Anhanges aus, den er dem Übersetzer H. L. Wagner lieferte. »Es ist endlich einmal Zeit, dass man aufgehöret hat, über die Form dramatischer Stücke zu reden, über ihre Länge und Kürze, ihre Einheiten, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug alle hiess. Auch geht unser Verfasser ziemlich stracks auf den Inhalt løs, der sich sonst so von selbst zu geben schien. Deswegen gibts doch eine Form, die sich von jener unterscheidet, wie der innere Sinn vom äussern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt sein will. Unser Kopf muss übersehen, was ein anderer Kopf fassen kann, unser Herz muss empfinden, was ein anderes füllen mag. Das Zusammenwerfen der Regeln gibt keine Ungebundenheit, und wenn ja das Beispiel gefährlich sein sollte, so ists doch im Grunde besser, ein verworrenes Stück machen als ein kaltes. Freilich

wenn mehrere das Gefühl dieser innern Form hätten, die alle Formen in sich begreift, würden wir weniger verschobne Geburten des Geists anekeln. Man würde sich nicht einfallen lassen, jede tragische Begebenheit zum Drama zu strecken wie jeden Roman zum Schauspiel zerstückeln!... Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres, allein sie ist ein- für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menschen zum Feuerblick sammeln. Aber das Glas! Wems nicht gegeben wird, wirds nicht erjagen; es ist, wie der geheimnissvolle Stein der Alchymisten, Gefäss und Materie, Feuer und Kühlbad. So einfach, dass es vor allen Thüren liegt, und so ein wunderbar Ding, dass just die Leute, die es besitzen, meist keinen Gebrauch davon machen«. Dem wahren dramatischen Dichter stellt er darauf denjenigen entgegen, der für das Theater arbeiten will; dieser müsse freilich die Natur auf sich beruhen lassen, dagegen die Bühne studiren, was er mit launiger Geringschätzung ausführt.

Dieselbe Stellung zur Theorie behauptete Goethe während der elf ersten Weimarischen Jahre, wenn auch seine Anschauung zu grösserer Reinheit gelangte, der stürmische Drang sich beruhigte und das Lesen der alten Tragiker seinen Einfluss übte. Der Plan der »Iphigenie«, in welcher er den Kampf mit Euripides wagte und dem antiken Drama ein von christlicher Humanität erfülltes entgegenzustellen gedachte, führte ihn auch zu dem Fabelbuche des Hyginus, aus welchem er die Sagen vom Geschlechte des Tantalus sich lebhaft einprägte. Dass er ihn nicht, um Stoffe zu finden, aufgeschlagen, er noch weniger sich bewusst war, dass Hyginus bei vielen Geschichten den Inhalt griechischer Tragödien wiedergebe, zeigt die Äusserung an Schiller vom 29. August 1798: »Hygin hat mir auch, so oft ich ihn aufgeschlagen, Freude gemacht; es wird mir sehr lieb sein, ihn einmal im ganzen mit Ihnen durchzugehen«. Von

einer damaligen Beschäftigung mit der »Poetik« des Aristoteles zeigt sich keine Spur, ja die oben angeführte Äusserung an Schiller von 1797 beweist, dass er diese seit den sechziger Jahren nicht mehr gelesen. So scheint denn Vahlens Annahme in der Abhandlung »Aristoteles und Goethe« (1874), dem Dichter habe, als er in Italien von dem Plane einer »Iphigenie in Delphi« überrascht wurde, die Äusserung des Aristoteles von der tragischsten Art der Handlung vorgeschwebt, schon hiernach kaum annehmbar. Wenn Goethe erzählt, er habe das Glück gehabt, als er in aller Frühe von Cento wegfuhr, zwischen Schlaf und Wachen den Plan zu dieser zweiten »Iphigenie« rein zu finden[1], worin es einen fünften Akt und eine Wiedererkennung gebe, deren nicht viele aufzuweisen sein sollten, er selbst habe darüber wie ein Kind geweint, so stimmt er hierin nach Vahlen ganz mit Aristoteles überein, der als beste Art der Lösung die bezeichnet, wenn der, welcher eine Schreckensthat ausführen will, in diesem Augenblick durch die Wiedererkennung davon abgehalten wird. Auf diese bei Hygin gefundene Wendung sei Goethe bei Umbildung seiner »Iphigenie auf Tauris« gekommen, und sie habe ihn wegen ihrer hohen Rührung ausserordentlich angesprochen, wobei wir denn auch hören, Goethe habe keine andere Wirkung der Tragödie gekannt, als die mächtige Erregung des Mitleides. Dass Goethe wie ein Kind weinte, geht nicht auf die stoffliche Wirkung, die künstlerische Freude war es, die ihm die Thränen entlockte. Er selbst äusserte gegen Schiller, eigentlich sei es das Schöne, das Wahre, was ihn, oft bis zu Thränen, rühren könne. Auch sein Souffleur in den »Lehrjahren« weint nicht bei den sogenannten rührenden Stellen, sondern bei den schönen,

[1] Vgl. meine Ausführung im »Literaturblatt für Germanische und Romanische Philologie« 1881, 239 f.

»aus welchen der reine Geist des Dichters gleichsam aus hellen, offenen Augen hervorsieht«. Riemer berichtet, er habe gesehen, wie bei grossen, edlen, rührenden Zügen und Motiven aus der Geschichte, der Kunst, dem Leben der Menschen Goethe Thränen in die Augen gekommen, habe er selbst sie erzählt oder sie von andern vortragen hören. So rührte den Dichter auch die einzige Schönheit des tragischen Motivs, dass die leidenschaftliche Verzweiflung der Elektra diese fast getrieben den Tod des Orest an der eigenen Schwester zu rächen, deren hohe sittliche Reinheit den Bruder gerettet und die Unbändigkeit des Geschlechts des Tantalus gesühnt hatte. Goethe selbst sagt dreissig Jahre später, wenn diese Scene gelungen, so wäre nicht leicht etwas Grösseres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. Das Grosse lag eben in dem durchgeführten Kontraste der von gleich inniger Liebe getriebenen Schwestern, das Rührende in der glücklichen Abwendung der grausen That, der aus dem schaurigsten Unglück in die wonnigste Freude versetzten Elektra und der nach so fürchterlicher Noth erfolgten Wiedervereinigung der drei Geschwister. Wir wissen gar nicht, dass Goethe die von Aristoteles erörterte Frage besonders erwogen hat, wie er ja auch manches andere, was in der »Poetik« behandelt wird, nicht weiter verfolgt.

Führte ihn auch das italienische Theater zu manchen Betrachtungen über das, was auf das Volk besonders wirke und was den Italienern als Südländern eigen sei, suchte er auch besonders über den Charakter ihres Singspiels ins Klare zu kommen, zu theoretischen Betrachtungen über die Tragödie gelangte er nicht. Von Rom schreibt er am 6. Juli 1787, er habe in Italien so viele Gelegenheit, über allerlei Kunst zu denken, dass sein »Wilhelm Meister« recht anschwelle, aber diese Gedanken dürften sich mehr auf die bildende Kunst bezogen haben, die Dichtung nur zur Vergleichung

herangezogen worden sein. Freilich sollte schon nach dem Plane des Romans auf Veranlassung des »Hamlet« über Shakespeare gehandelt werden, und auch die Vergleichung des Dramas mit dem Roman, die wir jetzt V, 7 finden, dürfte im Entwurf ausgeführt gewesen sein, aber jedenfalls erhielt diese erst später ihre jetzige knappe Darstellung. Schiller schrieb im Jahre 1795 an Körner, Goethe sei bei der Revision des Romans auf eine interessante Materie über den Unterschied des Romans und des Dramas gekommen, und wir wissen, dass er im fünften Buche auf Schillers Erinnerung wegen des »theoretisch-praktischen Gewäsches« über die Schauspielkunst »die Schere wirken liess«.

Als Goethe 1791 die Leitung des herzoglichen Theaters übernahm, fand er die deutsche Bühne äusserst verwildert; von Originalität, Erfindung, Charakter, Einheit und Ausführung eines Kunstwerks habe niemand den mindesten Begriff, schrieb er damals an Reichardt. Dem Geschmack des Publikums musste er, besonders da nur ein mässiger Zuschuss vom Herzog gegeben wurde, zunächst Rechnung tragen, blos dadurch suchte er die Bühne etwas aus dem Schlendrian zu bringen, dass er auf lebendiges Zusammenspiel wirkte und von Zeit zu Zeit ein bedeutendes Stück brachte. So gelang es ihm mit Shakespeares »König Johann«, auch mit seinem eigenen »Grosskophta«, wogegen sein »Egmont«, auf dessen Wirkung er zuversichtlich gerechnet hatte, misslang. Leider hatte letzterer auch durch Schiller in der »Literaturzeitung« eine Beurtheilung erfahren, mit deren künstlerischer Würdigung Goethe nichts weniger als einverstanden sein konnte. Dieser, der sich viel mit der Theorie des Dramas beschäftigt, hatte das Stück zu der dritten Gattung der Tragödie gerechnet, deren Stoff Charaktere seien, wobei er die Frage unerörtert liess, ob diese von Shakespeare aufgebrachte Gattung mit dem letzten Zweck der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, sich vertrage.

Gleich am Anfange von Goethes Verbindung mit Schiller kam es zu manchen Verhandlungen über die Kunst, und es ward der Wirkung des Dramas gedacht, besonders in Bezug auf die vom Freunde beabsichtigten »Malteser«, zu deren Vollendung Goethe drängte; aber auf die eigentliche Theorie der Tragödie ging man nicht ein. Im Mai 1795 kam Goethe an die letzte Durchsicht des fünften Buches der »Lehrjahre«, worin er den Unterschied zwischen Roman und Drama bezeichnete, ohne des Epos, von dem jener eine Abart ist, (er nennt seinen Roman ein »Pseudoepos«), irgend zu gedenken. Diese Dichtarten, heisst es hier, seien nicht allein durch ihre äussere Form verschieden, dadurch, dass in dem einen die Personen reden, in dem andern von ihnen erzählt werde, sondern auch durch ihren Inhalt. Der Roman stelle vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten, das Drama Charaktere und Handlungen dar, woraus mehrere Eigenthümlichkeiten beider gefolgert werden. Weiter ist hervorgehoben, dass im Roman der Zufall sein Spiel haben dürfe, aber immer durch die Gesinnungen der Personen gelenkt werden müsse, er wohl pathetische, aber nie tragische Situationen hervorbringen dürfe, wogegen im Drama das Schicksal walte, das die Menschen ohne ihr Zuthun durch unzusammenhängende äussere Umstände zu einer unvorhergesehenen Katastrophe hindränge; dieses müsse immer fürchterlich sein, im höchsten Sinne tragisch werde es, wenn es schuldige und unschuldige Thaten in eine unglückliche Verknüpfung bringe. Schiller war mit diesen Bestimmungen, über die Goethe ausführlicher mit ihm sprach, ganz einverstanden, besonders zog ihn der Gegensatz des Zufalls und des Schicksals an, den Goethe zuerst entschieden betonte. Bei seinem Plane des »Wallenstein« bedauerte er, dass das eigentliche Schicksal in demselben noch zu wenig, der eigene Fehler des Helden noch zu viel zu seinem Unglück thue, doch tröstete er sich einiger-

massen mit dem Beispiele des »Macbeth«, wo auch das Schicksal viel weniger Schuld habe als der Mensch selbst. In der Verspottung der neuen Tragiker, welche die »Xenien« brachten, liess er den Schatten Shakespeares fragen, woher diese denn das grosse gigantische Schicksal nähmen, »welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt«. In denselben »Xenien« spottet Schiller auch über die Behauptung des an Gräcomanie leidenden Fr. Schlegel, das endliche Resultat der griechischen Tragödie sei »die höchste Harmonie im allergewaltigsten, aber dennoch schönen Schmerz«, wogegen das der neuern »die höchste Disharmonie der zerrütteten Natur im dissonirenden Weltall, dessen tragische Verworrenheiten sie im getreuen Bilde schrecklich abspiegele«.

Zu theoretischen Betrachtungen über das Drama wurde Goethe erst im März 1797 geführt, als er zu Jena mit der Vollendung von »Hermann und Dorothea« beschäftigt war, in welche schon der Plan eines zweiten Epos hereinspielte. Seine damaligen Gespräche mit Schiller »brachten alle Ideen über epische und dramatische Kunst in Bewegung« und liessen diesen, der unterdessen Shakespeare und Sophokles las, »tiefere Blicke in das Wesen der Kunst thun«. Nach Goethes Abreise bildeten das epische und das dramatische Gedicht den fortlaufenden Gegenstand der brieflichen Verbindung, da der Plan des »Wallenstein« Schiller in steter Bewegung hielt, Goethe sich mit dem seines zweiten Epos trug. In der Tragödie beruhe der Hauptpunkt auf Erfindung einer poetischen Fabel, bemerkte Schiller; die Charaktere seien bei den Griechen nicht Individuen, wie bei Shakespeare und Goethe, sondern mehr oder weniger idealische Masken, doch leide die Wahrheit dabei nichts, da sie blos logischen Wesen ebenso entgegengesetzt seien wie Individuen. Goethe fügte den Vergleich mit der bildenden Kunst hinzu, wo die Gestalten gleichfalls Abstrakte seien, die ihre Höhe

durch den Stil erhielten, über den er gleich nach seiner Rückkehr aus Italien sich in einem besonderen Aufsatze ausgesprochen hatte. Der Jenaische Freund meinte, den Künstlern und Dichtern geschehe schon dadurch ein grosser Dienst, wenn man sie belehre, was man von der Wirklichkeit fallen lassen müsse. Goethe gestand, wie viele Vortheile er bei seinem epischen Gedicht von der bildenden Kunst gehabt, da bei einem gleichzeitigen, sinnlich vor Augen stehenden Werke das Überflüssige weit mehr auffalle, als bei einem, das in der Succession vor den Augen des Geistes vorübergehe; im ganzen und einzelnen, meinte er, komme alles darauf an, dass in der Handlung kein Moment dem andern gleich sei, die Charaktere zwar bedeutend von einander abständen, aber doch unter *ein* Geschlecht gehörten.

Zunächst wurde Goethe durch eine »kritisch-historisch-poetische Arbeit« über die patriarchalische Überlieferung des Zuges der Kinder Israel in der Wüste von diesen theoretischen Gedanken abgebracht; er las aber neben dem alten Testament und Eichhorns Einleitung in dasselbe eifrig den Homer und vertiefte sich in Wolfs »Prolegomena«, wobei ihm die »wunderlichsten Lichter« aufgingen. Einige durch Homer angeregte Gedanken über das epische Gedicht theilte er dem Freunde mit. Der Verstand, bemerkte er, mache an dieses, da es mit der grössten Ruhe und Behaglichkeit angehört werden solle, vielleicht mehr Anforderungen als an andere Dichtarten. Eine Haupteigenschaft desselben schien ihm, dass es immer vor- und zurückgehe, wonach alle retardirenden Motive episch seien, doch dürften es keine eigentlichen Hindernisse sein; diese gehörten ins Drama. Sollte das Erforderniss des Retardirens, welches durch die beiden Homerischen Gedichte so überschwenglich erfüllt werde, wesentlich und unerlässlich sein, so würden alle geradehin nach dem Ende zu schreitenden Plane völlig zu

verwerfen sein oder als eine subordinirte historische Art angesehen werden müssen. Umgekehrt sei es mit dem Drama. Diese Idee leuchtete Schiller ganz ein, doch glaubte er nach Goethes Äusserung über die Ruhe und Behaglichkeit, mit welcher das epische Gedicht angehört werden solle, einen andern Hauptcharakter desselben zu erkennen, dessen gerades Gegentheil sich im Drama finde, die Selbständigkeit seiner Theile. Der Zweck des epischen Dichters sei die aus dem Innersten herausgeholte Wahrheit; er schildere uns blos das ruhige Dasein und Wirken der Dinge nach ihren Naturen; sein Zweck liege schon in jedem Punkte seiner Bewegung. Da er uns die höchste Freiheit des Gemüthes erhalte, so errege er alle Anforderungen, die in der Integrität und in der allseitigen vereinigten Thätigkeit unserer Kraft gegründet seien. Ganz im Gegentheil raube uns der tragische Dichter unsere Gemüthsfreiheit, und indem er unsere Thätigkeit nach einer Seite richte und concentrire, vereinfache er sich sein Geschäft um vieles. Schiller ging hier von dem leidenschaftlichen Gange des Dramas aus, während Goethe seine Beobachtung an den Homerischen Gedichten gemacht hatte, und so setzte er an die Stelle des Verstandes im Gegensatze zu der leidenschaftlichen Aufregung des Dramas die Integrität aller Theile. Goethe[1] dankte Schiller für die fortgesetzten Betrachtungen über das epische Gedicht und sprach die Hoffnung aus, dieser werde bald nach seiner Art in einer schönen Folge die Natur und das Wesen desselben entwickeln. Er selbst habe unterdessen das Gesetz der Retardation einem höhern unterzuordnen gesucht, und es scheine

[1] Dieser Brief findet sich vollständig zuerst in der vierten Ausgabe des Briefwechsels (Nro. 301), die Vollmer nach den Handschriften mit grösster Sorgfalt gegeben und dadurch zuerst eine sichere Grundlage geschaffen hat. Auch Schillers Antwort, die früher in zwei Briefen in umgekehrter Folge gegeben war, ist hier zuerst richtig gestellt.

ihm unter demjenigen zu stehen, welches gebiete, dass man von einem guten Gedichte den Ausgang wissen könne, ja müsse, und eigentlich das *Wie* blos das Interesse machen dürfe; dadurch erhalte die Neugierde gar keinen Antheil, und so könne, wie Schiller sage, sein Zweck in jedem Punkte seiner Bewegung liegen. Auch habe das epische Gedicht den grossen Vortheil, dass seine Exposition, möge sie noch so lang sein, den Dichter gar nicht genire, ja, dass er sie, wie in der Odyssee sehr künstlich geschehen sei, in die Mitte des Werkes legen könne. »Denn auch diese retrograde Bewegung ist wohlthätig; aber eben deshalb, dünkt mich, macht die Exposition dem Dramatiker viel zu schaffen, weil man von ihm ein ewiges Fortschreiten fordert und ich würde das den besten dramatischen Stoff nennen, wo die Exposition schon ein Theil der Entwicklung ist«. Sein neuer epischer Plan habe keinen einzigen retardirenden Moment, sondern alles schreite von Anfang bis zu Ende in einer geraden Reihe fort. Nun frage es sich, ob sich ein solcher Plan auch für einen epischen ausgeben könne, da er unter dem allgemeinen Gesetz begriffen sei, dass das eigentliche *Wie* und nicht das *Was* das Interesse mache, oder ob ein solches Gedicht zu einer subordinirten Klasse historischer Gedichte gehöre. Schiller möge sehen, wie sich diese zerstreuten und flüchtigen Gedanken etwa besser ausarbeiten und verknüpfen liessen. Er selbst habe bis jetzt keine interessantere Betrachtung als über die Eigenschaften der Stoffe, inwiefern sie diese oder jene Behandlung forderten. Der Freund meinte, die Forderung des Retardirens folge unzweifelhaft aus einem höhern epischen Gesetze, dem auch wol auf einem andern Wege Genüge geschehen könne. Es gebe zwei Arten des Retardirens: die eine liege in der Art des Weges, die andere in der Art des Gehens, und die letztere könne, wie ihm scheine, auch bei dem geradesten Wege sehr gut stattfinden.

Goethes Formel, dass eigentlich nur das *Wie*, nicht das *Was* beim epischen Gedichte in Betrachtung komme, schien ihm zu allgemein und auf alle pragmatischen Dichtarten anwendbar. Schiller fand den Unterschied zwischen dem Epiker und dem Dramatiker darin, dass die Handlung beim letztern der Zweck, beim erstern nur Mittel zu einem absoluten ästhetischen Zwecke sei, woraus er sich vollständig erklären könne, weshalb dieser rascher und direkter fortschreiten müsse, jener bei einem zögernden Gange besser seine Rechnung finde. Auch scheine ihm daraus zu folgen, dass der Epiker wol thue, sich solcher Stoffe zu enthalten, die den Affekt der Neugierde oder der Theilnahme schon für sich selbst stark erregten, wobei also die Handlung zu sehr als Zweck interessire, um sich in den Grenzen eines blosen Mittels zu halten. Dieses fürchte er einigermassen von Goethes neuem Plane, doch dürfe er seiner poetischen Übermacht über den Stoff das Mögliche zutrauen. In einer Nachschrift ging er auf das von Goethe über die Exposition Bemerkte ein. Es gebe dramatische Stoffe, wo die Exposition nicht blos ein Theil der Entwicklung, sondern gleich Fortschritt der Handlung sei. Dem Epiker möchte er eine Exposition gar nicht zugestehen, wenigstens nicht in dem Sinne, wie sie der Dramatiker gebrauche. Bei jenem seien Anfang und Ende beinahe von gleicher Bedeutung, und es müsse deshalb die Exposition nicht, weil sie zu etwas führe, sondern weil sie selbst etwas sei, uns interessiren, wogegen der Dramatiker, weil er seinen Zweck in die Folge und an das Ende setze, den Anfang mehr als Mittel behandeln dürfe. Letzterer stehe unter der Kategorie der Kausalität, der Epiker unter der Substantialität; bei jenem dürfe etwas als Ursache von etwas anderem dasein, bei diesem müsse sich alles um seiner selbst willen geltend machen. Wenn Goethe sich in seiner Antwort mit dem vom Freunde über Drama und

Epos Gesagten sehr einverstanden erklärte, so bezog sich dies mehr auf die Gründe, die Schiller gegen seine Bemerkungen angeführt hatte, als auf dessen eigene Aufstellungen, die er nicht bestreiten mochte, doch konnte er sich nicht enthalten, in einer Nachschrift noch einige Sätze in Bezug auf ihre »dramatisch-epische Angelegenheit« aufzustellen, bei denen er die Zustimmung des Freundes voraussetzen zu dürfen glaubte. Im Einklang mit dem, was er unter Schillers Beistimmung früher über den Unterschied des Romans und des Dramas bemerkt hatte, äusserte er: »Im Trauerspiel kann und soll das Schicksal oder, welches einerlei ist, die entschiedene Natur des Menschen, die ihn blind da- oder dorthin führt, walten und herrschen; sie muss ihn niemals zu seinem Zweck, sondern immer von seinem Zweck abführen, der Held darf seines Verstandes nicht mächtig sein, der Verstand darf gar nicht in die Tragödie entriren als bei Nebenpersonen zur Desavantage des Hauptheldeu u. s. w. Im Epos ist es gerade umgekehrt: blos der Verstand, wie in der Odyssee, oder eine zweckmässige Leidenschaft, wie in der Ilias, sind epische Agentien«.

Goethe las darauf wieder einmal die alte Übersetzung der »Poetik« des Aristoteles. Er fand, dieser halte sich ganz an die Erfahrung, und er trete, wenn er dadurch etwas zu materiell werden sollte, dafür auch meistens desto solider auf. Wenn er dessen ganze Ansicht der Dichtkunst sehr belebend fand, so musste ihm dagegen die Aufstellung von A. W. Schlegel in der Beurtheilung von »Hermann und Dorothea«, wonach das Epos gar keine Einheit habe, es keine einfache untheilbare Handlung sei, äusserst haltlos scheinen, da es danach aufhören würde, ein Gedicht zu sein. »Ich habe indessen über unsere bisherigen Verhandlungen einen Auszug aus Ihren Briefen gemacht«, meldet er Schiller, den er zur weiteren Ausarbeitung der Sache aufforderte. Dieser Aufsatz »Ueber epische und dramatische Dichtung

von Goethe und Schiller«[1] enthält gar nichts von Schiller, sondern nur Goethes eigene Ansicht. Wie er die Unterscheidung von Roman und Drama damit begonnen hatte, dass wir in beiden menschliche Natur und Handlung sehen, so geht er auch hier von dem beiden Dichtarten Gemeinsamen aus, dass sie den Gesetzen der Einheit und der Entfaltung unterworfen seien, woran sich die Ähnlichkeit der Gegenstände und die Verwendung aller Arten der Motive schliessen. Der grosse wesentliche Unterschied beruhe darin, dass der Epiker die Begebenheit als vollkommen *vergangen vortrage,* der Dramatiker als vollkommen *gegenwärtig darstelle.* In dem Gegensatze des *Vortrages* und der *Darstellung* folgt er dem Aristoteles. Freilich hatte die Übersetzung in der Begriffsbestimmung der Tragödie den wichtigen Punkt, dass sie von *Spielenden* dargestellt werde, ganz verwischt, aber in der weiteren Erörterung las er doch auch hier: »Die Nachahmung geschieht durch handelnde Personen«. Den Unterschied des *Vergangenen* und *Gegenwärtigen* führte er nicht weiter aus, sondern bemerkte, die Gesetze beider Dichtarten könne man am besten aus der Art des Vortrages herleiten, wenn man sich den *Rhapsoden* mit seinem *ruhig horchenden,* den *Mimen* mit seinem *ungeduldig schauenden und hörenden* Kreise denke; daraus müsse sich ergeben, was jeder dieser Dichtarten am meisten fromme, welche Gegenstände und Motive sie vorzüglich wählen werde. Bei den Gegenständen hebt er wieder zunächst das Gemeinsame hervor; sie sollen rein menschlich, bedeutend und pathetisch sein: dann erst geht er auf den Gegensatz ein, dass das Epos vorzüglich persönlich beschränkte Thätigkeit, die Tragödie persönlich beschränktes Leiden vorstelle. So konnte er die Bestimmung

[1] Er befindet sich nicht mehr beim Briefwechsel; dass er die Überschrift ursprünglich gehabt, kann man bezweifeln. Vgl. Vollmer I, 370.

umgehen, dass die Tragödie durch Furcht und Mitleid wirke, die eben durch die anschauliche Darstellung des Leidens erregt werden. Schiller hatte in einem frühern Aufsatze als Zweck der Tragödie Rührung, als ihre Form Nachahmung einer zum Leiden führenden Handlung bezeichnet. Weiter wird hervorgehoben, dass das epische Gedicht den ausser sich wirkenden, die Tragödie den nach innen geführten Menschen vorstelle, wonach sich für das erstere die Forderung einer gewissen sinnlichen Breite ergebe, während die Handlungen der echten Tragödie nur wenigen Raumes bedürfen. Sodann geht er auf die Motive über, von denen das Drama sich vorzüglich der vorwärtsschreitenden bediene, das epische Gedicht fast ausschliesslich der rückwärtsschreitenden, die retardirenden in beiden Dichtarten von grösstem Vortheil seien, die zurückgreifenden und vorgreifenden in beiden zur Vervollständigung dienten. Auch wie die ihnen gemeinsamen drei Welten zum Anschauen gebracht werden, ist erörtert: bei der nächsten physischen Welt stehe der Dramatiker meist auf *einem* Punkte fest, während der Epiker sich freier in einem grössern Lokal bewege; die entferntere physische Welt, die Natur, bringe der Epiker durch Gleichnisse näher, deren sich der Dramatiker sparsamer bediene. Endlich wird die verschiedene Art der Behandlung aus dem Gegensatze des Rhapsoden und Mimen hergeleitet. Der erstere werde die Zuhörer zu beruhigen suchen, nach Belieben rück- und vorwärts greifen, da er es nur mit der Einbildungskraft zu thun habe, dagegen wolle der Mime, dass man die Leiden seiner Seele und seines Körpers mitfühle, seine Verlegenheiten theile und sich selbst über ihn vergesse. »Der zuschauende Hörer muss von Rechts wegen in einer steten sinnlichen Anstrengung bleiben, er darf sich nicht zum Nachdenken erheben, er muss leidenschaftlich folgen; seine Phantasie ist ganz zum Schweigen gebracht, man darf keine Ansprüche an sie

machen, und selbst was erzählt wird, muss gleichsam darstellend vor die Augen gebracht werden«. Von der sittlichen Forderung, die man in den Aristoteles hineintrug, war hier keine Rede; das Drama soll nur die der Kunstform eigene Wirkung auf die Zuschauer üben, diese sollen durch die persönliche Darstellung ergriffen, hingerissen werden.

Hiermit waren die theoretischen Verhandlungen über Epos und Drama zwischen den Freunden abgebrochen; erst nach der Rückkehr aus der Schweiz, wo ein epischer »Tell« Goethe aufgegangen war, als Schiller schon an der Ausführung seines »Wallenstein« mit voller Seele arbeitete, aber auch zuweilen dem einfachern Plane seiner »Malteser« nachhing, wurden sie wieder aufgenommen. Als Goethe am 23. December den im April entworfenen, jetzt vielleicht neu durchgesehenen Aufsatz über beide Dichtarten an Schiller sandte, schrieb er, seit einigen Tagen habe er sich dieser Kriterien beim Lesen der Ilias und des Sophokles und bei der Motivirung einiger epischen und tragischen Gegenstände bedient und sie sehr brauchbar, ja entscheidend gefunden, obgleich danach sein »Hermann« sich dem Drama näherte. Schiller freute sich besonders der Herleitung des Unterschiedes aus der Gegeneinanderstellung des Rhapsoden und des Mimen sammt ihren Auditorien. Nichts könne einen bei einer dramatischen Ausarbeitung so streng in den Grenzen der Dichtart halten, als eine möglichst lebhafte Vorstellung der wirklichen Repräsentation auf der Bühne, eines angefüllten und bunt gemischten Hauses, wodurch die affektvolle, unruhige Erwartung, mithin das Gesetz des intensiven und rastlosen Fortschreitens und Bewegens, einem so nahe gebracht werde. Doch schlägt er noch ein anderes Hülfsmittel zur Veranschaulichung dieses Unterschiedes vor. Da die dramatische Handlung sich vor dem Dichter bewege, so sei er streng an die sinnliche Gegenwart gefesselt, seine

Phantasie verliere alle Freiheit, dagegen könne er beim Epos, wo er sich um die Begebenheit bewege, einen ungleichen Schritt halten. Dies stimme auch sehr gut mit dem Begriff des Vergangenseins, welches als stillestehend gedacht werden könne, und dem Begriffe des Erzählens, da der Erzähler schon am Anfange und in der Mitte das Ende wisse, ihm folglich jeder Moment der Handlung gleichgeltend sei, und er so durchaus eine ruhige Freiheit behalte. Goethe hatte diesen Gegensatz sich doch anders gedacht. Endlich fügte Schiller noch hinzu, in beiden finde ein reizender Widerstreit der Dichtung als Gattung mit der einzelnen Dichtart statt; denn die Dichtung als solche mache alles Sinnliche gegenwärtig, wie sie das Gegenwärtige vergangen mache, alles Nahe durch Idealität entferne, und so werde die Tragödie in ihrem höchsten Begriff immer zum epischen Charakter hinauf-, das epische Gedicht zum Drama herunterstreben. Goethe, der gerade die scharfe Trennung der Arten forderte, konnte darauf so wenig eingehen, als auf die von Schiller in Aussicht genommene Reform des Dramas, die von der Oper ausgehen solle; es war ihm eine zu luftige Spekulation des Augenblicks.

Sonderbar wurden beide Freunde fast ein halbes Jahr später durch W. von Humboldts ausführliches Werk über »Hermann und Dorothea« überrascht, welches eine neue, von der ihrigen weit abgehende Theorie der Dichtkunst aufstellte. Humboldt unterschied zwei Dichtarten nach den beiden Zuständen der allgemeinen Beschauung und der bestimmten Empfindung; auf der Wechselwirkung der dichterischen Einbildungskraft mit der erstern beruhe das Epos, auf der mit der andern die lyrische Poesie, zu der im weitesten Sinne auch das Drama gehöre. Die beiden verbündeten Dichter mussten dieser ganz neuen Eintheilung gegenüber auf ihrer Unterscheidung des Epos und des

Dramas bestehen, ja Schiller bekannte dem alten Freunde, dass er in seiner neuen Theorie die Folge seiner verfehlten ästhetischen Richtung sehe, auf die er selbst nicht ohne Einfluss gewesen, da sie sich gemeinschaftlich gewöhnt hätten, die Metaphysik der Kunst unmittelbar auf die Gegenstände anzuwenden. Goethe und er hätten epische und dramatische Dichtung auf einfachere Weise unterschieden. Sie könnten die Tragödie sich nicht so weit ins Lyrische verlieren lassen; diese sei absolut plastisch wie das Epos, ja Goethe meine sogar, sie verhalte sich zur Epopöe wie die Skulptur zur Malerei. Nur insofern grenze die Tragödie an das Lyrische, als sie das Gemüth in sich selbst hineinführe. »Uns scheint, dass Epos und Tragödie durch nichts als durch die vergangene und gegenwärtige Zeit sich unterscheiden. Jene erlaubt Freiheit, Klarheit, Gleichgiltigkeit, diese bringt Erwartung, Ungeduld, pathologisches Interesse. Auch meint Goethe mit Grunde, däucht mir, dass man die Natur des Epos vollständig aus dem Begriff der Circumstantien des Rhapsoden und seines Publikums deduciren könne, und dass sogar die Rohheit und die gemeine, ungebildete Natur des ihn umgebenden Auditoriums auf die epische Form einen entschiedenen Einfluss habe, wenigstens auf das Homerische gehabt habe, das der Kanon für alle Epopöe ist«. Das war freilich eine sehr ungenaue, fast roh umrissene Darstellung der von Goethe gegebenen Gegenüberstellung des Epos und des Dramas, aber wir sehen daraus doch, dass Schiller wesentlich an dessen Scheidepunkt beider Dichtarten festhielt. Wenn Goethe kurz darauf an Schiller schrieb, er habe wieder neue »Grillen« über das Tragische und Epische, so konnten diese durch seine Motivirung der ersten Gesänge seines »Tell« und die ersten Akte von Schillers »Piccolomini« veranlassten Gedanken unmöglich mit dem ihm feststehenden Grundunterschiede beider Dichtarten im Widerspruch

sein. Auf die Theorie von der Furcht, dem Mitleid und der tragischen Rührung liess sich Goethe nicht näher ein, aber er und Schiller setzten letztere nicht blos in persönliches Mitleid, in eine weiche Seelenstimmung, beschränkten ebensowenig die durch die Tragödie anzuregende Wirkung auf Furcht und Mitleid. Über den Schluss des »Wallenstein« äusserte Goethe, der Fall sei wol einzig, dass, nachdem alles, was Furcht und Mitleid zu erregen fähig sei, erschöpft gewesen, mit Schrecken geendet werde. Bei Gelegenheit seiner »Iphigenie in Delphi« hörten wir ihn äussern, dass, wäre der Schluss derselben gelungen, nicht leicht etwas *Grösseres* und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden wäre. Schiller bemerkte, der Fabel seiner »Maria Stuart« fehle es an der tragischen Qualität, besonders daran nicht, dass man die Katastrophe gleich in der ersten Scene sehe und die Handlung, indem sie sich davon wegzubegeben scheine, ihr immer näher geführt werde, so dass es an der Furcht des Aristoteles nicht fehle, und das Mitleid werde sich auch schon finden, aber das Pathetische müsse hier mehr eine allgemeine tiefe Rührung, als ein persönliches individuelles Mitleid sein. Schiller löste die weitern Fragen über die Gestaltung der Tragödie thatsächlich. Wie sehr er auch mit Goethe auf strenges Reinhalten jeder Dichtart hielt und deshalb dem Dilettantismus scharf entgegentrat, so wurde es ihm doch immer klarer, dass man sich den Gattungsbegriff der Tragödie stets beweglich halten müsse, dass jeder Stoff seine eigene Form fordere.

Er hatte eben seine drei ersten grossen Kunstdramen vollendet, als sich Herder im zweiten Stücke der »Adrastea« mit scharfer Bitterkeit wider diese neue grossartige Tragödie ausliess, indem er mit Verleugnung alles dessen, was er vor fast dreissig Jahren begeistert verkündet hatte, läuternde Wirkung forderte, wie sie die Griechen von der

Tragödie verlangt und in ihr erreicht hätten. »Ihr tragischen Ärzte, die ihr uns statt dieser ausführenden und stillenden Tropfen Tollwurzel oder Ipecacuanha reicht«, rief er aus, »was denkt ihr zu Aristoteles? ‚Er hat uns kein Recept zu geben!' Ich noch minder«. Er stützt sich auf seine sehr fehlerhafte Übersetzung der Aristotelischen Begriffsbestimmung der Tragödie: »Nachahmung einer emsig betriebenen (?), vollständigen, Grösse habenden Handlung in einer anmuthig-gebildeten Rede, deren jede Form für sich in abgetheilten Schranken wirkt (?), und zwar (?) nicht durch Verkündigung oder Erzählung, sondern durch Erbarmen (?) und Furcht die Läuterung solcherlei Leidenschaften (?) vollendend«. An einer andern Stelle sagt er gar, das Trauerspiel solle die Reinigung der Leidenschaften *beenden*, doch wünschte er später, er hätte *vollziehend* statt *vollendend* gesetzt. »Rühren und nichts als rühren ist der schlechteste oder vielmehr kein letzter Zweck des Trauerspiels«, liess er sich vernehmen. »Muss man denn nicht wissen, wofür, wodurch, wozu man gerührt werde?« Die dramatische Poesie solle »durch Furcht für uns, durch Theilnehmung an unseres Gleichen zu Ordnung und Läuterung unserer Leidenschaften von allerlei Art leiten«; sie läutere und ordne Leidenschaften, die zur Erhaltung unserer selbst gehören; »Ehrgeiz, Neugierde, Übermuth, kränklichen Gram, Misstrauen, Unzufriedenheit, Kleinmuth u. s. w. reinige sie, alle durchs rechte Mass der Furcht«. Die verbündeten Dichter liessen sich durch Herders Bitterkeit in ihrer feststehenden Ansicht nicht irren, dass die Kunst ihren Zweck in sich habe, die Tragödie das Leiden der Menschen und das Walten des Schicksals zur Darstellung zu bringen habe. Schiller schritt siegreich auf seiner Bahn voran, er wagte sogar den Kampf mit der antiken Bühne und liess in seiner »Braut«, wie er sagt, Furcht und Schrecken in ihrer ganzen Kraft wirken, aber auch die sanftere Rührung

zu ihrem Rechte kommen, und obgleich er früher gemeint, ihm sei nur eine rein poetische Wirkung möglich, räumte er doch, wie er selbst gegen Humboldt gesteht, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas ein. Goethe, der längst der Tragödie entsagt, ja vor dem Unternehmen einer solchen wahren Schrecken empfunden hatte, trat mit dem ersten Stücke einer Trilogie auf, die er aber nicht zu Ende führte. In ihren Unterhaltungen spielte auch die Theorie des Dramas eine Rolle und sie versuchten darin mancherlei. So wollte Schiller Goethes Behauptung, es gebe nur sechsunddreissig tragische Situationen, nicht gelten lassen, aber es gelang ihm nicht einmal so viele aufzufinden. Ein einaktiges grausames und erschütterndes Trauerspiel, in welchem zuletzt nur zwei Leichen auf der Bühne blieben, wurde gemeinsam eingehend motivirt. Mit Schillers Tode hörten zunächst Goethes theoretische Betrachtungen über Epos und Drama auf, doch an seiner Grundansicht hielt er unerschüttert fest.

Als er im Sommer 1813 veranlasst war den Gegensatz zwischen Shakespeare, den Alten und den Neuesten auszusprechen, streifte er kaum die Theorie, wenn er in den alten Dichtungen das Unverhältniss zwischen Sollen und Vollbringen, in den neueren das zwischen Wollen und Vollbringen als vorherrschend bezeichnete. Sieben Jahre später ging er auf den in Italien ausgebrochenen Streit zwischen Klassikern und Romantikern ein und nahm an Manzoni lebhaften Antheil, aber auch diesmal berührte er das Wesen der Tragödie nicht. Im November 1825 veranlasste ihn Griepenkerls »Lehrbuch der Ästhetik« sich gegen die seit Batteux allgemein gangbare Viertheilung der Dichtkunst auszusprechen. »Alle Poesie soll belehrend sein, aber unmerklich«, schrieb er damals; »sie soll den Menschen aufmerksam machen, wovon sich zu belehren werth wäre; er muss die Lehre selbst daraus ziehen, wie

aus dem Leben«. Im nächsten Jahre liess er aus dem Briefwechsel mit Schiller den Aufsatz »über epische und dramatische Dichtkunst« am Anfange des sechsten Bandes von »Kunst und Alterthum« abdrucken. In demselben Hefte sah er sich veranlasst, den Nachweis zu liefern, dass Aristoteles der Tragödie keinen sittlichen Zweck zuweise. Der grosse Mann scheine in seiner Begriffsbestimmung zu verlangen, bemerkt er, dass die Tragödie durch Darstellung Mitleid und Furcht erregender Handlungen und Ereignisse von den genannten Leidenschaften das Gemüth des Zuschauers reinigen solle. Zur Widerlegung dieser Ansicht gibt er eine Übersetzung jener berühmten Stelle, die aber den Worten Zwang anthut, ja der unmittelbar folgenden Erörterung widerspricht. Uns geht nur der Schluss an. Dieser lautet: »nach einem Verlauf aber von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung der Leidenschaften ihr Geschäft abschliesst«. Unter *Katharsis* verstehe Aristoteles »die aussöhnende Abrundung, welche eigentlich von allem Drama, ja von allen poetischen Werken gefordert werde«. Aber es ist doch von der »Katharsis solcher Empfindungen« (nicht *Leidenschaften*) die Rede, und wollte man auch die Fassung der Katharsis als *Ausgleichung, Versöhnung* gelten lassen, so bezieht sie sich doch keineswegs auf die poetische Fabel, keineswegs auf die Sühnung, Lösung, wie Goethe später sagt, der Handlung. Über den eigentlichen Sinn des Ausdrucks verweisen wir auf Baumgart »Aristoteles, Lessing und Goethe« (1877). Dass Aristoteles an keinen sittlichen Zweck gedacht haben könne, hat Goethe richtig gefühlt und am Schlusse jenes Aufsatzes, wie auch im Briefe an Zelter vom 29. März 1827, scharf ausgesprochen. Lässlicher that er dies in einem Gespräche, das er, nachdem der Aufsatz abgedruckt war, mit Eckermann über die in Hegelscher Überspannung abgefasste Schrift von Hinrichs »Das Wesen der antiken Tragödie« hielt. »Ich habe nichts

dawider«, so lässt Eckermann Goethe sprechen, »dass ein dramatischer Dichter eine sittliche Wirkung vor Augen habe; allein wenn es sich darum handelt, seinen Gegenstand klar und wirksam vor den Augen des Zuschauers vorüberzuführen, so können ihm dabei seine sittlichen Endzwecke wenig helfen, und er muss vielmehr ein grosses Vermögen der Darstellung und Kenntniss der Bretter besitzen, um zu wissen, was zu thun und zu lassen. Liegt im Gegenstande eine sittliche Wirkung, so wird sie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge als seines Gegenstandes wirksame und kunstgemässe Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, so wird seine Wirkung immer sittlich sein, er mag sich stellen wie er wolle«. Wenige Tage später äusserte er gegen denselben: »Ein grosser dramatischer Dichter, wenn er zugleich produktiv ist und ihm eine mächtige, edle Gesinnung beiwohnt, die alle seine Werke durchdringt, kann erreichen, dass die Seele seiner Stücke zur Seele seines Volkes wird . . . Ein dramatischer Dichter, der seine Bestimmung kennt, soll daher unablässig an seiner höhern Entwicklung arbeiten, damit die Wirkung, die von ihm auf das Volk ausgeht, eine wohlthätige und edle sei«. Mit Aristoteles hielt er darauf, dass jede Dichtart die ihr eigene Wirkung übe, und er war lebhaft bestrebt, die bei jeder dazu gehörenden Mittel sich klar zu machen und zu benutzen, die Hauptsache aber lag seiner Überzeugung nach darin, dass der Dichter selbst etwas sei, etwas fühle, denke und wolle, das auszusprechen der Mühe lohne, die sittliche Wirkung werde dann von selbst sich einstellen.





5. ÜBER DIE ANORDNUNG GOETHESCHER SCHRIFTEN.

VON

WILHELM SCHERER.

I.

Goethe ist auch in der Anordnung seiner Werke immer Künstler. Er lässt nicht pedantischen Zwang, sondern künstlerische Freiheit walten. Verwandtschaft des Motives, der Form, des Stiles hält benachbarte Stücke zusammen. Allmähliche Übergänge vom Nahen zum Fernen, vom Bekannten zum Geheimnissvollen führen bedeutende Gedanken mit sich. Zuweilen aber merkt man, dass äusserliche, fast geschäftliche Rücksichten ihr Recht verlangten, dass der Umfang der Bände zu Trennungen und Vereinigungen zwang, die in der Sache nicht begründet waren, dass kleinere und dem allgemeinen Antheil ferner liegende Stücke nebenbei untergesteckt wurden, dass im einzelnen Bande das Wichtige für das weniger Wichtige entschädigen sollte und dgl.

Für die »Schriften« von 1787 bis 1790 war ein Band Singspiele beabsichtigt, der fünfte. Als aber Goethe wider Erwarten den Egmont und Tasso, welche unvollendet

herauskommen sollten, fertig geben konnte; da wurden die Operetten vertheilt: Claudine und Erwin erschienen hinter dem Egmont im fünften Bande; Lila hinter dem Tasso im sechsten; Jery und Scherz, List und Rache hinter dem Faust im siebenten.

Von den Jugendwerken, dem Werther, Götz und den Mitschuldigen geht diese erste Sammlung aus. Der Roman macht den Anfang; Dramen bilden die Mitte; Gedichte stehen am Schluss: das Ganze ist umrahmt von der Zueignung und den Geheimnissen, die, wie man weiss, zusammengehören. Aber pedantisch wird auch dieser Plan nicht festgehalten, wie der siebente und achte Band zeigen.

Für den siebenten ist der Faust wesentlich. Nach dem ursprünglichen Plane sollte sich daran unmittelbar das moralisch-politische Puppenspiel anschliessen. Das folgt jetzt, weil der Faust-Band auch Operetten aufnehmen musste, erst im achten: Prolog, Jahrmarktsfest, Pater Brey, Dr. Bahrdt. Hierauf »Vermischte Gedichte«, welche in eine Gruppe von Liedern und Sprüchen auslaufen, deren Gegenstand der Künstler und die Kunst ist. Wie passend schliesst sich daran Hans Sachsens poetische Sendung und »Auf Miedings Tod«. Jedes dieser Gedichte hat ein besonderes Titelblatt, aber die Columnenüberschrift »Vermischte Gedichte« wird bei ihnen fortgeführt. Es folgen Künstlers Erdenwallen und Apotheose, jedes durch besonderes Titelblatt und Columnenüberschrift als ein besonderes Stück bezeichnet. Noch einmal also lenkt Goethe aus den Gedichten ins Dramatische ein. Aber es wäre schwer, die tiefe Absicht zu verkennen, die ihn dabei leitete. In Kunstgedichte und in Verherrlichung des Künstlers klingt die ganze Sammlung seiner Schriften aus; und das Fragment der Geheimnisse fügt dann noch einen letzten Accord hinzu.

In der ersten Cottaschen Ausgabe sind die Gedichte hier herausgenommen und an die Spitze des Ganzen ge-

stellt. Der Übelstand ward vermieden, dass die Gedichte hinter dem Dr. Bahrdt eintraten, ohne dass ein Übergang vorhanden war. Fehlen die Kunstgedichte an der alten Stelle, so ergibt sich dafür ein anderer um so schönerer Zusammenhang. Der achte Band von 1808 bringt, um das Inhaltsverzeichnis wörtlich wiederzugeben: »Faust. Puppenspiel. Fastnachtsspiel. Bahrdt. Parabeln. Legende. Hans Sachs. Mieding. Künstlers Erdenwallen. Künstlers Apotheose. Epilog zu Schillers Glocke. Die Geheimnisse«. Man erkennt die frühere Folge und ihre Veränderungen. Faust ist der jetzige erste Theil; das Puppenspiel ist natürlich das Jahrmarktsfest mit seinem Prolog. Das Fastnachtsspiel ist der Pater Brey, der schon in den Schriften nur die Columnenüberschrift »Ein Fastnachtsspiel« führte. Die Parabeln tragen folgenden Specialtitel, dem die Vorderseite eines neuen Blattes (S. 297) eingeräumt ist:

P a r a b e l n. | werden fortgesetzt | bis zum Dutzend | wodurch man | den hier angedeuteten | C h a r a c t e r | völlig zu umzeichnen hofft | und zugleich | unserer Zeit | welche das Characteristische | in der Kunst | so sehr zu schätzen weiss | einigen Dienst zu leisten | glaubt.

Auf der Rückseite (S. 298) beginnt dann unter I. das Gedicht »Ein Meister einer ländlichen Schule«; S. 300 unter II. »Da er nun seine Strasse ging«. Daran schliesst sich mit besonderem Titelblatt S. 301 »Legende«: (S. 303) »Als noch, verkannt und sehr gering« — die Legende vom Hufeisen.

Man sieht, worauf es abgesehen war, was diese Dinge mit Faust gemein haben: sie stehen wie die Anfänge des Faust unter Hans-Sachsischem Einflusse; der Stil des sechzehnten Jahrhunderts, Lieblingsstoffe des sechzehnten Jahrhunderts feiern in ihnen ihre Wiedergeburt.

So folgt denn mit Recht Hans Sachsens poetische Sendung. Dieses Gedicht aber macht den Übergang zur

Verherrlichung des Künstlers. Und unter der hierzu bestimmten Gruppe hat sich der Epilog zu Schillers Glocke eingefunden. Wo stünde er schöner als hinter Künstlers Erdenwallen und Apotheose, in denen des Künstlers irdisches Leid tröstend durch seinen Nachruhm aufgewogen erscheint.

Ein eigenthümliches Band schlingt sich um verschiedene Personen, wenn man sich den Inhalt der Gruppe näher vergegenwärtigt: Hans Sachs; die Theilnehmer der alten Weimarer Bühne: Corona Schröter, Mieding; Schiller; der Humanus der Geheimnisse: Herder. Und in dem Künstler des Erdenwallens ein Stück von dem jungen Goethe selbst, der nicht nur bildende Kunst übt, sondern sie als ein Symbol künstlerischer Thätigkeit überhaupt erfasst und mit Wendungen aus Rousseaus Pygmalion die Göttin, die er malt, die Gestalt, die er schafft, als einen Theil seines Selbst begrüsst: »Du bist ich, bist mehr als ich, ich bin dein«. Aber auch wo er andere feierte und ihr Wirken für die Kunst verherrlichte, hatte er an seine eigenen Ideale gedacht. Hans Sachs und Mieding sollten ursprünglich den achten Band und so seine »Schriften« überhaupt »für diesmal« schliessen. Er meldet es aus Rom 23. Februar 1788 und setzt hinzu: »Wenn sie mich indessen bei der Pyramide zur Ruhe bringen, so können diese beiden Gedichte statt Personalien und Parentation gelten«.

Und noch mehr! Die Zueignung steht jetzt ohne besondere Überschrift an der Spitze der Geheimnisse, wo sie ursprünglich hingehörte. Und so reiht sich nicht nur ein hoher Begriff von Poesie hier ein, der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit, worin Goethes Jünglingserkenntniss, die Schönheit als Dämmerung, neuen Ausdruck gewinnt, sondern es gesellt sich auch in der Figur der Wahrheit Frau von Stein den anderen verbundenen Gestalten bei, welche hier den Dichter umgeben.

In dem neunten Theile der zweiten Cottaschen Ausgabe von 1817 ist der eben geschilderte Band beisammen geblieben. Nur hat die Zueignung wieder ihren alten Platz an der Spitze des Ganzen einnehmen müssen; und der wiederaufgefundene Satyros ist hinzu gekommen sowie das Neueste von Plundersweilern. Beide im »Inhalt« so verzeichnet:

Faust.
Puppenspiel.
Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.
Das Neueste von Plundersweilern.
Fastnachtsspiel.
Pater Brey.
Satyros.
Bahrdt.
Parabeln. U. s. w.

In der Überschrift der Parabeln heisst es nun: »Sie werden fortgesetzt | « u. s. w.

Auch die dritte Cottasche Ausgabe hält an der Gruppirung fest, nur muss sie zwei Bände dafür einräumen: den zwölften und dreizehnten (beide von 1828). Jenen für den Faust, den ersten Theil und ein Stück des zweiten. Diesen für das Puppenspiel und alles folgende. Hinter den Geheimnissen werden untergebracht: »Maskenzüge. Carlsbader Gedichte. Des Epimenides Erwachen«. Wofür sich eine Art Rechtfertigung immerhin finden liesse: man wird aber doch bedauern, dass der alte schöne Abschluss verloren ging.

Jedenfalls hat Goethe an der früh geplanten Zusammenordnung des Faust mit dem Puppenspiel und anderen Hans-Sachs-artigen Gedichten und an dem weiteren Gedanken, die Verherrlichung des alten Meistersängers zugleich symbolisch für den Künstler überhaupt zu nehmen und daraufhin mit sonstigen Ehrengedichten zu verbinden — er hat daran bis zuletzt festgehalten; so dass ich schon hier die Frage

nicht unterdrücken kann: was gab späteren Herausgebern das Recht, von Goethes klar vorliegendem Plane abzuweichen, die von ihm gegründete Gruppe auseinanderzunehmen, den von ihm gewollten Zusammenhang zu zerstören?

Die drei Cottaschen Ausgaben werden im folgenden durch A, B und C bezeichnet. A ist also die zwölfbändige von 1806 bis 1808; B die zwanzigbändige von 1815 bis 1819; C die vierzigbändige, erst durch die nachgelassenen Werke auf 55 und später 60 Bände gebrachte, von 1827 bis 1830, die »Vollständige Ausgabe letzter Hand«. Die beigesetzten Ziffern bezeichnen die Nummer des Bandes.

A B C werden durch die Gedichte eröffnet, während diese nicht blos in den »Schriften«, sondern auch in den »neuen Schriften« von 1792 bis 1800 den Schluss gebildet hatten.

A scheint unter dem Gesichtspunkte der Confession angelegt, wie denn der Plan zu Dichtung und Wahrheit um jene Zeit gefasst und bald darnach ausgeführt wurde. Die Gedichte sind Bekenntnisse, wie das Einleitungsgedicht ausdrücklich sagt. Der Wilhelm Meister, der sich anschliesst (A 2. 3), enthält auch Bekenntnisse. Die Dramen, welche wieder die Mitte füllen (A 4—9), beginnen mit den ältesten: Laune des Verliebten, Mitschuldigen; dazu als ein sonst schwer unterzubringendes Stück die Geschwister. Alle drei übrigens verbunden durch biographischen Gehalt; alle drei auch ihrerseits Bekenntnisse. Mahomet und Tancred mochten sich anreihen, weil auch in jenen Jugendarbeiten französische Technik herrschte. Dazu kam noch das Fragment Elpenor, das schon für den sechsten Band der »Schriften« bestimmt gewesen war, aber dann zurückgelegt wurde. Die richtige Stelle dafür war schwer zu finden; am besten doch stand es in B hinter den klassischen Dramen, denen es auch in C folgte, nur allerdings im nächsten Bande.

A 5 enthält dann Götz, Egmont, Stella, Clavigo — die Dramen des Sturmes und Dranges, 1771 bis 1775 erschienen oder entworfen; Prosadramen.

A 6: Iphigenie, Tasso, natürliche Tochter; Dramen klassischen Stiles in fünffüssigen Jamben.

A 7 vereinigt Opern und Operetten. A 8 ist uns bereits bekannt: Faust und was dazu gehört. Am Schluss die Geheimnisse, in denen ein Geheimbund vorschwebt, wie im Wilhelm Meister. Es mag Zufall sein, aber wenn es ein Zufall war, so war es ein geistreicher Zufall, dass der folgende Band A 9 durch den Grosscophta eröffnet wird: neben Humanus-Herder pflanzt sich Cagliostro! Gegen den Zufall und für eine tiefere Absicht spricht die übrige Anordnung des Bandes: Grosscophta; Triumph der Empfindsamkeit; Vögel; Bürgergeneral; Gelegenheitsgedichte (Was wir bringen, Maskenzüge, Paläophron und Neoterpe, Theaterreden). Auch die vier ersten Stücke können Gelegenheitsdichtungen genannt werden. Aber der Grosscophta stünde gewiss neben dem Bürgergeneral, hätten ihn nicht die Geheimnisse in ihre Nähe gezogen.

A 10 bringt: Reineke, Hermann und Dorothea, Achilleis — Epen in Hexametern. Reineke und Hermann halten die Beziehung auf die Zeit, speciell auf die französische Revolution fest. Satirische Neigungen tauchen im achten, neunten und zehnten Bande auf. Der Typus der Gelegenheitsdichtung beginnt auch schon im achten Bande. Der Zusammenhang des Ganzen aber möchte sich etwa so darstellen.

In Wilhelm Meister lernen wir einen ästhetisch strebenden Menschen kennen, den jedoch das praktische Leben in seinen Dienst nimmt, an dem die Zeit ihre Rechte geltend macht. Sein ästhetisches Streben gibt ihm ein Verhältniss zum Theater: Wilhelm Meisters theatralische Sendung sollte der Roman zuerst mit absichtlichem Doppelsinne

heissen. Was Goethe selbst in seinem Wirken für das Theater geleistet, das finden wir zunächst im vierten bis siebenten Bande nach der Folge der Stile, nach dem Unterschiede der Gattungen beisammen. Der achte Band zeigt uns von neuem den Menschen, der strebend sich bemüht: wieder ein Bekenntniss. Der Strebende tritt als Gelehrter, er tritt in verschiedenen Gestalten als Künstler, er tritt als Humanus vor uns hin. Zugleich wird die Reihe der Dramen fortgesetzt; und ein Stil herrscht darin, der zwar aus Goethes Jugend stammt, den er aber für die Fortsetzung des Faust wieder aufnahm und in dem das altdeutsche Wesen sich erneuerte, wie die jüngste Strömung der deutschen Bildung es wollte. Mit dem Faust kam Goethe der patriotischen Romantik entgegen, und es gilt für den Faust, wie für die wiederkehrende Freude an der Gothik: »Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle«.

So ist der achte Band gewissermassen der Höhepunkt der Gesammtausgabe, ihre Pointe. Lenkt er in die Tendenzen der Gegenwart ein, erinnert er an die Kämpfe und Neckereien von Goethes Jugend, so mochte die weitere Folge den Dichter im Conflicte mit seiner Zeit, im Kampfe gegen die Revolution und als einen Lehrer seines Volkes zeigen, dem er tüchtiges Wirken im eigenen Kreise zur heiligen Pflicht macht. Wilhelm Meister soll sich einer Societät anschliessen, welche ihre Besitzthümer gegen Revolutionen sicher zu stellen sucht; er will ein bürgerliches Gewerbe ergreifen. Goethe verherrlicht das deutsche Bürgerthum. In dieser Gruppe der Werke ruht auf Hermann und Dorothea der Accent.

Der elfte und zwölfte Band lenken in das Bekenntniss, ja in die Biographie wieder ein.

A 11 enthält: Werther; Briefe aus der Schweiz, erste und zweite Abtheilung — Wertherstimmung und ihre Reinigung.

A 12 enthält: das römische Carneval; über Italien, Fragmente eines Reisejournals; Cagliostros Stammbaum; Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Cagliostro, in den »Neuen Schriften« (1792) dicht hinter dem Grosscophta, steht hier im Zusammenhange der italienischen Reise — und wieder möge man bedenken, dass Wilhelm Meister am Schlusse der Lehrjahre, zu Ende des dritten Bandes (A 3) nach Italien aufbricht: Werther, die Schweizerreise von 1779 und die italienische Reise bilden wichtige Merkpunkte in Goethes Entwickelung. Aber Cagliostro weist zugleich auch wieder auf die französische Revolution hin: so konnten sich die »Unterhaltungen« anschliessen und das Märchen von der Lilie kam an den Schluss des Ganzen zu stehen — ein schönes, aber räthselhaftes Gebilde, »an nichts und an alles erinnernd«, so dass die »Werke« wie einst die »Schriften« geheimnissvoll-prächtig verklingen.

Die Wahlverwandtschaften wurden 1810 als dreizehnter Band der Werke bezeichnet, offenbar aus geschäftlichen Gründen. Denn sie haben keinen inneren Zusammenhang mit dem Plane der ganzen Ausgabe.

A bildet ganz wesentlich die Grundlage für B. Sogar die äusserlich angefügten Wahlverwandtschaften behaupten ihre Stelle. Die Gedichte füllen zwei Bände B 1. 2; an der Spitze die Zueignung aus A 8. Hierauf B 3. 4 Wilhelm Meister, gleich A 2. 3. Dann B 5 gleich A 4 ohne Elpenor, dafür aus A 9 Paläophron, Was wir bringen, Theaterreden; neu das Vorspiel von 1807. B 6 gleich A 5. B 7 gleich A 6 nebst Elpenor. B 8 gleich A 7, nur dass sich Maskenzüge, Carlsbader Gedichte, Epimenides anschliessen und dadurch der frühere einheitliche Charakter des Bandes zerstört wird. B 9 gleich A 8 mit dem Neuesten von Plundersweilern und dem Satyros, ohne die Zueignung. B 10 gleich A 9, passend vermehrt durch die Aufgeregten, vermindert um die »Gelegenheitsgedichte« (s. B 5. 8). B 11 gleich

A 10, aber hinter der Achilleis die Pandora beigefügt. B 12 gleich A 11. B 13 gleich A 12, nur dass vor den »Unterhaltungen« »die guten Weiber« eingeschaltet sind, eine Novelle gleich dem Hauptinhalt der Unterhaltungen. B 14 gleich A 13. So weit ist im Wesentlichen A wiederholt (vgl. Hempel 29, 321 f.); die Nummern der Bände sind jedesmal um eins gestiegen, weil die Gedichte hier nicht einen, sondern zwei Bände füllen.

Ganz neu für die Gesammtausgabe sind B 15—20. Wir finden in B 15. 16 den Benvenuto Cellini, in B 17—19 die drei ersten Bände und fünfzehn ersten Bücher von Dichtung und Wahrheit; in B 20 Rameaus Neffe, Diderots Versuch über die Malerei, das Gespräch über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke, den Sammler und die Seinigen: lauter Kunstlitteratur, welche besser neben dem Cellini gestanden hätte: wie sie denn wirklich in C zusammengeordnet erscheinen.

In B hat, wie man sieht, keine besondere Sorgfalt gewaltet. C ist wieder mehr mit Bedacht geordnet, aber im einzelnen oft durch die äusserliche Rücksicht bestimmt, dass die Bände magerer werden sollten. Im ganzen und grossen erkennt man noch immer die Grundlage von A. Plan und Ausführung unterlasse ich zu vergleichen: an die letztere halte ich mich; den ersteren findet man bei Hempel 29, 350 und wird ihn mit Nutzen herbeiziehen.

Gedichte füllen die sechs ersten Bände; der fünfte und sechste gehören dem westöstlichen Divan; im vierten findet sich recht sonderbar »Dramatisches« untergesteckt, unter andern Nausikaa und Helena, zwei Gestalten der griechischen Heldensage, aber nicht in griechischer Umgebung.

Der Wilhelm Meister, der in A B auf die Gedichte folgte, hat jetzt den Platz gewechselt. C 7 enthält A 4 ohne den Elpenor, also die Stücke französischen Stils oder Ur-

sprungs; C 8 den Götz und Egmont, die so entschieden zusammengehören und in A 5, B 6 doch weniger gut mit Stella und Clavigo verbunden waren. C 9 ist gleich A 6: Iphigenie, Tasso, natürliche Tochter. Dazu in C 10 der Elpenor; hierauf Clavigo, Stella, Claudine, Erwin, eine wohlbegründete Gruppe; moderne Gegenstände, modernes Costüm, ungefähr zur selben Zeit entstanden. Claudine und Erwin eröffnen zugleich die Reihe der Opern und Operetten, die in C 11 fortgesetzt wird (vgl. A 7), dort aber auch mit Gelegenheitsgedichten zusammenstehen muss, die sich anschliessen: Paläophron, Vorspiel von 1807, Was wir bringen, Theaterreden (vgl. A 9, B 5).

Hiernach die Hans-Sachs-Gruppe: C 12 Faust; C 13 der übrige Inhalt von B 9 nebst den Zuthaten, von denen wir bereits wissen.

Dann der Inhalt von B 10 auf zwei Bände vertheilt und durch die Unterhaltungen der deutschen Ausgewanderten vermehrt, welche als Novellensammlung wie schon früher »Die guten Weiber« so jetzt auch die »Novelle« anzogen: C 14 Triumph der Empfindsamkeit, Vögel, Grosscophta, Bürgergeneral; C 15 Aufgeregten, Unterhaltungen der Ausgewanderten, die guten Weiber, Novelle. Man sieht, die guten Weiber haben den Platz gewechselt: in B 13 standen sie vor den Unterhaltungen, jetzt stehen sie nach den Unterhaltungen. Warum? Dort galt es, mit dem »Märchen« die Unterhaltungen abzuschliessen; hier gilt es, einige auf Anregung der französischen Revolution entstandene oder aus ihr und ihren Zuständen das Motiv schöpfende Sachen beisammen zu halten. Die Reihe beginnt mit dem Grosscophta und endigt mit den Unterhaltungen.

Im fünfzehnten Bande und innerhalb dieser Reihe erfolgt der Übergang vom Drama zur Erzählung. Die Aufgeregten schliessen die dramatische Gruppe ab; die Unterhaltungen beginnen die epische.

Denn dies war der vornehmste Gesichtspunkt der Ausgabe: dass die grossen Gattungen sich von einander sondern sollten. Lyrik zuerst; hierauf Drama; dann Erzählung, welche die litterarischen und Kunstinteressen in sich aufnimmt. Aber nur im Ganzen wird die Trennung festgehalten, im Einzelnen überall durchbrochen. Dass gerade dort, wo die Scheidewände errichtet sein müssten, andere Verbindungen ins Auge fallen und so den Übergang verhüllen, ist recht eigentlich in Goethes Sinne.

Von der Novelle erheben wir uns zum Roman: C 16 bringt den Werther und, was schon in A 11 dazu geordnet war, ins Autobiographische vorgreifend, die Briefe aus der Schweiz. An den Werther reihen sich die Wahlverwandtschaften (C 17), die man immer und mit Recht zu vergleichen pflegt. Wilhelm Meisters Lehrjahre (C 18—20) und Wanderjahre (C 21—23) machen den Übergang zu den autobiographischen Schriften. Auf Dichtung und Wahrheit (C 24—26, die ersten drei Bücher) folgen Italienische Reise, Zweiter Aufenthalt in Rom (C 28—29), Campagne in Frankreich (C 30); dann in C 31 Tag- und Jahreshefte von 1749 bis 1806; in C 32 Tag- und Jahreshefte von 1807 bis 1822 nebst den Aufsätzen zum Andenken an Anna Amalia und Wieland. Die Aufsätze sind innerhalb des betreffenden Zeitraumes (1807 bis 1822) verfasst und folgen gleichsam als Belege für biographische Momente. Im selben Sinne bringt C 33 Recensionen aus den Frankfurter Gelehrten Anzeigen und der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung, das dramatische Fragment Prometheus und Götter, Helden und Wieland. Der Prometheus war verloren gewesen, übrigens durch den Monolog ersetzt; die Farce gegen Wieland war früher nicht abgedruckt worden, um den alten Freund nicht zu kränken: jetzt durften beide wieder auftreten als biographische Denkmale, als Quellenmaterial, wenn man so will, zu Dichtung und Wahrheit.

Die in C 33 mitgetheilten Recensionen hatten den Weg zu wissenschaftlichen Schriften gebahnt. Kunst und Kunstgeschichte ist das vorwaltende Interesse der folgenden sechs Bände: Benvenuto Cellini (C 34. 35), Rameaus Neffe, Diderots Versuch über Malerei (C 36) — in diesen drei Bänden stehen zugleich Übersetzungen beisammen; Winckelmann, Hackert (C 37); endlich Einzelheiten über Kunst und italienische Erinnerungen, welche zum autobiographischen Element zurückleiten (C 38. 39).

Der letzte Band hierauf (C 40) wiederholt den elften der vorigen Ausgabe (B 11): Reineke, Hermann, Achilleis, Pandora. Die erzählende Gruppe geht von der Prosa zu Versen über. Sie hat mit Novellen und Romanen begonnen und läuft in Epen aus. Die ganze Sammlung kehrt zu ihrem Ausgangspunkt, zu Gedichten zurück; und zu allerletzt tritt auch dramatische Form nochmals ein.

Man könnte denken, so wichtige Werke wie Reineke und Hermann seien zum Schluss aufgespart worden, damit nicht Abonnenten absprängen, denen manche Prosaschriften minder interessant sein mochten. Aber wenn dies ein Motiv war, so war es eins neben andern, ein secundäres äusseres neben wichtigen inneren. Fand der Buchhändler dabei seine Rechnung, so fand sie der Künstler noch mehr. Nach trockneren Bänden, worin theoretische Interessen überwogen, noch einmal eine Erhebung zur höchsten ästhetischen Leistung. Der Gelehrte hat das Wort gehabt; zum Schluss ergreift es wieder der Dichter. Der Gelehrte hat im Namen der classischen Kunst geredet; der Dichter trägt altdeutsche Satire, er trägt Bilder aus erlebten Schreckenszeiten in classischen Rhythmen vor. Er kehrt zu den classischen Stoffen selbst zurück: das herrliche, langverkannte Fragment der Achilleis eröffnet die homerische Welt; und Pandora zaubert Urdasein herauf — eine Sage, so eng mit Goethes eigenem Wesen verschmolzen wie

Faust und hier tief symbolisch ausgestaltet, ein erschöpfendes Bild der sittlichen Welt; an Form und Rhythmus so reich, bald classisch, bald romantisch, dass es auch hierin bindet, vereinigt und an viele alte Klänge erinnert, die wir im Eingange der Sammlung vernommen.

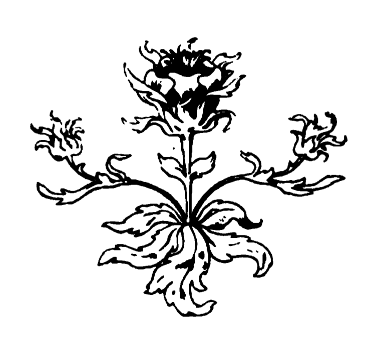
Pandora aber und mithin die gesammte Ausgabe letzter Hand schliesst mit den bedeutungsvollen Worten, welche Eos an Prometheus richtet:

Merke:
Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissens droben.
Gross beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk; die lasst gewähren.

Es kann nicht fehlen, dass Betrachtungen wie die vorstehenden zuweilen über das Ziel hinausschiessen, d. h. dass sie Absichten vermuthen, welche Goethe nicht wirklich gehabt hat. Aber man darf behaupten, dass sie schwerlich etwas enthalten, was sich nicht Goethe gerne gefallen lassen würde. In der Kunst werden mit den Hauptzwecken oft Nebenzwecke erreicht, an welche der Künstler selbst von vornherein nicht dachte, die ihm nachträglich zum Theil auffallen, zum Theil aber auch nicht zum Bewusstsein kommen mögen. Die Betrachtung des späteren Liebhabers wird dann immer im Sinne des Künstlers handeln, wenn sie alle Vortheile seines Verfahrens aufdeckt; aber sie kann sich nicht anmassen, Haupt- und Nebenzwecke, bewusstes Streben und zufälliges Erreichen überall zu scheiden. Die Mannigfaltigkeit möglicher Beziehungen schmückt alle Kunstwerke. Auch in der Poesie folgt man der Führung der Linien mit Entzücken; sie laufen hinüber und herüber; sie durchkreuzen sich; und wer will sagen, welche Schönheiten, die wir entdecken,

der Künstler selbst gesehen und gewollt hat. Wir dürfen ihm darin jedoch eher mehr, als weniger zutrauen. Denn mühelos wird in der Kunst selten etwas erlangt, und hinter jeder Schönheit des Kunstwerkes darf man in der Regel einen Gedanken des Künstlers vermuthen.

Diese Betrachtungen lassen sich fortsetzen und erst recht fruchtbar machen, wenn man die Grundsätze aufsucht, welche Goethe bei der Anordnung seiner Gedichte befolgt haben mag. Es ist meine Absicht, eine solche Fortsetzung später zu liefern und auch praktische Folgerungen für den Herausgeber daran zu knüpfen.





6. Goethe und Schiller.

von

Daniel Jacoby.

I.

Wie Goethe in seinem Götz in stürmischem Kraft- und Freiheitsgefühl gegen Unnatur und Verkünstelung sich auflehnte, während in dem bald darauf folgenden Werther die weicheren Gefühle vorwiegen, welche sich bis zum Weltschmerz steigern, so enthüllt Schiller in den Räubern der Welt sein von revolutionärer Glut erfülltes Wesen, während in den kurz nach dem Trauerspiel erschienenen Gedichten der Anthologie vorwiegend die elegische Weichheit und die düstere Schwermuth einer hochgespannten Jünglingsseele nach dem ergreifendsten Ausdruck ringen. Was Goethe mit starkem Gemüth empfunden, das machte Schiller in seiner Art noch einmal durch. In seinen Jugendwerken wiederholt sich der Sturm und Drang der Goethe'schen in verschiedener Weise, mit nicht weniger intensiver Kraft. Wie der Götz werden die Räuber immer ein gewaltiges Denkmal in der Geschichte unserer Dichtung bleiben. Im Werther freilich, mit welcher Kunstvollendung tritt Goethe uns entgegen;

wie viel Schwulst dagegen und Unreife zeigen noch Schillers Jugendgedichte. — Ohne denen vorzugreifen, welche den Einfluss des Götz und Werther auf Schiller umfassend darzustellen die Aufgabe haben werden, will ich hier betonen, dass auf Schillers Lyrik in der Jugend der Werther eingewirkt hat. Nicht blos die überschwengliche Stimmung, die in den Laura-Gedichten herrscht, nährte sich an dem Romane Goethes. In dem Gedichte »Freundschaft« vom Jahr 1781 drückt Schiller den Gedanken, dass die Natur das Abbild der Gottheit ist, mit dem grossartigen Bilde aus:

> Fand das höchste Wesen schon kein gleiches,
> Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
> Schäumt ihm   die Unendlichkeit.

Gott und Natur heisst es in den »philosophischen Briefen«, die schon 1782 geplant waren und in denen das Gedicht mit einigen Abweichungen sich befindet, Gott und Natur sind zwei Grössen, die sich vollkommen gleich sind. Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Massen . . . vereinzelt. Der Grundgedanke in Schillers Gedicht rührt von Leibniz her und kehrt in der Zeit der Aufklärung mehrfach wieder[1]. Bei dem schönen Bilde am Schlusse des Gedichts schwebte ihm die Stelle aus dem Briefe Werthers vom 18. August vor, der zur aufmerksamen Vergleichung mit dem ganzen Gedichte einladet: »Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem *schäumenden Becher*

[1] Kuno Fischer, Schiller als Philosoph, 1868, S. 24; Gesch. d. neu. Philos. II, 625 f. 1855; vgl. R. Boxberger »Schillers Theodicee« im Archiv f. Litgesch. VIII, 120 f.

des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das Alles in sich und durch sich hervorbringt«. Dazu vergleiche man die Verse im Faust 741 (von Loepers Anmerkung daselbst I[2]).

Weil diese Stelle im Werther als Vorbild Schillers nicht beachtet wurde, erschien das Bild des Kelches in anderen Gedichten seltsam. Schillers Gedankenkreis war, wie er selbst einmal gesteht, kleiner als der Goethes; die Welt seiner Ideen aber durchläuft er mit wunderbarer Schnelligkeit, und die ihm liebgewordenen weiss er immer wieder in neuer Form und gereifter auszusprechen[1]. So wiederholt er auch ein liebgewordenes Bild gern in der verschiedensten Anwendung; ich brauche nur an das vom Regenbogen zu erinnern. In der »Elegie auf den Tod eines Jünglings« heisst es in der 8. Strophe:

> . . Wahrheit schlürft dein hochentzückter Geist,
> Wahrheit, die in tausendfachem Strahle
> Von des grossen Vaters Kelche fleusst.

Noch mehr verflüchtigt sich die ursprüngliche Anschauung des Bildes im Gedichte »Melancholie an Laura« in der 10. Strophe:

> Dieser Kelch, woraus mir Gottheit düftet,
> Laura -- ist vergiftet!

Nicht dasselbe Bild, aber eine ähnliche Anschauung wie am Schlusse des Gedichtes »Freundschaft« schwebt dem Dichter vor, wenn er in der »Todtenfeier am Grabe

[1] Wie die Gedanken in seiner frühesten Abhandlung in den verschiedensten Formen später wiederkehren, versuchte der Vf. zu zeigen in dem Aufsatz »Schiller und Garve«, Archiv f. Litgesch. VII, 104 f.



des Herrn Friedrich von Rieger« [1] aus dem Jahre 1782 am Schlusse sagt:

> (Dort, wo Rieger unter Edens Wonne
> Dieses Lebens Folterbank verträumt,)
> Und die Wahrheit leuchtend wie die Sonne
> Ihm aus tausend Röhren schäumt, . . .

Schiller selbst aber hat bezeugt, wie gewaltig auch auf ihn der Roman gewirkt, in den Goethe — hier ist das Wort keine Phrase — sein bestes Herzblut verströmt hat. In einem Briefe vom Jahre 1785 an Huber findet sich diese bedeutungsvolle Stelle, die zur Erklärung eines bekannten Gedichtes von Schiller noch nicht mit vollem Nachdruck benutzt worden ist [2]. »Enthusiasmus und Ideale, mein Theuerster, sind unglaublich tief in meinen Augen gesunken«. Die Zukunft, so führt Schiller aus, berechnen wir nach einem augenblicklich höhern Kraftgefühl, ohne die widerstehende Materie zu beachten. Wie die Kugel, in die Luft geworfen, nicht in der gewollten Richtung verbleibt, sondern einen Bogen macht, so geht es mit menschlichen Planen. Er tröstet sich »über das menschliche Schicksal seiner übermenschlichen Erwartungen« und fährt fort: »Hier fällt mir eine Periode [3] aus dem Werther bei, den meine Phantasie — durch welche leise Ahndung? weiss ich nicht — aus meinen Kinderjahren aufbehalten

---

[1] Ausg. von Hempel I, 2, 79; Gödeke krit. Ausg. I, 357; nach dem Originaldrucke jetzt im Archiv f. Litgesch. X, 394 f.

[2] Wie ich nachträglich gefunden, hat nur R. Boxberger (Schillers Werke I, 90, Grote), ohne weiteren Zusatz, einen Theil der Briefstelle angeführt.

[3] So bei K. Gödeke, Briefwechsel Schillers mit Körner I², 38 f. Es muss aber offenbar *ein Periode* heissen. Noch im Xenion »Zum Geburtstag«, das Schiller zugeschrieben wird, heisst es: »wie in der Prosa dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft«.

hat. Es ist ein Orakel, das über mein ganzes Leben scheint ausgesprochen zu sein: »Es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft. Ein grosses dämmerndes Ganze liegt vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt sich darin, und wenn das Dort nun Hier wird, ist alles nach wie vor, und unser Herz lechzt nach entschlüpftem Labsal«. Schiller citirt in abgekürzter und nicht wörtlicher Fassung, ein Zeichen, dass er die Stelle auswendig wusste. Im Briefe Werthers vom 21. Junius steht: »O! es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft. Ein grosses dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, grossen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen — und ach! wenn wir hinzu eilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist Alles vor wie nach und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale«.

Den Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit hat Schiller oft dargestellt: aus der späteren Zeit erinnere ich nur an das Gedicht »Sehnsucht« (1801) »Ach! aus dieses Thales Gründen . .« — Aber es gibt eines, bei welchem ihm jene Stelle im Werther lebhaft vorschwebte. Durch die Hinweisung auf jenes »über sein Leben ausgesprochene Orakel« erhält das Gedicht eine neue Beleuchtung. Ich meine den »Pilgrim« vom Jahre 1803; in der Form der Romanze spricht Schiller die Geschichte seines Lebens aus. Auch dem Pilgrim liegt ein »grosses, dämmerndes Ganze« vor der Seele; trotz nimmermüden Strebens und Wanderns erreicht er sein Ziel nicht. Der Strom führt ihn zu einem grossen Meer, aber er ist dem Ziele nicht näher, der Himmel will die Erde nicht berühren

»Und das Dort ist niemals Hier!« —

Wie das Gedicht aufzufassen ist, ergibt sich aus dem Gesagten von selbst. H. Düntzers Erklärung:[1] »Eine Allegorie, dass auf Erden nichts besteht, sondern alles in ewigem Wechsel begriffen, das Irdische nirgends himmlisch, unvergänglich ist« — wird kaum jemand folgen wollen. Zu erwähnen aber ist seine Bemerkung, die sich auf äussere Angaben stützt, dass Schiller im Jahre 1803 vielleicht nur einen früheren Entwurf überarbeitet hat[2].

II.

Wie sehr Goethes Freundschaft Schiller in der Festigung seines Kunstgefühls, der Einsicht in das Wesen wahrer Dichtung gefördert hat, ist bekannt. Aber Schiller hat auch durch Goethe, was nicht genug beachtet ist, Anregung in bestimmten Fällen erhalten. Sein Geist bahnte sich selber den Weg; auch wo er Fremdes aufnahm, drückte er ihm den Stempel seiner eigenen grossartigen Persönlichkeit überall auf. Allein im Bewusstsein eines Mangels, der ihm die ungetrübte Freude an seinen eigenen Schöpfungen neidisch entzog, rang er nach der Vollendung, die er in Goethes Dichtungen bewunderte. Jenes

---

[1] Schillers lyr. Ged. erl., 1877, II[2], 34.

[2] Im Übrigen erinnert Schillers Brief an Huber, seinem Inhalte nach, merkwürdig an den Brief Werthers vom 9. Mai im II. Buch. Darauf macht mich Dr. Friedrich Sehrwald in Eisenach brieflich aufmerksam; ebenso dass Schiller im Jahre 1787 eine Geschichte aus dem Sanskrit »Dya-Na-Sore oder die Wanderer« angezeigt hat (Hempel 14, 507). Vier Söhne verlassen die Heimat, um das Land der Wahrheit zu suchen. Der Weg führt durch Wüsten, Abgründe, über reissende Ströme. Schiller tadelt die »schlecht gehaltene Fabel« und vor allem die »barbarische« Vermengung »des Abstracten mit dem Symbolischen«. Möglich, dass Schiller durch jene indische Geschichte zu der balladenartigen Fassung seines Gedichts angeregt wurde, aber wie auch Friedrich Sehrwald zugibt: »Das dem Pilgrim zu Grunde liegende Gefühl wohnte Schiller von seiner Kindheit an inne; der ideelle Gehalt seines Gedichts zog seine Nahrung aus den Stellen im Werther«. —

Epigramm in den Votivtafeln kann nur an Goethe gerichtet sein:

> Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
> Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

Goethes Schöpfungen in den neunziger Jahren, den Wilhelm Meister, Hermann und Dorothea, die Elegien, die Balladen, den Faust — sie hat von den Mitlebenden niemand mit so reiner Neigung empfunden, mit so eingehendem und allseitigem Verständniss zu würdigen vermocht wie Schiller. Tief ergriff ihn der Roman; er hat Schillers dichterische Stimmung beständig rege erhalten; er musste, das empfand Schiller[1], eine wichtige Krise seines Geistes hervorrufen. Jene gewaltige, unruhige Bewegung erfasste ihn, welche bei schöpferischen Geistern die Vorbotin grosser Thaten ist. Schillers Ausführungen über das Werk Goethes in Briefen an ihn spiegeln sein innerstes Wesen ab; zuweilen decken sie sich ganz mit den in poetischer Form ausgesprochenen Gedanken. So sagt er, Wilhelm Meister mit Therese vergleichend, von ihm: sein Werth liegt in seinem Gemüth, nicht in seinen Wirkungen, in seinem Streben, nicht in seinem Handeln; . . . dagegen kann eine Therese — der er übrigens nicht den Sinn für eine höhere Natur abspricht — und ähnliche Charaktere ihren Werth immer in barer Münze aufzählen. Ebenso im Epigramm »Unterschied der Stände« in den zuerst 1797 veröffentlichten Votivtafeln:

> Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
> Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.

---

[1] S. den denkwürdigen Brief vom 2. Juli 1796, und Goethes Bekenntniss, was er Schiller verdanke, vom 7. Juli.



Und wenn er von dem Gesammteindruck des Werkes redend ihm eine unendliche Tiefe bei einer ruhigen Fläche nachrühmt und diese Goethe selbst als eigenthümlich zuschreibt, so schildert er dessen Genius wie in dem Epigramm »Genialität«. — Die Geständnisse besonders in den Briefen an Körner bezeugen, wie die Lieder im Wilhelm Meister ihn begeisterten, sich in der Gattung zu versuchen, die ihm sonst ferner gelegen, des rein lyrischen Gedichtes. Von dem kleinen Liede Mignons im achten Buche des Romans »So lasst mich scheinen, bis ich werde«, schreibt Schiller den 27. Juni 1796 an Körner: »es ist himmlisch, es geht nichts darüber«. Gerade in den Gedichten Schillers aus diesem Jahre zeigt sich das Streben nach einfacher Schönheit und Anschaulichkeit. Er geht von einem bestimmten Gegenstand, einer bestimmten Situation oder Empfindung aus und lässt der Phantasie mehr Freiheit. Schon das Gedicht »Die Theilung der Erde« vom Jahre vorher zeigte eine entschiedene Annäherung an Goethes Art. Da es anonym erschienen war, wäre selbst Körner »nach dem Anfang eher auf Goethe als Verfasser gefallen«. Vom »Mädchen aus der Fremde« aus dem Jahre 1796 bemerkt Körner: »Das Bild steht noch in der Gestalt vor uns, in der es empfangen wurde«. Und Schiller in seiner Antwort, da er zugleich von »Pompeji und Herculanum« redet, dem Gedichte desselben Jahres, äussert, in beiden Gedichten habe er seine Manier zu verlassen gesucht, und es sei eine gewisse Erweiterung seiner Natur, wenn ihm diese neue Art nicht misslungen sei. Im einfachen Liebesliede gelang sie nicht immer ganz. Über das Gedicht »An Emma« aus demselben Jahre urtheilt der Freund, ehe er Schiller als den Verfasser wusste, in den beiden ersten Strophen finde er Sprache der Empfindung und Wohlklang, allein in der dritten sei der Gedanke alltäglich, der Ausdruck matt und

die Verse steif[1]. »Das Geheimniss« dagegen und »die Begegnung« vom folgenden Jahre, wie die Erwartung, welche 1796 entworfen, aber erst 1800 veröffentlicht wurde, fanden mit Recht Körners begeisterten Beifall[2]. Und ebenso die demselben Jahre 1796 angehörende »Dithyrambe«, ursprünglich der Besuch genannt, ein Gedicht, in welchem Schiller die siebente römische Elegie Goethes vorschwebte. Wie in der Elegie sich der selige Dichter in den Olymp versetzt glaubt und Zeus anfleht, ihn nicht zu verstossen, so gesellen sich bei Schiller zu dem beglückten Sänger Bacchus, Amor, Phöbus, und er bittet die Götter, ihn zum Olymp empor zu heben. Während Schillers »Nadowessische Todtenklage« vom Jahre 1797 Wilhelm v. Humboldt abstiess, war Goethe das Gedicht wegen des »ächten, realistisch-humoristischen Charakters« lieb. Die »Worte des Glaubens« aus demselben Jahre, in welchem Gedichte die Verschiedenheit beider Dichter wieder hervortritt, veranlassen Körner zu der bedeutungsvollen Bemerkung: »Selten steht Deine und Goethes Eigenthümlichkeit einander jetzt noch so

---

[1] Im Musenalmanach von 1798 hatten freilich die beiden letzten Verse eine ungelenkere Form:

Ob der Liebe Lust auch flieht,
Ihre Pein doch nie verglüht.

Jetzt: Ihrer Flamme Himmelsglut
Stirbt sie wie ein irdisch Gut?

[2] Wenn Gödekes Vermutung richtig ist (Briefw. mit Körner II[2], 193 und 275), und sie hat viel für sich, dass die Gedichte »Erwartung« und »Begegnung« Bruchstücke eines grösseren romantischen Gedichtes seien, welches Schiller geplant, so erklärt sich, warum in der »Begegnung« die ausgesprochene Empfindung dem Charakter des Dichters selbst weniger gemäss ist. Schon Hoffmeister fand, dass in der Schlussstrophe sich eine gewisse Ueberlegenheit ausdrückt, »und der Mann, es ist nicht zu läugnen, steht hier vor dem Weibe zurück«. S. Viehoff. Schillers lyr. Ged. II[4], 35.

unvermischt gegenüber: Die meisten eurer neuen Producte tragen das Gepräge einer gegenseitigen Annäherung». — Einen Nachklang des tiefen Eindruckes der Lieder aus Wilhelm Meister finde ich noch in der 1801 zu Ende geführten »Jungfrau von Orleans« am Schlusse der ersten Scene des vierten Aufzuges. Wie der Harfenspieler im Romane singt:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr lasst den Armen schuldig werden,
Dann überlasst ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden —

So klagt Johanna:

Doch du rissest mich ins Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach! es war nicht meine Wahl!

III.

Im Jahre 1790 war Goethes Faust-Fragment erschienen, das mit der Scene im Dom abschloss. Schiller hatte die Grösse und Kühnheit des Werkes von Anfang an erkannt; er war voll Verlangen, die Bruchstücke zu lesen, die noch nicht gedruckt waren (an Goethe, 29. November 1794). Ich gestehe Ihnen, schreibt er, dass mir das, was ich von diesen Stücken gelesen, der Torso des Herkules ist. Es herrscht in diesen Scenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den ersten Meister unverkennbar zeigt. In der »Jungfrau von Orleans« weist ein Auftritt ganz bestimmt auf den letzten im Faust-Fragment hin. In der neunten Scene des vierten Aufzuges stürzt Johanna, das Innere tief zerstört, aus der Kirche mit den Worten:

Ich kann nicht bleiben — Geister jagen mich,
Wie Donner schallen mir der Orgel Töne,
Des Doms Gewölbe stürzen auf mich ein, ...
Des freien Himmels Weite muss ich suchen!

Es ist kein Zweifel, dass Schiller die Klageworte Gretchens vorgeschwebt haben, nachdem sie kurz vorher von der Anklage des bösen Geistes geängstigt worden:

. . . Wär' ich hier weg!
Mir ist, als ob die Orgel mir
Den Athem versetzte,
Gesang mein Herz
Im Tiefsten löste.
Mir wird so eng!
Die Mauernpfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!

Die Einwirkung des Faust auf die »Jungfrau von Orleans« ist auch sonst höchst beachtenswerth, abgesehen davon, dass durch Goethes Vorlesung des Monologs der Helena im II. Theil des Werkes Schiller auf die Trimeter aufmerksam gemacht wurde, die er in drei Scenen des zweiten Aufzuges des Trauerspiels anwendet[1]. Auf eine gewisse Verwandtschaft im Schluss der Jungfrau mit dem Schluss der Fausttragödie hat W. Fielitz[2] schon hingewiesen. In der That, wie Faust in den Himmel vor unsern Augen aufgenommen wird, so stellt Schiller dar, wie Johanna sich sterbend von der Erde emporgehoben fühlt und die Himmelskönigin die Arme ihr entgegen-

[1] Brief an Goethe 26. Sept. 1800.
[2] Studien zu Schillers Dramen, 1876, p. 82.

breiten sieht. Wenigstens sehr wahrscheinlich ist, dass Goethe, als er 1797 den Prolog zum Faust dichtete, diesen Abschluss seiner Tragödie schon geplant hatte. Von besonderer Wichtigkeit erscheint mir aber noch die Stelle in Schillers Antwort auf den Brief Goethes, in welchem dieser erklärt, er sei in Betreff der Ausführung des Planes mit sich ziemlich einig. Denn Schillers Worte: Die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen — sie berühren zugleich das innerste Geäder seines eigenen Werkes. Bedeutsam ist ferner, wenn man den Blick auf die äussere Form gerichtet hält, wie Schiller bei Besprechung des Goethe'schen Planes zu einem epischen Gedicht (die Jagd) im folgenden Briefe ausführt, dass ein zur modernen Dichtkunst geeigneter Gedanke die gereimte Strophenform begünstige; die neue metrische Form gebe dem Leser ebensowohl als dem Dichter eine ganz andere Stimmung, »es ist ein Concert auf einem ganz andern Instrument«. Und weiter, es ist, als ob wir schon im voraus eine Rechtfertigung gewisser Scenen in seiner »romantischen Tragoedie« hörten, wenn er dem romantischen Gedichte das Recht zuspricht, sich wo nicht des Wunderbaren, doch des Seltsamen und Überraschenden zu bedienen. Auch hier hat die uneigennützigste Theilnahme Schillers für Goethes Unternehmen befruchtend auf sein eigenes Schaffen eingewirkt.

Aber auch für den Schluss der Maria Stuart, die ein Jahr vor der Jungfrau von Orleans gedichtet wurde, ist eine Scene des Faust von höchster Bedeutung. Um das zu zeigen, muss ich etwas weiter ausholen. Die Kerkerscene am Schluss des ersten Theiles, die erst 1808 gedruckt wurde, gehört zu den wunderbarsten Leistungen in der Geschichte des Dramas überhaupt. Wohl nie hat ein Dichter

eine so furchtbare Situation so ergreifend und doch so künstlerisch massvoll behandelt, nie den Zuschauer so heftig erschüttert und doch so versöhnt entlassen. Es kann nur diese ursprünglich in Prosa geschriebene Scene gemeint sein, wenn Goethe am 5. Mai 1798 an Schiller schreibt: Einige tragische Scenen waren in Prosa geschrieben; sie sind durch ihre Natürlichkeit und Stärke im Verhältniss gegen das andere ganz unerträglich. Ich suche sie deswegen gegenwärtig in Reime zu bringen, da denn die Idee wie durch einen Flor durchscheint und die unmittelbare Wirkung des ungeheuren Stoffes gedämpft wird. Schiller erinnert in seiner Antwort daran, wie Goethe auch bei der Marianne im Meister die Erfahrung gemacht, dass die Ausführung solcher Scenen in Prosa so gewaltsam angreifend ausfalle; auch da habe der pure Realismus in einer pathetischen Situation so heftig gewirkt und einen nicht poetischen Ernst hervorgebracht. Schiller freut sich auf Goethes Ercheinen in Jena, wo vieles zur Sprache kommen und sich weiter entwickeln solle. Im Hinblick auf den zehnten Auftritt des letzten Aufzuges der Maria Stuart erfreuen wir uns des Gewinns, welchen Schiller aus so bedeutsamen schriftlichen wie mündlichen Besprechungen für seine eigene Production gezogen.

Gretchen im Faust wie Maria Stuart haben aus Liebesleidenschaft ein schweres Verbrechen begangen. Goethe musste zeigen, dass Gretchen sich der Strafe freiwillig unterwirft, um sich dadurch zur himmlischen Reinheit erheben zu können. Wenn Goethe auch nicht die Schrecknisse der Hinrichtung auf die Bühne bringen konnte, so empfindet sie der Zuschauer dennoch mit Gretchen, da diese durch die wunderbar ergreifenden Worte: »Tag! Ja es wird Tag!« bis zu dem Verse: »Stumm liegt die Welt wie das Grab« die Handlung, die sich morgen vollziehen wird, mit grausiger, bis zur Vision sich steigernden Klar-

heit vorwegnimmt. — Auch Maria Stuart macht ihr Leiden dadurch zu einem Akte freiwilliger Entschliessung, dass sie es abbüsst nicht wegen der ihr zur Last gelegten, sondern zur Sühne ihrer wirklichen früheren Schuld. Auch Maria schreitet geläutert und mit sich versöhnt zum Schaffot, so dass Lester mit Recht sagt:

> Sie geht dahin, ein schon verklärter Geist,
> Und mir bleibt die Verzweiflung der Verdammten.

Die furchtbare Katastrophe entzog auch Schiller den Augen der Zuschauer. Was Shakespeare einmal im Lear sich gestattet hat, dagegen musste Goethes wie Schillers Gefühl sich sträuben[1]. Durch das Mittel aber, dessen sich die antiken Dichter bedienten, die Berichte der Boten, konnte dem Zuschauer nicht mit der nothwendigen Stärke das Ereigniss zum Bewusstsein gebracht werden. Schiller schlägt einen eigenthümlichen Weg ein, indem er Lester nach dem Abschiede von Maria allein zurückbleiben lässt, und indem wir vor uns sehen, wie dieser den unter seinen Füssen sich abspielenden schrecklicken Vorgang mit durchlebt. Das Mittel, uns nicht diesen selbst, sondern nur seine Spiegelung in der erschütterten Seele der handelnden Person zu zeigen, ist ihm mit Goethe gemeinsam. Wir kosten das Fürchterliche durch, aber ohne die Freiheit des Gemüthes zu verlieren, welche jedes Kunstwerk verlangt. In jenem Briefe vom 8. Mai 1798 hatte Schiller mit den

[1] In dem ersten Entwurf des Götz vom Jahre 1771, da Goethe noch ganz im Geistesbanne Shakespeares lag, hat er freilich in der Scene »Adelheidens Schlafzimmer« es gewagt, Adelheid vor unseren Augen durch den Mörder erdrosseln zu lassen. In der Bearbeitung aber vom Jahre 1773, da er sein Werk »umgegossen«, begnügt er sich, den Beschluss der Vehme uns so vorzuführen, dass die Vollstreckung desselben für uns gewiss ist. Vgl. J. Minor und A. Sauer Studien zur Goethe-Philologie, 1880. S. 134 und 175.

Worten geschlossen: Nach meinen Begriffen gehört es zum Wesen der Poesie, dass in ihr Ernst und Spiel immer verbunden seien. Bei der Arbeit an Maria Stuart hatte Schiller die Bedürfnisse der Bühne, freilich ohne ängstliche Rücksicht auf falsche Begriffe und Armseligkeiten, beständig und überall vor Augen. In einem Briefe an Goethe vom 16. August 1799 spricht er seine Hoffnung aus, in seiner Tragoedie werde alles theatralisch sein, und weiter, er habe bei der Arbeit selbst schon auf alles gerechnet, was für den theatralischen Gebrauch wegbleibe, »und es ist durchaus keine eigne Mühe dazu nöthig, wie beim Wallenstein«. Nicht wie Goethe wurde er durch die Mittheilung und Besprechung seiner poetischen Absichten gestört. Hätten wir einen genauen Bericht über die Berathungen, die zwischen ihm und Goethe so häufig gerade über gewisse Situationen in der Maria Stuart stattfanden, wie sehr würde unsere Einsicht gefördert werden in die Geheimnisse dichterischer Meisterschaft



II. Neue Mittheilungen.



1. Elf Briefe Goethes an Silvie von Ziegesar.

Von Goethes Briefen und Billeten an Silvie, die am 21. Juni 1785 geborene jüngste Tochter seines Freundes, des gotha-altenburgischen Ministers und Wirklichen Geheimen Raths, Freiherrn von Ziegesar auf Drakendorf bei Jena, »eine liebliche schlanke Gestalt« nach den Worten der Malerin Louise Seidler, sind etwa vier und vierzig bekannt, welche das Diezel'sche Verzeichniss der Goethe'schen Briefe zum grösseren Theile nach dem Datum anführt. Gedruckt sind von jenen 44 Briefen nur zwei im Leben Schellings (II., 205 und 235), einer, vom 21. September 1808, in der Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung 1872, Nr. 41 (vgl. unten Nr. 4.) und einer vom 25. Juli 1809 im G. J. I., 243 fg. Die nachstehende Reihe, mit Ausnahme jener Nr. 4., bisher ungedruckt, enthält sowohl den ersten, als den letzten der vorhandenen Briefe, welche am zahlreichsten in die Jahre 1808, 1809 und 1810 fallen, und zwar nach einer uns von Herrn Bürgermeister a. D. E. Hofmeister zugegangenen, nach den Originalien mit Erlaubniss des Sohnes der Adressatin, Majors von Koethe, angefertigten Abschrift.

1.

Was wird meine theure Silvie sagen? wenn Ihr dieses Blättchen nicht einen wiederholten Abschied sondern einen neuen freundlichen Willkomm bringt. Der Freund findet sich noch hier. Wie das zugeht? wird er Ihnen mündlich sagen wenn er Sie im Grünen, oder unter Buden, oder unter Steinen antreffen kann. Biss dahin das freundlichste was sich in ein Blatt einschliessen lässt.

(Jena) d 24 Octbr 1801. G.

Auf einem Quartbogen 3/4 Seite. Aus Jena, wohin Goethe am 18. October (s. an Schiller) gegangen war. Die Buden deuten auf den Herbst-Jahrmarkt (s. nachstehend Nr. 7.), die Steine auf die Lobdaburg bei Drakendorf, dem Ziegesar'schen Gute, welche damals Goethes Gedicht: Bergschloss (Werke, Hempel, I., 60) hervorrief.

2.

Diesmal habe ich meine ienaische Reise nicht mit günstigen Sternen unternommen, Ihre Gegenwart in Weimar versäume ich, liebste Silvie, in Jena überfällt mich sogleich ein Übel vor dem das treue Carlsbad mich solange beschützt hatte. Ich will nicht klagen, sondern Sie nur ausdrücklich und lebhaft versichern dass ich sehnlich wünsche Sie wieder zu sehen. Dazu gelang' ich in Weimar bey Ihrer nächsten Durchreise und in Drackendorf zur Blütenzeit wie der gute Papa mir schon erlaubt hat. Lassen Sie mich Silvien wiederfinden wie ich sie beim Abschied verliess und zweifeln Sie nicht an den Gesinnungen eines treuen Freundes.

Jena. d. 5. May 1805. Goethe.

Auf einem Quartbogen 1 Seite. Wegen des angedeuteten Übels s. das Goethe-Jahrbuch II., S. 420 und 421. Obigem Briefe geht noch ein Billet vom 31. August 1803 voran, und es folgt unmittelbar das lange Karlsbader Gedicht an Silvie zum 21. Juni 1808. Jene Maifahrt von 1805 war bisher unbekannt.

3.[1]

Adresse: An Fräulein Silvie von Ziegesar
(in blauem Couvert).

Carlsb. d. 22. Jul 1808
früh sechse.

Wie ich herüber gekommen weiss ich selbst nicht. Die Nacht war herrlich, der Weg sogut er seyn kann, die Pferde rüstig, der Kutscher brav. Ich war in Gedanken bei Ihnen geblieben und merkte nicht dass es fort ging; endlich schlief ich abwechselnd und das liebe längliche Gesichtchen war mit aller seiner Freundlichkeit und Anmuth gegenwärtig, von dem rundlichen war gar nichts zu spüren. Nun besorg ich in Eile einiges für Sie. Die Federn schneidet Riemer und ein armseliges Büschelchen lege ich bey gegen die schöne, reiche, geringelte Gabe. Sie sollen mir's aber gewiss nicht in allen so zuvorthun.

Was ich von leiblicher Speise senden wollte wird mir verkümmert. Die Zunge ist vermufft, Krebse, die schön da sind, räth man mir ab zu schicken, weil sie in der Hitze abstehn würden. Daher muss ich an Geistiges denken das, wie Sie wissen besonders in die Ferne wirkt. Hierbei folgen also: Ein Sonet von Riemer der sich angelegentlichst empfielt, ein Fläschen Cöllner Wasser einen Flakon der Schatulle damit zu füllen, ein Schächtelchen Franz Meyrischer Pfeffermünze, item eine Prise Thee, ferner andre getrocknete Pflanzen, doch nicht zum Aufguss bestimmt.

Der Kutscher will abgefertigt seyn, sonst könnte ich noch lange fortfahren. Empfehlen Sie mich aufs allerschönste Ihren verehrten Eltern und Ihrer ganzen Umgebung. Durch Frau v. Bock bitte um einige Worte, besonders

---

[1] Quartbogen. 2 Seiten.

um Ein schon gebetenes. Tausend mal Adieu! Liebe, Liebe Silvie. G.

Was das »armselige Büschelchen« betrifft, so findet sich auf dem Originalblatt des Gedichts zum 21. Juni 1808 von Silvies Hand bemerkt: »auch eine Locke von Goethe enthaltend«. Dass Geistiges in die Ferne wirke, ist Anspielung auf Goethes Gedicht »Wirkung in die Ferne«, das damals neu, seinen Karlsbader Freunden viel Anlass zum Scherz gegeben hatte, Brief von Pauline Gotter vom 16. März 1811 in Schellings Leben. Deren Gesicht war wohl das erwähnte „rundliche“.

4.[1]

Als mich, liebste Silvie, der Eilbote aus Ihrem freundlichen Thale wegrief ahndete ich nicht was mir bevorstehe. Der Tod meiner theuren Mutter hat den Eintritt nach Weimar mir sehr getrübt. Nur mit wenig Worten empfehle ich mich heute Ihrem Andenken und wünsche das die mitfolgenden schneidenden Instrumente nichts am Gewebe Ihrer Freundschaft lostrennen mögen.

[Weimar] d. 21. Sept. 1808. G.

5.[2]

Nicht von Erfurt, wohin ich nicht wieder gegangen, sondern von Weimar erhält die liebe Silvie diesen freundlichen Grus, der nur von Carlsbader Haide begleitet wird, die ich eben finde. Kartenschlägerinnen und Träume, wovon ich Ihnen die artigsten Dinge zu erzählen habe, wollen mich in Furcht und Sorge setzen. Ich suche zu widerstehen und glaube recht zu haben. Sagen Sie mir das auch recht bald. G.

Aus der Zeit des Erfurter Congresses im September und October 1808. Goethes Aufenthalt in Erfurt währte vom 29. September bis zum 4. October. Am 6. und 7. war Napoleon

---

[1] 1 Seite qu. 8° mit Einfassung.

[2] 1 Seite qu. 8° mit Einfassung. Ohne Datum.

in Weimar, so dass der Brief in die Zeit unmittelbar darauf fallen wird. Der nächste Brief Goethes an Silvie ist in dem Diezel'schen Verzeichnisse vom 10. datirt.

6.[1]

Beykommendes ist einige Tage liegen geblieben und geht erst heut mit dem Boten. Auch habe ich noch eine Pflanze mit Voigts Bemerkung beygefügt. Ich hoffe Sie dencken noch manchmal an Napoleons Unterredung, an die Abfahrt des Königs v. Sachsen. Und noch an etwas, oder an jemand und sagen mir bald ein freundlich Wort.

[Weimar] d. 12 Octbr. 1808. G.

7.[2]

Indem ich Ihnen geliebteste Sylvie, den dritten Kalender sende; so will ich wohl damit sagen dass, da ich nicht hoffen kann Sie das nächste Jahr täglich zu sehen, ich jeden Tag den ich in Ihrer Nähe zubringe für dreye feyern will; ja es könnte jeder für ein ganzes Jahr gelten und so würde man in der Continuation mit Vergnügen Methusalems Alter erreichen, ohne sonderlich zu altern. Dass Sie mit Ihrer theuren Mutter nach Jena ziehen, gereicht auch mir zum grossen Trost. Sie empfinden gewiss wie Ihre Sorge, Ihr Kummer mich ängstigt. Warum soll ich Sie nicht in Ihrer natürlichen Lage der Ruhe und Heiterkeit dencken, die Ihnen so wohl ansteht.

Für das schöne Obst, das zierliche Tuch besonders aber für Ihre lieben Worte den herzlichsten Danck. Seyn Sie nicht karg gegen Ihren Freund mit dem Ausdruck dessen was Sie für ihn empfinden es ist gewiss gut angewendet.

---

[1] 1 Seite qu. 8° mit Einfassung.

[2] Quartbogen. 2 Seiten.

Nächstens kommt auch der Nachtrag zum Jahrmarkt, zwar einfach an sich, doch etwas seltsam verziert. Ich wünsche dass er Ihnen nicht missfalle.

Beyliegendes Ihrem Herrn Vater mit den besten Empfehlungen.

Paulinchen ist hier. Ein eignes Wesen wie ich's noch nicht kannte bald liebevoll u zutraulich, bald neckend und eigen.

Die Tages Eintheilungen der Woche sind wieder gemacht und so rauscht die trübe Zeit auch hinweg.

Leben Sie recht wohl. Sagen Sie mir viel von Sich und bleiben mir Silvie wie ich Sie nun einmal kenne.

[Weimar] d 12 Nov. 1808. G.

In Jena, wohin diesem Briefe zufolge Silvies Mutter, geborne von Wangenheim, zu ziehen im Begriffe stand, starb dieselbe einige Monate später am 24. März 1809. Paulinchen ist Pauline Gotter, später Schellings Gattin, Silvies intimste Freundin.

8.[1]

Wenn die Russischen Lieder u das Päcktchen Schuld an den Papa für sich ankommen u sich dankbar verneigen; so werden die Freundinnen, hoffe ich, ihnen ein scheel Gesicht machen. Mir aber müssen Sie nicht zürnen weil ich in diesen letzten Tagen ausser dem Bestimmten und Erwarteten noch manches Fremde erfahren müssen, so dass noch in dem Augenblicke der schreibende und expedirende Riemer sich doppelt seufzend empfielt. Entschuldigen sollen mich zunächst die Carlsbader Stecknadeln und manches andre, vor allem aber von Innen Ihr liebes Herz. Dem lieben Vater tausend Empfehlungen und beyliegendes Gedruckte. Er hat sich in seinen Leben so seltsame Kasus vortragen lassen, möge er auch diesen Blättchen eine Stunde

[1] Quartbogen. 1 Seite.



in der Eremitage schenken. Und Sie meiner auf den Höhen und in den Thälern gedenken.

J. [ena] d. 15. März 1810. G.

Auf der Rückseite des zweiten Blattes:

Dies war gestern geschrieben ehe ich die Freude hatte Sie zu sehen. Heute noch ein herzl Lebe wohl. G.

Die Russischen Lieder zu Anfang und das Gedruckte zu Ende beziehn sich auf das Heft »Völkerwanderung« Weimar 1810, welches die Lieder von Goethe zu einem Maskenzug, aufgeführt den 16. Februar 1810, nach Russischen Melodien, enthält. Wegen der Höhen am Schlusse s. die Anmerkung zu Nr. 1.

9.[1]

Wie sehr mich der unerwartete traurige Fall erschreckt hat, und nunmehr in Hundert Betrachtungen schmerzt, darf ich nicht sagen. Eine Zeile von Ihrer Hand, liebste Freundin, wird mich trösten, wenn sie mir versichert, dass Sie diesem harten Schlag nicht unterliegen.

Ewig theilnehmend

W. d. 20. Dec. Goethe.

1813.

Auf der Rückseite des zweiten Blattes: Fräulein / Silvie / von Ziegesar / Gnaden /

Silvies Vater war am Tage vorher bei einem Aufenthalte zu Weimar, im dortigen herzoglichen Schlosse, unerwartet verstorben.

10.[2]

Auf einer Spazierfahrt begegne ich so eben den lieben rückkehrenden Leidtragenden. Möge unser lieber Vater und Freund, an der selbstbereiteten Stätte, sanft ruhen und mir das ernste Glück werden, in schöner Jahreszeit, an

[1] Quartbogen. 1 Seite.
[2] Quartbogen. 1 Seite.

dem geheiligten Orte, Sie meiner unauflöslichen Anhänglichkeit zu versichern.

W. d. 22. Dez 1813. Goethe

Auf der Rückseite des zweiten Blattes: Fräulein / Silvie / von Ziegesar / Gnad. /

II.[1]

In die Hausbibliothek der lieben Freundin und Braut empfohlen.

W. d. 8 May 1814. Goethe.

Von Silvie von Ziegesars Hand darauf mit Bleistift: »Dichtung und Wahrheit, die ersten 3 Bände«.

Silvie war verlobt mit dem ausgezeichneten Professor und Garnisonsprediger Koethe zu Jena, später Superintendenten zu Allstedt, mit dem sie bis zu seinem Tode 1850 in der glücklichsten Ehe lebte. Im November 1855 folgte sie ihm nach.

[1] Quer Octavblatt.







2. Briefe an Leopold von Henning.

Mitgetheilt von

Wilhelm Arndt.

Durch die Familie des am 5. October 1866 zu Berlin verstorbenen Professor Leopold von Henning sind mir die nachstehend mitgetheilten Briefe Goethes zur Veröffentlichung anvertraut worden. Der Empfänger hatte sie auf das Sorgfältigste aufbewahrt und durch Numerirung derselben die richtige Reihenfolge bezeichnet. Leider ersehen wir aus diesem Umstand, dass die beiden Briefnummern 3 und 5 fehlen, auch erneute Nachforschungen der Familie haben nichts darüber ergeben, wo sich etwa dieselben jetzt befinden mögen. Auch der Aufsatz »Über Prismen in Verbindung mit Linsen«, den Goethe im September 1822 an Henning überlieferte (Tag- und Jahreshefte § 1128), scheint verloren gegangen zu sein. Vier Briefe Hennings aus den Jahren 1825, 1830 und 1831 an Goethe sind von Bratranek nach den im Archiv des Goethehauses ruhenden Originalen mitgetheilt (Goethes Naturwissenschaftliche Korrespondenz I., S. 181—187), dies werden somit wohl die einzigen noch erhaltenen sein; denn ob in dem genannten Archive das »Aktenstückchen«,

das Goethe sich von Hennings Briefen und seinen Antworten bereits im März des Jahres 1822 gemacht hatte, sich befindet, ist unbekannt. Dass weit mehr als die vier oben erwähnten Briefe Hennings an Goethe abgegangen sind, ergibt sich aus den nachstehend folgenden Briefen, gleich der zweite, am 23. März geschriebene, erwähnt einen solchen vom 19. März; am 2. August 1822 bemerkt Goethe zudem, dass er am vergangenen Tage aus Berlin von dem Genannten einen umständlichen Brief erhalten habe (Tag- und Jahreshefte § 1117 d.). Ausser den Goethe'schen Briefen wird in der Familie des Herrn von Henning noch ein Trinkgefäss aus rothem böhmischem Glas aufbewahrt, das den Farbenwechsel zeigt und im Jahre 1822 oder 1823 als Geschenk nach Berlin gesandt wurde, das aber nicht das unten S. 203 erwähnte ist.

Durch die Vorsorge des Ministers Altenstein hatte Henning in dem Universitätsgebäude zu Berlin ein zu Versuchen eingerichtetes und mit dem nöthigen Apparat ausgestattetes Auditorium erhalten, (Tag- u. Jahreshefte § 1117 und Briefwechsel zwischen Goethe und Schultz Nr. 71, S. 247.), und Goethe selbst hat den letztern vermehrt. In diesem hielt er im Sommersemester die Vorlesungen über die Farbenlehre, im Jahre 1831, wie er an Goethe meldet (Bratranek I. 185), bereits zum zehnten Mal. Er wurde also der Sache nicht untreu, wie Goethe im Jahre 1829 (Brief an Schultz Nr. 122, S. 370) gefürchtet, und wie Schultz — der überhaupt Henning niemals recht gewogen gewesen zu sein scheint — ebenfalls (a. a. O. Nr. 123, S. 373) angenommen hatte. Dass er freilich der Lehre Goethes von den Farben nicht zum Siege verhelfen konnte, lag — auch abgesehen davon, dass er nicht Physiker von Fach war — nicht an ihm. Ob die Vorlesungen auch nach Goethes Tode fortgesetzt wurden, vermag ich nicht anzugeben.

Was Goethe selbst über seinen Verkehr und seine Stellung zu Henning niedergeschrieben, ist von Bratranek a. a. O. S. 178—181 zusammengestellt, und von W. v. Biedermann in den Anmerkungen zu den Tag- und Jahresheften, S. 546, noch wesentlich vermehrt worden.

1.[1]

Auf Ihr werthes Schreiben, mein Theuerster, antworte vorläufig und in Eil: dass ich Ihre Wünsche suchen werde zu befriedigen und Ihre Absichten, zu denen ich viel Vertrauen hege zu fördern. Empfangen Sie also hier zuerst die Tabelle meiner Farbenlehre; denken Sie solche durch in wiefern sie selbige Ihrem Vortrage zu Grunde legen wollen.

Sodann erhalten Sie Abschriften von zwei seit mehreren Jahren aufgesetzten Apparats-Forderungen; gehen Sie solche mit Ihrem Mechaniker durch, und bilden Sie Sich ein vollständiges Schema. Ich werde das Gleiche thuen, und wir communiciren alsdann darüber. Mehr sage ich nicht, damit dieses vorläufig fortkomme, und Sie von meinem Vertrauen und Antheil versichere.

Mit den besten Wünschen

Weimar den 30 Januar 1822 *Goethe*

Beilage 1.[2]

Entoptischer Apparat nach Berlin zu senden.

I. Gestell. Dieses wird beym Experimentiren so gerichtet dass der Stab dem Beobachter rechter Hand bleibt, und

[1] Ein Bogen Quart, kreuzweis gefaltet, und also ursprünglich in ein Couvert gesteckt, das nicht mehr vorhanden ist. H. schrieb in die Ecke oben links: N. 1. — Dictirt, nur Reverenzstrich und Unterschrift eigenhändig.

[2] Ein Bogen starkes Schreibpapier, halb gebrochen, stets auf der rechten Hälfte beschrieben. Ob vollständig erhalten? Es ist kein Schluss-

der Boden, wie der Pfeil ausweist, nicht gegen die Sonnenseite, sondern irgend eine klare Himmelsgegend, gekehrt sey. Man thut überhaupt wohl, besonders wenn man Andere unterrichten und überzeugen will, wo möglich bey reinem Himmel zu experimentiren.

II. Mittelstück. Mit mesingnem viereckten Rahmen, bestimmt um die Glasplatten und anderer entoptischen Körper darauf zu legen. Man schiebt es in den gespaltnen Stab und schraubt es an. Auf dem Rahmen liegt ein Glasblättchen mit Pappe-Einfassung damit die kleineren Tafeln und Körper nicht durchfallen. Experimentirt man mit grösseren, so wird es herunter genommen.

III. Oberes Stück mit Messingblech und Schraube, über dem Vorhergehenden einzuschieben und anzuschrauben.

IV. Oberer Spiegel, wird in gedachte Schraube eingeschraubt.

V. Unterer Spiegel, wird genau auf das bezeichnete Quadrat das der Pfeil durchschneidet, gegen das Himmelslicht aufgestellt. An demselben musste unten ein Keil angeschraubt werden um dem Spiegel vorn etwas höhere Richtung zu geben, dass das Himmelslicht, oder jedes beliebige Bild, zum oberen Spiegel durch den messingenen Rahmen gelangen könne.

VI. Entoptische Platten, viereckt, an der Zahl 4. Diese werden nach und nach zwischen den Spiegeln, auf der Scheibe No. II. übereinander gelegt, damit man das Wachsthum der Figuren beobachten könne.

---

strich im Original. Auf Seite 1 in der Ecke links steht mit Bleifeder, nicht von Henning: Abschrift.
A



NB. mit diesen Täfelchen lässt sich der erste einfachste Grundversuch Seite 130. V. gar glücklich darstellen, wenn man kurz vor oder kurz nach Sonnenuntergang experimentirt.

VII. Entoptische Blättchen, dreyeckt, an der Zahl 3. zeigen einzeln und zusammen das Phänomen deutlich.

VIII. Dergl. rund, an der Zahl 3. nicht ganz deutliches Phänomen.

IX. Ein formloses desgleichen deshalb sehr interessant, weil sich die Erscheinung nach der unregelmäsigen Gestalt der Glasplatte richtet.

X. Grösserer, aus Platten zusammengesetzter Cubus, nicht gut gerathen, zu düster, zeigt aber doch bey klarem Himmel die Erscheinung ganz erträglich, besonders kann man beym schwarzen Kreuz die Entstehung desselben aus zwey von den Ecken her zusammenrückenden halben Monden recht gut gewahr werden.

XI. Kleinster Cubus, die Erscheinung auf das Schönste zeigend. Da er einigermassen parallelipedisch ist, so giebt er, je nachdem man ihn auflegt etwas veränderte Gestalten. Wenn man ihn auf den schwarzen Spiegel legt und gegen die drey Himmelsgegenden (der Sonne gegenüber und zu beyden Seiten) hinhält, kann man den zweyten gesteigerten Versuch VI. p. 131. auf das überzeugendste anstellen.

XII. Glimmerblättchen in eine Charte eingerahmt, an der langen Seite des Sechsecks, identisch mit der Erscheinung, an den kurzen Seiten sie umkehrend und zugleich färbend.

XIII. Dergl. aber nicht so rein und deutlich. Eine durchgeschnittene Charte liegt bey, damit Sie das Seite 150 empfohlene Verfahren selbst anstellen können.

XIV. Trinkglas, dessen Rand zu Versinnlichung aller Wirkung der Trübe hinreicht.

a) Man fasse solches am Henkel und halte es gegen den klaren Himmel, so wird der Rand hochgelb erscheinen.

b) Man senke es herunter, so dass es zwar noch beleuchtet sey, aber der dunkle Grund der Fensterbrüstung durchscheine, so wird man Grün sehen.

c) man kehre dem Licht den Rücken und halte das Glas gegen schwarzen Grund, so erscheint ein Himmelblau.

d). Bringt man es vor einen hellgrauen Grund, so erscheint ein leichtes Violett.

Die Möglichkeit alle Farben aus der durch Licht und Finsterniss bedingten Trübe abzuleiten muss in die Augen fallen. Man bittet dieses Glas in Ehren zu halten, weil ein Gleiches nicht leicht zu finden seyn möchte.

XV. Baumartig schimmerndes Metall, als nächstes Analogon der entoptischen Erscheinung. (Damast ist nicht beygelegt, da er überall zu haben.)

XVI. Messingschraube zu dem Spannungsversuch nach Brewster, mit dem nöthigen Blättchen.

Beilage 2.[1]

Apparat zu Goethes Farbenlehre.

1. Eine Tafel mit einer Öffnung von 3 Zoll Diameter, an welcher die Vorrichtung angebracht ist, durch den Zug einer Linie die Öffnung zu verschliessen, oder zu öffnen § 309.

---

[1] Ein Bogen derben Schreibpapiers, halb gebrochen, rechts vom Schreiber beschrieben, von Goethe durchkorrigirt. Unten kein Schlussstrich, aber nichts verloren, da noch etwa 3 Zeilen offen blieben. Keine Bleistiftbemerkung in der Ecke des ersten Blattes.



2. Um das Verhältniss des Zeitmaases dieser Erscheinung zu finden, könnte ein kleiner Secunden-Zähler, welcher bey jeder Pendel Schwingung durch einen Glockenschlag die Secunden anzeigte nicht unbrauchbar seyn, besonders da sich das Auge bey diesem Versuche in der Dunkelheit, mit den Farben, und nicht mit der Zeit beschäftigen kann.
3. Rothe, Orange, Gelbe, Blaue, Grüne, Purpur und Opalgläser, so gefasst dass man sie übereinander schieben kann um nicht allein die verschiedenen Combinationen der Farben zu beobachten, sondern auch zu den Versuchen zu § 55. 68. 570. pp zu gebrauchen.
4. Ein runder Spiegel, um den Boden eines Gefässes spiegelartig zu machen. § 80. 224.
5. Ein cubisches Gefäss von Blech zu § 187. 188.
6. Ein Cubus von Glas 3. Zoll gross § 196.
7. Ein Vergrösserungsglas von 2 Zoll Focus zu § 199. 200.
8. Zwey rechtwinkeliche Prismata von 8 Zoll Länge auf einen Gestelle so aufgestellt, dass sie horizontal und vertikal um ihre Axe bewegt werden können, die letzte Bewegung ist zu dem Versuche § 205. nothwendig.
9. So nun solche Spiegel Doppelbilder darstellen, deren Flächen nicht paralell, sondern prismatisch sind, dieses aber, besonders bey grossen Spiegeln nicht so häufig der Fall ist, so dürfte es nicht unangenehm seyn bey dem Apparat einen solchen Prismatischen Spiegel zu finden.
10. Das grosse Wasser Prisma, 12 Zoll lang und jede Seite 4 Zoll breit auf dieselbe Art aufgestellt wie es H. v. Goethe beschreibt.

    Viel leichter und besser dürfte es bey dem Gebrauche seyn, wenn die dritte Seite auch mit einer Glasplatte verschlossen wäre, man könnte dann den hohlen Raum des Prismas bis auf eine kleine Luftblase

ganz mit Flüssigkeit anfüllen, bey dieser Einrichtung wird der Vortheil erhalten das Prisma in jede Lage zu bringen ohne das unangenehme zu haben das Wasser zu vergiessen.

11. An das Wasser Prisma lassen sich ferner anschieben 1, eine Tafel worinnen fünf farbige Gläser von der Grösse eines □ Zolls nach der gewöhnlichen Ordnung befestigt sind; als, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violet.

12. Da es der Versuch § 331. nothwendig macht schwarze Scheiben und □ auf eine Seite des Prismas zu befestigen, wodurch aber das Prisma sehr beschmuzt wird, diesem Uebel dürfte ein Rahmen abhelfen (von der Grösse dass er sich in die am Prisma befindlichen Näthe einschieben lässt) worinnen eine runde und □ förmige Scheibe durch schwache Drähte befestigt ist.

13. Eine schwarze Tafel von derselben Grösse mit einer ovalen Oeffnung zu § 333.

14. Einige mattgeschliffene Glastafeln zu § 341.

15. Ein zusammengesetztes Prisma von Kroun und Flendglass auf ein Gestell zu § 346. 347. pp.

16. Ein zusammengesetztes Objectionsglas von denselben Glasarten zu § 348.

17. Eine Röhre von 12. Zoll Länge, deren Oeffnungen durch verschiedene Ausschnitte verengt sind zu § 415. 416. 425.

18. Ein Concav- und Convexglas, welche durch die Bewegung einer Schraube gegen einander gepresst werden können zu § 432.

19. Zwey Plangläser mit derselben Vorrichtung. § 456. 459.

20. Ein sehr sensibler Thermometer mit einen Spiegel von grosser Oberfläche zu den Versuch § 674. 675. 676.

Um die kleinste Veränderung dieser Instrumente beobachten zu können muss er mit einer[1]
versehen seyn der die gewöhnlichen Thermometer Grade wieder in 10 kleinere Theile eintheilt.

21. Zu dem Apparat gehört ferner, ein kleines Schwungrad von 6 Zoll Diameter auf mehrere Scheiben welche sich auf das Rad befestigen lassen sind verschiedene Farben in Kreisen nebeneinander angebracht, z. d. Versuch § 561.

Ein Kästchen (14 Zoll lang 6 Zoll hoch und breit kann diesen Apparat ausser den weiter unten angeführten Tafeln, welche sich am besten in einer Mappe aufbewahren lassen) recht gut aufnehmen.

1. Eine schwarze und weise Tafel p. § 43. 49. 56. 58. 76.
2. Einige grosse Brustbilder von der entgegengesetzten Farbe, welche die Natur zeigt § 52. 53.
3. Geblümten Musselin auf eine grüne Tafel gezogen § 57.
4. Zwey Tafeln mit Oeffnungen von bestimmter Grösse § 398.
5. Die zwey eingeschalteten Tafeln in einen 6mal grösseren Maasstab.

Alle übrige 9 Tafeln zur Erklärung dieser Farbenlehre können die Grösse von 12 Zoll □ haben.

2.[2]

Auch Ihr Schreiben, mein Werthester, vom 19^{n} März war mir sehr angenehm; aber verzeihen Sie, wenn ich nur theilweise antworte, ich bewege mich gegenwärtig in weit

[1] Lücke offen gelassen und nicht ausgefüllt.

[2] Ein Quartbogen kreuzweis gefaltet. Dictirt. Nur Cursiv gedrucktes eigenhändig. H. schrieb oben links in die Ecke: N. 2, darüber ist von einer anderen Hand mit Bleifeder geschrieben: Abschrift.

entfernten Regionen. Eilig und vor allen Dingen sey daher gesagt dass ich die Ordnung Ihres experimental-didactischen Vortrages höchlich billige; Sie können von jedem Geradsinnigen verlangen das Aeussere, Gegenständliche zu sehen, nicht aber in sein Inneres zurückzublicken und sich selbst zum Object zu machen.

Fangen Sie bey den physischen an, so liegt die Hauptlehre von der Trübe alsobald zum Grunde und Sie haben den schönsten Fortschritt der Ableitung, bis Sie zum chemischen gelangen und auch dieses durchführen. Lassen Sie dann das Subjective folgen, so können Sie den Schülern überraschend sagen: Was ihr bisher ausser euch gesehen geht auch in euch vor. Wirkung und Gegenwirkung, die ihr überall bemerktet ereignen sich gleichfalls im Auge und zwar ganz folgerecht nach denselben Gesetzen. Hiezu kann ich von den schönsten unmittelbarsten Bezügen Kenntniss geben.

Mit Ihrer Darstellung der Farbensäume, des durch das Prisma gehenden Bildes einer Ladenöffnung bin ich nicht ganz einig. Ich will die Figur durchstechen und das eigentliche Verhältniss aufzeichnen lassen; wenn Sie Sich in diesen Dingen genau an meine Tafeln halten so können Sie nicht fehlen.

Die entoptische für Sie bestimmte Maschiene ist fertig; sie sey zu Ihrer Anstalt gestiftet. Leider geht noch der entoptische, aus Glasplatten zusammengesetzte Kubus ab, wegen welchen ich mich nunmehro an den Chemiker gewendet habe; lassen Sie ja Ihren Künstler sich hierin wohl üben. Einen soliden Kubus mit entoptischen Eigenschaften finden Sie blos zufällig und müssen daher alle die Ihnen zur Hand kommen zwischen den bekannten Spiegeln probiren und einen der die Probe besteht willkommen heissen. Da indessen der aus Glasplatten zusammengesetzte eben die Dienste thut, ja sogar noch andere Vortheile bietet,

so thut der Künstler wohl, fleissig zu versuchen den Glasplatten durch Glühen und schnelles Abkühlen die gewünschte Eigenschaft mitzutheilen.

Meinen Aufsatz über entoptische Farben im dritten Heft der Naturwissenschaft empfehle zu getreuem Studium; er ist höchst sorgfältig geschrieben und wenn Sie die Phänomene mit Gewandtheit vortragen, so wird es gewiss eines der interessantesten Capitel physischer Farbenabtheilung.

Mit den kunstreich getrübten Trinkgläsern ist es mir vergangenen Sommer in Böhmen nicht geglückt, unter einem Dutzend, sind blos zwey einzige, die das Phänomen vollkommen darstellen, bey den andern scheint sich der Schmelz schon zum Gelben spezificirt zu haben, die doppelsinnige Trübe ist verschwunden, wie es ja auch bey chemischen Infusionen geschieht, und Sie jeden Tag mit Ross-Kastanien *in Wasser*[1] versuchen können.

Für heute nicht mehr! Verzeihung! meine gegenwärtigen Arbeiten liegen gar zu weit ab von diesem Felde. Schreiben Sie jedoch nur öfters und fragen beliebig an; ich werde dadurch wenigstens zu flüchtiger Erwiederung angeregt; ich habe mir ein Aktenstückchen von Ihren Briefen und meinen Antworten gemacht, so dass ich wohl nachkommen kann.

Weimar
den 23. März
1822.

treulichst
J W v Goethe

Noch muss ich bemerken dass man zu den Glasplättchen, denen man die entoptische Fähigkeit mittheilen will, das reinste Glas muss zu erhalten suchen, das nur aus Kieselerde und Kali besteht; besonders hat man sich vor allen Glase zu hüthen bey welchem sich irgend ein bleyischer Antheil eingeschlichen.

---

[1] Von Goethe eigenhändig über der Zeile hinzugefügt.

3.

Abgegangen Weimar den 19ⁿ May / 1822. / Enthaltend physikalische Instrumente / Zehen Thaler an Werth.

G

Auf einem zu Quart zusammengefalteten halben Bogen starken Schreibpapiers, der wieder zu einer Begleitsadresse (offen) zusammengefaltet wurde. Das G in der Unterschrift eigenhändig. Das andere vom Schreiber.

Adresse: An Herrn / Doctor Leopold von Henning / Hochwohlgeb. / Letzte Strasse No. 53. nach
Mit einem emballirten / Kästchen Sig.
H. L. v. H. X Berlin
frank
An Werth 10 Rthlr.

Der aufgedruckte Poststempel ist: »Weimar 19 Mai 1822«. Von den Postbeamten ist oben links geschrieben »17 𝔗. 𝔖«, unten in der Mitte $7\frac{1}{..}$ beide Zahlen sind mit rother Tinte durchstrichen und $\frac{4}{19\frac{5}{6}}$ roth heruntergeschrieben $19\frac{5}{6}$.

Auf der kürzeren Seite des Begleitscheins ist das Siegel und dazu von Goethe nebenbei geschrieben »JW v G«. Das Siegel ist ziemlich gross, zeigt das obere Stück einer Janussäule, nach links ein bärtiges lorbeergekröntes Männergesicht, nach rechts ein blumenbekränztes Frauenhaupt. Aus der Mitte, wo die beiden Hinterköpfe zusammenstossen erhebt sich ein Adler. In dem Postament der Säule scheint ein Löwenkopf (sehr undeutlich) zu sein. Von unten ziehen sich um das Rund bis zu den Adlerflügeln zwei Füllhörner, links mit Früchten, rechts mit Blumen gefüllt.

4.[1]

Ew. Hochwohlgeb.
erlauben dass ich diesmal punctweise so kurz als möglich antworte, meine bevorstehende Reise nach Marienbad nöthigt mich manches eiligst zu beseitigen.

---

[1] 2 Bogen derben bläulichen Schreibpapiers, zur Hälfte gefaltet, rechts vom Schreiber beschrieben, 5½ Columne. Am Ende des ersten

1. Sehr angenehm ist mir zu hören dass der Apparat glücklich angekommen und Sie sogleich bey günstiger Witterung damit zu versuchen angefangen.
2. Sende einen Nachtrag und wünsche dass er bey Ihrem Vorhaben nützlich seyn möge.
3. Der richtige Weg den Sie so ernstlich verfolgen freut mich im Innersten; alles was Sie in Ihrem Briefe abermals sagen hat meine vollkommene Beystimmung.
4. Geben Sie ja genau acht wenn Sie die Versuche vermannigfaltigen; Sie entdecken gewiss neue Bezüge und es kommt alles darauf an dass wir diese gewahr werden. Das wünschen und wollen wir zu Gründung eines wahrhaften Wissens.
5. Eben so wie Sie weiter vorschreiten wäre es auch möglich dass Sie an meiner Arbeit einiges zu berichtigen fänden.
6. Ich bitte sogar auf Druckfehler acht zu haben.
7. Wie ich Sie denn ersuche das Geschichtliche immer vollständiger zu machen.
8. Ich bereite eine neue Ausgabe meiner sämmtlichen Werke, Schriften und literarischen Nachlasses vor, Dieses selbst oder allein leisten zu wollen wäre Verwegenheit. Für den ästhetischen und artistischen Theil interessiren sich ältere Freunde, wollten Sie den chromatischen und vielleicht den ganzen physischen übernehmen, so übersendete meine sämmtlichen Papiere und wir könnten noch so lang wir auf einer Erde zusammen sind uns darüber vollkommen verständigen.

Bogens steht am Schluss der vorletzten Zeile: her in der letzten dann: vorbringt. Darunter eigenhändig G. Das Datum ist vom Schreiber in die linke Columne gesetzt. — Am Schluss ist der Reverenzstrich und die Unterschrift eigenhändig. — Der Brief war kreuzweis gefaltet und also in ein grosses Couvert gesteckt, das jetzt zur Bergung von Nr. 6 verwandt ist. In die linke Ecke von S. 1 schrieb v. Henning: N. 4.

9. Dies würde gegen Michael geschehen können, da Sie denn nach abgehaltenen Vorlesungen sich schon des ganzen Feldes Meister gemacht hätten. Alsdann würde Ihr Geschäft seyn den dritten Theil der Farbenlehre zu redigiren und mit eigenen Erfahrungen Einsichten und Ueberzeugungen ans Ganze anzuschliessen und dadurch Ihren Beruf zu solchem Geschäft vollkommen zu legitimiren.

10. Und so billige ich vorerst denn auch sehr, dass Sie der Lockung der Frauenzimmer widerstehen und erst in männlichen Geistern diese Ansicht zu erwecken suchen. Die Mehrheit der Welten war lange anerkannt eh Fontenelle[1] durch eine hochgebildete Gesellschaft genöthigt wurde sie galant vorzutragen. Auch hier würde man die Methode umkehren und von Seiten des Geschmacks beginnen. Steht doch einer Blondine Blassgelb und Veilchenblau ganz gut; warum schmückt sich die Jugend so gern mit Rosenfarb und Meergrün. Eine tüchtige Brünette hat Himmelblau und Orange nicht zu fürchten, doch wird immer ein gewisses Zartgefühl diese Gegensätze nicht in ihrer Elementaren Entschiedenheit sondern in einen gewissen ausweichenden Schwanken sich anzueignen suchen. Muster-Charten von ältern und neuern Kleiderstoffen erweisen hier gute Dienste. Verzeihung dem Voreilen! Doch ist alles gut zu bedenken und vorzudenken, denn die Stunde rennt.

11. Auch leg ich noch ein paar Abdrücke meiner Tabelle bey. Bemerken Sie sorgfältig was daran gefordert und gefördert werden könnte; denn ob ich gleich überzeugt bin dass ich die Farbenlehre wohl gegründet habe, so ist doch das Aufbauen und Nutzbarmachen grenzenlos.

---

[1] Vergl. Geschichte der Farbenlehre. Werke 36 S. 310 fgl.

12. Ihr Vorsatz unter dem didactischen Vortrag nicht polemisch zu werden ist sehr zu billigen. Ich habe, wie Sie gewiss bemerken, meinen didactischen Vortrag polemisch gestellt. Die sämtlichen Paragraphen von 197. bis 282.[1] gehen darauf hinaus, das erste newtonische Experiment der Optik zu entwickeln, damit man die Richtigkeit der daraus gezogenen Folgen ohne Controvers gewahr werde.
13. Ferner empfehle die Vorrichtung von § 284.[2] Ich wollte sie mitschicken, kann sie aber nicht finden da mein Apparat zwischen hier und Jena getheilt ist.
14. In diesen Tagen empfehle zur Mittagszeit die Beobachtung des weissen Kreutzes um den ganzen Himmel; zugleich auch den Kreis um die Sonne wo das schwarze Kreuz unvermuthet eintritt. Ich bin geneigt hier dieselbe Circkelgränze zu sehen, welche die nächsten Halos um die Sonne hervorbringt.

[Weimar d. 13. Juny 1822.

G]

vorbringt. Neulich am hohen Mittag, bey sehr dunstiger Athmosphäre, stand die Sonne im Centrum eines dunklen Diskus, der sich nach aussen mit einer gelbrothen Einfassung endigte. Mit Hülfe eines wohlwollenden Astronomen kommen Sie der Sache gewiss näher.
15. Müsste sich denn doch ein junger geistreicher Geometer im antiken Sinne, an uns anschliessen; sollte denn das eigentliche Anschauen aus diesen Studien ganz verbannt seyn?
16. Ich widme Ihrer Anstalt die einzige mir noch übrige sehr getrübte Glastafel. Sonne und das Erhellteste

[1] Werke 35. S. 140—162.
[2] Ebd. S. 162.

erscheinen Blutroth. Wenn Sie solche in vier Täfelchen schneiden und stufenweise schleifen lassen, so erhalten Sie einen schönen Apparat zur Hauptdarstellung.

17. Auch fand sich noch ein Exemplar der optischen Beyträge mit den Charten[1]. Ein ernstes Lächeln wird Sie überraschen, wenn Sie sehen wie ich in der Dämmerung meine Schritte dem lichten Horizont zurichtete, wo ich voraussah dass die Sonne aufgehen müsste.

18. Die beygehenden Exemplare bitte mit den schönsten Grüssen und Empfehlungen auszutheilen.

19. Gedenken Sie mein, aus den Cameleontischen Glase mit Freund und Freundin ergötzlichen Trank schlürfend.

20. Versäumen Sie nicht mir nach Böhmen zu schreiben und addressiren den Brief nach Eger an H. Polizeyrath Grüner.

Weimar den 15ⁿ Juny 1822.

treulich theilnehmend
J W v Goethe

5.[2]

Ew. Hochwohlgeb.

gemeldete Annäherung[3] macht mir viel Freude und erfüllt einen meiner liebsten Wünsche. Ihre Einleitung billige sehr, sie ist erschöpfend wohl gedacht und wohl geordnet;

[1] Gemeint wird das im Jahr 1791 erschienene erste Stück der Beiträge zur Optik sein, dem 27 Tafeln beigegeben waren.

[2] Ein Quartbogen kreuzweis gefaltet. Dictirt. H. bemerkte oben links: N: 6.

[3] Am 16. September meldet Goethe an Zelter (III. S. 277) dass Henning in Weimar angekommen sei.

auch hat mich ein Schreiben des Herrn Schulz [1], von welchem werthen Freunde lange nichts vernommen, höchlich erquickt.

Haben Sie die Güte mir zu schreiben, wann Sie hieher zu kommen gedenken, damit ich mich zu Hause halte. Ich habe manches Erfreuliche vorzulegen, besonders aber eine Anzahl wohlgelungener trüber Glasscheiben [2], zu fernerer Ausbreitung des Evangeliums mitzutheilen. Das Weitere bis auf eine fröhliche Zusammenkunft versparend.

Das Beste wünschend

Weimar
d. 4. Septbr.
1822.

gehorsamst
J W v Goethe

6. [3]

Ich würde wünschen:

Einige kleine Spiegel von schwarzem Glase.

Viereckte Glasplättchen stärker und schwächer.

Dreyeckte ebenfalls.

Zwey runde und zwey achtseitige Glasplatten, vier Linien stark.

---

[1] Gemeint ist der Brief Schultz' vom 16. August 1822 (Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz. Nr. 73, S. 249 f.)

[2] Dieselben wurden am 15. und 16. August in Goethes Gegenwart in der Glashütte von Fikentscher in Redwitz angefertigt. Vgl. Tag- und Jahreshefte 1177 hh — oo (Werke 27, S. 348 f.) und Briefwechsel zwischen Goethe und Sternberg. S. 77.

[3] Ein Octavbogen, nur die erste Seite beschrieben, dictirt, nur der Reverenzstrich und das G. eigenhändig. H. schrieb oben in die linke Ecke »N: 7«. Der Brief steckt in einem Couvert, das den Poststempel: Weimar 16 Jun. 1822 trägt. Adresse von Schreibers Hand:

Herrn Leopold von Henning Hochwohlgeb. nach
frank.
Friedrichsstrasse Berlin
No. 161.

Gesiegelt mit Goethes Wappen, darüber von Goethes Hand: »J W v G«. Das Couvert gehört also zu Nr. 4.

Eine runde von Holz gedrehte Vorrichtung mit zwey kreuzweiss gelegten vier Linien starken, zehn Linien breiten und beynahe 3. Zoll langen Glasplatten.

Herr von Henning von dem ich die ersten erhalten, wird gefällig auch die zweyten besorgen.

Mechanikus Dure an der Ecke der Kloster- und Strahlauerstrasse, ward mir genannt als Verfertiger; erbitte mir auch Rechnung der ersten Sendung. Das Ganze zahle sogleich.

Weimar G.
d. 14. May
1823.

7.[1]

Geneigtest zu gedenken.

Ew. Hochwohlgeb. kann mit wahrem Vergnügen hiedurch vermelden dass der Versuch auf welche Dieselben mich aufmerksam gemacht seine vollkommene Richtigkeit habe, und zwar verhält es sich mit demselbigen folgendermassen.

Es stehe ein entoptisches Glasblättchen ✢ auf einer Spiegelfläche und werde von A. her es sey nun durch

---

[1] Ein Bogen Schreibpapier in Folio, ganz beschrieben. Oben links von H. bemerkt: No. 8. Dictirt. Nur cursiv gedrucktes eigenhändig. Die Zeichnung auf einem besonderen Octavblättchen, ist auf Seite 2 nach dem Text, mit Siegellack aufgeklebt. Das Couvert, mit Goethes Wappen gesiegelt liegt bei. Adresse (vom Schreiber):

Des Herrn Professor von Henning Hochwohlgeb. nach
frank. Berlin

Der Poststempel ist Weimar 28 Nov. 1827. Über dem Siegel steht: »J W v G.« Auf der Rückseite des Couverts zwei Poststempel a) Naumburg 28 11 b) N $\frac{29}{11}$ 5 — Das Porto betrug 10 Groschen, denn mit rother Tinte neben frank die Zahl 10 geschrieben. Auf der Rückseite steht mit Rothstift 8$\frac{3}{4}$.

directes oder indirectes atmosphärisches Licht beschienen so wird sich auf der entgegengesetzten Seite a, für das Auge b das einfache Bild c abspiegeln indem das Durchscheinen nur einfach war. Zugleich wird sich aber das entoptische Bild aus dem Grunde der a Seite nach der Seite d zurückspiegeln und also bey nochmaligem Durchgang für den Beschauer in f. eine doppelte Erscheinung in h, bervorbringen eben wie ein doppelt starkes Blättchen beym einfachen Erscheinen nach der Seite a hin hervorgebracht haben würde. Machen Sie diesen Versuch an einem recht heitern Herbabende so wird er vollkommen gelingen, der Beschauer in f. *darf* nur ein wenig bey Seite treten, damit der einfallende Himmelsschein nicht gehindert werde.

Noch einer Merkwürdigkeit will ich gedenken; dem Auge in b, erscheint das abgespiegelte Bildchen c dem Refractionsgesetze gemäss, als stünde die Glaswand g, etwa in i, dahingegen dasselbe dem Auge in f an unverrückter *Stelle* gleichsam wie in einem Kästchen in k zu liegen scheint.

Der erste Versuch überhaupt wie ich ihn dargestellt habe kann zugleich statt finden wenn zwey Beobachter zu gleicher Zeit sich an beyde Plätze b und f. stellen. Machen Sie Sich den Versuch recht bequem, wiederholen ihn oft mit andern er ist wirklich sehr bedeutend und führt zu immer weitern Aufschlüssen.

(Folgt die Zeichnung, die hier nicht nachgebildet werden konnte.)

Auch will ich von einem Versuche sprechen, zu welchem Herr Prof. Hegel[1] mich veranlasst hat. Sie werden diesen Fall mit dem Freunde, dessen Gegenwart mir so erfreu-

[1] Hegel war im October 1827 in Weimar, und speiste am 18. October bei Goethe zu Abend. Vgl. Eckermann, Gespräche III., S. 150, 151, und Briefwechsel mit Zelter IV., S. 426.

lich als belehrend war, das Weitere zu besprechen die Güte haben.

Derselbe stellte nämlich die Aufgabe: Ob man das im entoptischen Täfelchen sich erzeugende Bild nicht, in einer dunkeln Kammer, gleich wie das prismatische, auch auf eine nicht spiegelnde Tafel projiciren könne?

Ich habe einen Versuch angestellt, finde aber folgendes: Wenn man das entoptische Täfelchen vertikal in die Oeffnung einer dunkeln Kammer befestigt, so muss man die weisse Tafel unmittelbar horizontal darunter bringen, so nahe als wenn das Täfelchen auf dem Spiegel stünde. Da man aber in dieser Lage das durch das Täfelchen einfallende Licht von dem Papiere nicht ausschliessen, solches also nicht dunkel werden kann, so ist die Erscheinung des Bildes auf *diese*[1] Weise nicht zu bewirken.

Hierbey gebe ich zu bedenken dass das, bey dem prismatischen Versuch durch die Oeffnung des Fensterladens einfallende Sonnenlicht ein energisches Bild bewirkt, welches durch den ganzen finstern Raum sich fortsetzt, überall aufgefangen und also auch an jeder Stelle durch das Prisma abgelenkt und gestärkt werden kann; das entoptische Bild aber ist ein schwaches Schattenbild, das sich eigentlich nicht fortsetzt, sondern nur durch Spiegelung in einiger Entfernung sich manifestiren kann.

Demohngeachtet aber scheint mir der Gedanke von grosser Bedeutung, indem er uns zu mancherley Versuchen und Nachforschungen aufregt; denn da alle Bilder sich in die Ferne abspiegeln, und auf einer weissen Fläche, wenn das Licht von ihr ausgeschlossen wird, sich so gut wie im Auge darstellen: so wäre die Frage, warum das entoptische Bild nicht eben diese Rechte für sich fordern sollte. Der geistreiche Experimentator findet entweder

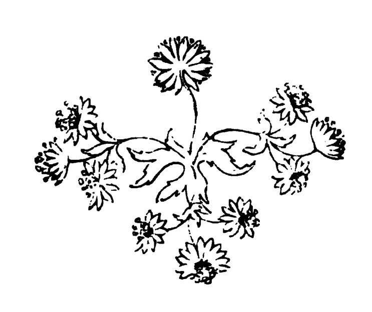
[1] Von Goethe über der Zeile, statt *solche* des Schreibers.

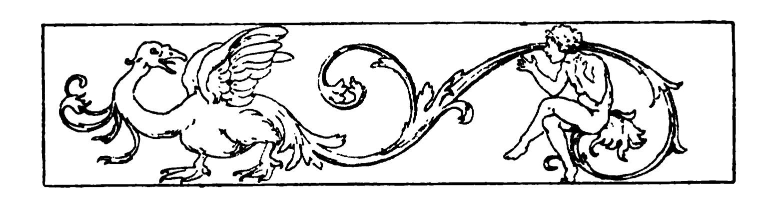


Mittel, dasjenige darzustellen was mir nicht gelingen wollte, oder findet auf diesem Wege irgend etwas, woran man gar nicht gedacht hat.

Weimar 27. Nov. 1827. *Goethe.*

So gerne ich auch Vorstehendem noch manches hinzufügte, so muss ich doch abschliessen, da das Blatt schon viel zu lange bey mir liegen geblieben ist. Ich eile nur noch die schönsten Grüsse und besten Empfehlungen an die dortigen werthen und bewährten Freunde angelegentlichst auszusprechen.





3. Briefe an Heinrich Meyer und Kanzler von Müller.

Mitgetheilt von

Ludwig Geiger.

I.[1]

(An Heinrich Meyer. 22. Juli 1796.)

Ihren letzten Brief von Rom und den ersten aus Florenz habe ich an einem Tage gestern den 21 ten Juli erhalten, die mir zur grossen Beruhigung dienten, denn Sie können sich leicht denken, dass ich mir diese Zeit her mancherlei Gedanken machte. Indessen sind noch drei Briefe an Sie abgegangen; dem letzten war einer von Fräulein von Imhoff beigeschlossen, man wird sie Ihnen wohl von Rom nachschicken, sie enthalten eigentlich nichts als den sorglichen Zustand in welchem wir uns bisher befanden. Indessen ist auch Frankfurt an die Franzosen übergegangen, sie sind in Schwaben eingedrungen, mit der Erklärung Deutschland den Frieden geben zu wollen.

Bleiben Sie indessen als Schweizer und Künstler ruhig in Florenz und studiren Sie diese Stadt, wie Sie Rom

[1] Quartbogen, 3 Seiten beschrieben, dictirt, ohne Unterschrift.

studirt haben, nehmen Sie sich irgend eine Arbeit vor und bringen Sie mir, wenn ich nicht so glücklich sein sollte Sie dort zu sehen, in Ihrem Geiste und portefeuille die wünschenswerthen Schätze mit. Wegen des Geldes seien Sie ganz ohne Sorge, es kann sobald Sie es verlangen nach Zürich bezahlt werden. Ihre Sparsamkeit in Rom ist wirklich evangelisch.

Studiren Sie sich ja recht in die alten Florentiner und nehmen Sie, wie Sie es bisher gethan haben, ja immer das Würdigste zuerst, und alsdann wie es Gelegenheit und Laune giebt, nehmen Sie das übrige subordinirte Kunstwesen gelegentlich mit; suchen Sie das, was sich auf Ihre Person bezieht, was Ihrer Neigung zunächst liegt, was nach Ihrer Schätzung den höchsten Werth hat, zuerst zu ergreifen; gehen Sie, wie Sie es immer thun zuerst in die Tiefe, arbeiten Sie sich selbst zu Danke und Sie werden für andere, für mich und unseren Zweck immer vollkommen sicher arbeiten. Das Einzige bitte ich: setzen Sie sich gegenwärtig in Florenz fest und gehen von da nicht ohne dringende Ursache weg, in Kürze müssen sich die allgemeinen Verhältnisse entscheiden und unsere besonderen werden dann auch dadurch ihre Bestimmung erhalten. Geniessen Sie ja die köstlichen Tage unter den florentinischen Kunstwerken, die mir jetzt bei der Übersetzung von Cellini so lebhaft vor Augen stehn. Das, was Sie von seinen Arbeiten sagen, trifft mit seinem Charakter und seinem Schicksal vollkommen überein; seine Bildung ging vom Einzelnen aus und bei seiner grossen puren[1] Sinnlichkeit wäre es ein Wunder gewesen, wenn er sich durch Reflexion hätte zum Ganzen erheben sollen. Wenn es möglich ist, einige Abdrücke von seinen Münzen zu erhalten, so würden sie zur Zierde unserer Sammlungen gereichen.

---

[1] Von Goethe übergeschrieben.

Die Beschreibung der silbernen Tafeln hat mich sehr lüstern gemacht.

Haben Sie Graf *Gesslern* auf seinem Durchfluge nicht gesehn; er scheint in aller Eil nach Neapel gegangen zu sein.

Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, Sie in Italien zu sehn, vielmehr wächst mein Verlangen, da ich Sie um so viel näher weiss.

Leben Sie recht wohl. Schreiben Sie mir so oft als möglich, damit ich bald erfahre, ob auch unter den gegenwärtigen Umständen meine Briefe bis zu Ihnen durchdringen können. den 22. Juli 96.

Wo befindet sich denn die von Ihnen beschriebene silberne Tafel? Und wären nicht von diesen oder von ähnlichen Werken Gypsabgüsse zu haben? In Gotha sind, wie Sie wissen, die Abgüsse der ehernen Thüren, vielleicht finden Sie kleinere und auch bedeutende Sachen. Nochmals muss ich Sie bitten, setzen Sie sich in Florenz fest und suchen Sie diese unsere übrige Kunst zu erschöpfen. Die Kriegsunruhen sind für Sie als Schweizer und Künstler nicht schlimmer als irgendwo, Sie wissen wie negativ wir in Friedenszeiten sind und nun nimmt Sorge, Parteigeist und Schadenfreude auch beinahe noch die letzte Spur von Selbständigkeit und Communikabilität hinweg. Wieviel wollte ich nicht darum geben, um in diesem Augenblicke bei Ihnen zu sein. Nur der Gedanke, dass Jeder den Seinigen gegenwärtig so nothwendig ist, macht mir die Empfindung einer wenigstens für den Augenblick vereitelten Hoffnung erträglich. Ich wiederhole nochmals: richten Sie sich behaglich ein und seien Sie wegen des bedürfenden unbesorgt. Schreiben Sie mir nur recht oft.

Ihr Aufsatz in den Horen hat auf Ihren Namen im Dezember Monate das Publicum sehr aufmerksam gemacht,

besonders scheinen die Herrn Buchhändler zu glauben, dass Sie gerade der Mann sein müssten ihren deutschen Sudeleien und Minchionerien durch Ihren beigefügten Text den wahren Werth zu geben. Herr *Leo* in Leipzig hat sein Magazin für Freunde des guten Geschmacks der bildenden und mechanischen Künste, Manufakturen und Gewerbe mit dem Ersuchen an Sie geschickt, künftig dazu einen simpliciter ***beschreibenden***, ja aber keinen *critischen* Text zu liefern, die Hefte, die ich mit einem höflichen Briefe zurückschicken will, sind mit einem unvernünftigen Aufwand von Papier und übrigens mit der allerhöchsten Armuth und Magerkeit ins Publicum getreten. Leben Sie nochmals wohl und besuchen mich fleissig mit Briefen in der Einsamkeit.

2.

(An Heinrich Meyer. Weimar, den 1—8. August 1796.)

Ihren dritten Brief von Florenz erhalte ich heute den ersten August, Ihr zweiter war schon vor einiger Zeit angekommen. In den seltsamen Zuständen, in denen wir nicht leben sondern schweben, kann mir nichts Tröstlicheres seyn, als Sie in Florenz zu wissen, und ich freue mich in jedem Ihrer Briefe die Bestätigung des herrlichen Kunstgenusses zu vernehmen, dessen Sie sich an diesem Orte erfreuen. Meine einzige Hoffnung, Sie noch in Italien zu sehen, ruht auf Ihrem Aufenthalte in dieser Stadt. Jetzt, da die Zeit herannaht, in der ich abreisen sollte, fühle ich erst recht lebhaft, wie nöthig mir die Cultur war, die mir eine so grosse und schöne Reise gegeben hätte; Alles, was ich mir statt derselben vornehmen kann, ist ein kümmerliches Wesen und bringt mich nicht vom Flecke, und doch muss ich an etwas denken, das mich zu Hause beschäftigt und mich nicht ganz verfallen lässt.

Denn die Kriegsaspekten sind die wunderlichsten und traurigsten für unser Vaterland. Würzburg ist, da ich dieses schreibe, schon einige Zeit in den Händen der Franzosen sowie auch Stuttgart. Der Zeit und den Umständen nach müssen sie schon viel weiter vorwärts seyn; von Schweinfurt aus sind ihre Seitenpatrouillen bis gegen den Thüringer Wald gegangen; man erwartet sie in Coburg und noch lässt sich die Gränze nicht denken, wo sie stille stehen oder wo sie können aufgehalten werden.

Den 5. August. Schon den 29. July waren die Franzosen in Ulm; wo mögen sie seyn, wenn dieser Brief bei Ihnen eintrifft. Und das sey genug von Kriegsnachrichten.

Fangen Sie ja bald irgend ein Werk an. Wenn Sie die Madonna della Seggiola copiren können, so wäre es äusserst erwünscht. Ich erinnere mich auch keines Bildes, das einen so angenehmen Eindruck hinterliesse.

Überhaupt wiederhole ich nur: richten Sie sich in Florenz ein, als wenn Sie dort leben und sterben wollten. Die Zeit vergeht bey den würdigsten wie bey den unnützesten Beschäftigungen, in der besten wie in der schlechtesten Gesellschaft. Ich darf jetzt nicht daran denken, vom Platze zu gehen, und ich will lieber aus der Noth eine Tugend machen, meine Gedanken inwärts richten und ausführen, wozu sich mir Lust und Neigung darbietet. So werden wir ja wohl den Winter überstehen, und ich habe keinen andern Wunsch, als Sie mit dem ersten Frühjahre in Florenz zu finden und daselbst mit Ihnen eine Zeit lang ruhig zu leben, durch Sie die *sinnlich ästhetische* Cultur zu erneuern und erst wieder ein Mensch zu werden, ehe ich etwas Anderes beginne.

Ich hoffe das Clima soll Ihnen conveniren, vielleicht gehen Sie einige Wintermonate auf Siena oder Pisa. Das sey Ihnen alles überlassen, ich will indess fleissig schreiben.



Der seltsamen Massen florentinischer Bauart erinnere ich mich recht wohl. Finden Sie etwa einige dieser Palläste in Kupfer gestochen, so kaufen Sie solche doch ja, damit uns auch dieses nicht in unserer Sammlung fehle.

Die *Dresdner* Geschmäcke sind nun auch herausgekommen und die illuminirten Kupfer mit ausserordentlicher Delicatesse und Reinlichkeit vollendet. Das ganze Werk qualificirt sich, Prinzen und Prinzessinnen vorgelegt zu werden, wie es denn auch dem Churfürsten dedicirt ist. Was *Schurigt* in dieser Art machen kann, hat er geleistet, und hätte, bei einer vernünftigen Idee und einer weniger *freiherrlichen* Leitung, noch was Besseres und Schicklicheres hervorgebracht. Das ägyptische Zimmer ist im höchsten Grade abgeschmackt, in den übrigen aber manches Gute und Brauchbare; durchaus aber besticht einen die verwundersame Reinlichkeit und Zierlichkeit. Der Text sieht aus wie ein altes Heft eines Schulrectors vor zwanzig Jahren. Wundershalben lasse ich Ihnen den Anfang des Elogii abschreiben (ist unterblieben), wodurch das Werk im Modejournale introducirt wird; eigentlich sollte dieses Specimen im chinesischen Zimmer vorgelesen werden.

Um von dem etrurischen Wesen etwas zu reden, so sagen Sie mir doch, was nennen Sie griechische Werke *späterer Zeit*? von denen sich die Graburnen in der florentinischen Sammlung im Style nicht unterscheiden.

Auf die Beschreibung der Zimmer der Prinzessin *Altieri* bin ich voller Verlangen.

Von Gotha höre ich, dass das römische Manuscript in Venedig angelangt sey; haben Sie denn Ihre Aldobrandinische Hochzeit dabei gelassen?

Es ist ein wunderliches Werk von Diderot sur la peinture herausgekommen, das er im Jahre 1765 geschrieben haben mag, wie man aus der Recension der Ausstellung der Pariser Akademie von gedachtem Jahre, die zugleich

mitabgedruckt ist schliessen kann. Beide Schriften sind dieses seltsamen genialischen Sophisten würdig. Paradoxen, schiefe und abgeschmackte Behauptungen wechseln mit den luminosesten Ideen ab, die tiefsten Blicke in das Wesen der Kunst, in die höchste Pflicht und die eigenste Würde des Künstlers stehen zwischen trivialen und sentimentalen Anforderungen, so dass man nicht weiss, wo einem der Kopf steht. Das Pariser gesellschaftliche Gewäsch, die falschen lügenhaften Wendungen verführen ihn oft wider besser Wissen und Gewissen und auf einmal dringt seine bessere Natur sein grosser Geist wieder durch und er trifft Schlag auf Schlag wieder den rechten Fleck. Es wäre eine gar artige und lustige Arbeit wenn man Muth genug hätte das Werk zu übersetzen und immer mit seinem Texte zu controvertiren oder ihm Beifall zu geben, ihn zu erläutern oder erweitern. Vielleicht schicke ich Ihnen wenigstens ein Stückchen auf diese Art behandelt nächstens zu.

Für heute will ich diesen Brief schliessen denn ich habe Ihnen von nichts zu sagen, was aussähe wie die Kapelle des Masaccio, zu der mein Geist in diesem Augenblicke so vergeblich strebt, als die Geister der Christgläubigen nach dem Schauen des neuen Jerusalem.

Von unseren Entstehungen in der Nachbarschaft mag ich Ihnen nichts sagen, das römische Haus wird mit jedem Tage unrömischer und die Seiten der Luft und Hintertreppe immer abscheulicher je fertiger alles darum herum wird. Die Gegenseite nach Belvedere zu sieht indessen, auf oder ab so ruhig und vernünftig aus, dass man sich wirklich daran erfreuen kann. Das hinterste Zimmer durch das wir verzweifelten macht nun Gott sei Dank auch die Verzweiflung aller derer, die damit zu thun haben. Wenn es fertig ist, so verspreche ich, dass kein Mensch, von welcher Art er auch sei einen behaglichen Augenblick darin haben soll.

Leben Sie recht wohl und schreiben Sie mir oft! Unsere Correspondenz scheint Glück zu haben. Denn auch Ihre Briefe kommen mir zur rechten Zeit. Ehestens wird eine grosse Litanei Fragen über Florenz und was dem an- und abhängig erfolgen. Besuchen Sie ja Fiesole so bald als möglich und geben mir eine Schilderung. den 8ten August 1796. Die Franzosen sind in Nürnberg. Dominus vobiscum in saecula saeculorum amen!

3.[1]

An Heinrich Meyer. *Weimar 17/18. Aug. 1796.*

Dieses Blatt soll heute nur Beilage zu der Idylle werden, der ich eine gute Aufnahme wünsche; sie eröffnet den Schillerischen Musenalmanach und ist dieses Frühjahr in Jena zu Stande gekommen. Ich habe noch manches Andere im Sinn, wozu sich aber bis jetzt noch keine Stimmung finden wollen.

Indessen die Franzosen an der Donau sind, macht sich unsere Situation noch ganz leidlich. Die sämmtlichen sächsischen Contingente sind zurück und es ist ein Cordon vom Voigtlande an bis nach Creuzburg am Thüringer Walde hergezogen und in dieser Positur hofft man sächsischer Seits durch preussische Mediation gleichfalls zur Neutralität zu gelangen. Das ist das Neueste und, wie Sie sehen, nicht das Schlimmste.

Für die römische Wundergeschichte danke ich, schicken Sie doch manchmal ein Stückchen Florentinische Zeitung, damit man wenigstens einen Blick in die italienischen Zustände thun möge.

Wieland schreibt aus der Schweiz, dass Sie schon am Züricher See angelangt seien, und dass er hoffe Sie ehster Tage zu sehen. Ich freue mich indessen, Sie vor den

[1] Kleiner Octavbogen, dictirt, nur G. eigenhändig.

Florentinischen Kunstbildern zu wissen, möchten Sie doch noch lange dabei verweilen. Nehmen Sie, wenn Sie mit Raphael fertig sind, ja die Arbeit vor, zu der Sie den meisten Trieb fühlen: es wäre fürtrefflich, wenn Sie den interessanten Theil aus Michelangelo's Bild wählten. Schreiben Sie mir doch auch so ein bischen über die Lebensweise in Florenz und wie man auf eine leidliche Weise sich mit Quartier und Kost einrichtete, freilich eine hübsche Wohnung müssten wir haben, etwa auf den Arno hinaus. Doch davon künftig mehr, wenn es wirklich möglich ist, dass ich mich in Bewegung setze.

Über Ihre schematische Recension des kleinen Bildes sage ich nächstens mehr, wenn ich sie besser werde studirt und mit unsern Rubriken zusammengehalten haben. Auf alle Weise scheint mir eine solche Beschreibung die einzig nützliche, denn obgleich niemals dadurch eine Anschauung erweckt werden kann, so sind doch darin alle Elemente des Urtheils enthalten und ist also sehr viel geleistet.

Ich gehe heute nach Jena mit Schillern manches zu besprechen und zu berathen, wobei wir Ihrer im Besten gedenken werden. Die Hausfreundin grüsst und wünscht Ihnen bald wieder eine gute Suppe zu kochen und Sie aufs Beste zu pflegen, welche fromme Wünsche denn freilich leider mit den unsrigen in Widerspruch stehn.

Nächstens schreibe ich mehr und schicke noch einige Blätter vom neuen Almanach und wünsche bald wieder von Ihnen zu hören.

Cotta schreibt, Tübingen habe wenig gelitten.

Das Hauptquartier des Generals Jordan war am 10ten in Erlangen. Es ist eine Erklärung von ihm da, dass er bis zur Ankunft einer Erklärung vom Directorio die sächsischen Lande nicht berühren wolle. Er konnte sie umsomehr von sich stellen, als es ohnehin sein Weg nicht ist. den 18 August 1796. G.

4.[1]

An Heinrich Meyer. *15 Sept. 1796.*

Ihre beiden Briefe Nro 5 und 6, besonders den letzten habe ich zu rechter und guter Zeit erhalten und einige Tage angestanden, darauf zu antworten, um nunmehr desto vollständiger sein zu können. Ihre Geldangelegenheit ist zuvörderst in Ordnung gebracht und ich habe durch Cotta an Hr. Escher 200, sage zweihundert Laubthaler auszahlen lassen und wäre also in Zürich eine kleine Casse für Sie formirt. Sobald ich nach Hause komme, will ich Ihnen Ihre Rechnung schicken, woraus Sie ersehen werden, dass Sie bisher meist Ihre eignen Capitalien aufgewendet haben. Ich setze Sie um so lieber darüber ins Klare, damit Sie sich desto weniger Gewissen machen auch über meine Casse zu disponiren. Leben Sie nur vergnügt und zufrieden, denken Sie, dass der Augenblick unschätzbar ist und dass Sie bei so mannigfaltigem Genuss durch Schreiben und Bilden grosse herrliche Schätze sammeln. — Vielleicht erinnern Sie sich eines göttingischen Unternehmens, das die Geschichte aller Wissenschaften umfassen sollte, ich habe die Geschichte der neueren Kunst von *Fiorillo* stückweise vor mir, von der ich nur soviel sagen kann, dass sie viel Neigung zur Sache, auch eine gute Belesenheit verräth, aber ich müsste mich sehr irren oder das Ganze muss unglaublich kraftlos werden. Wenn man darin liest, so erfährt man etwas, aber man schaut nichts an, es ist wie die engliche Übersetzung des Cellini, wo gerade die kunstreichen Characterzüge worauf das höchste Interesse ruht ausgelöscht sind. Eben in Fiorillo find ich die Recension gewisser Gegenstände, die mir sehr gegenwärtig

[1] 6 SS. in 4°, dictirt, ohne Unterschrift.

sind, äusserst schaal, dann schlägt er sich wieder mit Papierhelden herum, wie z. B. mit *Ramdohr,* wo er zwar in der Sache Recht hat, aber den Capitalfehler begeht, dass er ihrer wenigstens gedenkt. Die Hauptfrage wird sein, ob wir ihm bei unserm Unternehmen etwas zu danken haben werden und dann wollen wir seiner *mit Ehren* gedenken. — Ihren Antrag an *Leo* habe ich sogleich befördert. Mein Vorschlag ist der: sobald ich seine Erklärung weiss und sie kommt wahrscheinlich vor Abgang dieses Briefes schreibe ich sie Ihnen und Sie schicken mir alle Zeichnungen. Finde ich etwas darunter, was ich zu künftigem Gebrauch, es sei nun für den Herzog oder für mich, zu verheimlichen wünsche, behalte ich zurück,[1] das übrige schicke ich an Leo, dem ich prompte Bezahlung an mich zur Pflicht mache und ich lasse sogleich den Betrag des Ganzen, sowohl für die fortgeschickten als für die zurückbehaltenen nach Zürch bezahlen. Dadurch kommen Sie aus allen Buchhändler- und Messverhältnissen, Retardaten und Quäkeleien. Sollte er ein zu geringes Gebot thun, so könnte man die sämmtlichen Zeichnungen, zu einem ehrsamen Preis beim Schlossbau behalten. Sollten Sie nicht überhaupt Aquarellcopieen im Grossen nach Raphaelischen Arabesken in Rom oder auf eine andere Weise dergleichen Muster erhalten können, dass man bei vorkommenden Fällen doch irgend ein Anhaltens hätte. So werden nun z. B. die *Blumenmonstra* (so will Cellini, dass man sie heissen soll) im neuen Hause aufs Betrübteste und auf eine rettungslose Weise verpfuscht, so dass sie wirklich Augenschmerzen erregen. *Horny*, dem seine Heirath das bischen Künstlerenergie noch ganz abzuzapfen scheint, hat ein paar Banden mit kleinlichstem Jammer und der manierten[2] Strichelei ohne Sinn und ohne

[1] So statt »so behalte ich es zurück«.

[2] Soll jedenfalls: manirirten heissen.

Affect gemalt. Diese Kartenmuster nehmen sich desto schlechter aus, als er einige Blumen dazwischen, nach der Natur, mit glücklicher Hand und recht guter Farbenhaltung gleichsam aus Verzweiflung angebracht hat, jene sind nur bunt und steif, diese lebhaft und wahr, und da die Sache so steht, hat *Krause* endlich ein paar Musterblumen, — von mässiger und eher matter Färbung in einer nicht verwerflichen Art hingemalt, so dass man, es mag nun eine von denen drei Methoden die Oberhand behalten, immer in Betrachtung dieser Zierrathen verworren und zerrissen sein wird. Wollten Sie hierauf zu eigner Satisfaction und zum Gebrauch für die Zukunft, wenn man seine Pferde beschlagen zu lassen vielleicht vor die rechte Werkstatt gehen wird, etwas sammeln oder anschaffen können, so soll es an schnêller Wiedererstattung nicht fehlen, besonders da wir jetzt den Weg über Zürich und Stuttgart so leicht offen haben. *Cotta* hat ohnedies in Rücksicht meiner italienischen Reise mir die Zahlung dessen was ich bei ihm stehen habe zu jeder Zeit zugesichert. — Lassen Sie sichs übrigens recht wohl in Florenz sein und danken Sie es Ihrer politischen Ahndungskraft dass Sie den rechten Weg ergriffen haben, dahin zu gehen. Graf *Gessler,* der bei Ihnen vorbeigegangen ist, schreibt aus Neapel, es sei sehr unangenehm daselbst zu existiren, indem man in grosser Verworrenheit lebe und besonders die Ombrage gegen Fremde höchst lästig sei; man dürfe keinen Hügel ersteigen, so komme man schon in Verdacht einer Spionerie u. s. w. Da mag es denn freilich dem Landschaftsmaler durchaus schlecht ergehn. Ich kann nur immer wiederholen: Bleiben Sie ruhig am Arno, wie ich an der Ilm und Saale auszuharren denke, bis die Weltangelegenheiten sich einigermassen aufklären. — Die Kriegsbegebenheiten sind die sonderbarsten von der Welt, der linke Flügel unter Jourdan, der schon bis in die Oberpfalz hineindrang,

ist dergestalt zurückgeschlagen, dass Bamberg und Würzburg und wahrscheinlich schon Aschaffenburg wieder in den Händen der Österreicher ist. Gedachter General hatte am 3. Sept. sein Hauptquartier in Brückenau und kann sich wahrscheinlicherweise erst hinter der Lahn setzen, Frankfurt geht darüber ganz zu Grunde, man hat ohnerachtet der übermässig weggeschleppten Geiseln mit Plünderung gedroht, weil die unerschwingliche Contribution nicht gezahlt werden konnte. Überhaupt ist dieser Rückzug der Franzosen unglücklich, weil die Bauern im Fränkischen und anderen Gegenden aufgestanden sind, sich zu einer Art von Corps formirt, die Flüchtigen niedergemacht und ihnen alle Beute abgenommen haben. Dagegen haben die Franzosen an anderen Orten viele Grausamkeiten verübt. — So sieht es gleich vor dem Thüringer Walde aus, indessen wir hinter demselben und unserm Cordon in gleichgültiger Ruhe fortleben. Der Bischof von Fulda hat einige französische Commissärs von nacheilenden Bauern gerettet und ist in seiner Residenz geblieben und hat die Franzosen an seiner Tafel bewirthet. Man hat die Requisitionen gegen ihn suspendirt, das wenigstens als Frist für den Augenblick immer ein Glück ist. Nun steht von der andern Seite Moreau bis München, von dessen neuesten Thaten oder Leiden wir noch nichts wissen können. Die Franzosen sind in Tirol bis gegen Reveredo und wie oder was dort weiter werden kann sollten Sie eigentlich früher als wir erfahren. — Indem wir nun auf alles dieses nicht wirken und dabei nichts gewinnen, sondern nur verlieren können, so ist es desto mehr Pflicht unsere eigenen Verhältnisse recht wohl zu beherzigen und das Vortheilhafteste zu thun. Lassen Sie uns unsern Hauptplan nicht aufgeben, ich arbeite ihm durch Beobachtungen, Betrachtungen und besonders Schematisirung der interessanten Capitel und Rubriken immer entgegen. Lassen Sie sich durch das

leichte Miniaturwesen[1] der Welt nicht irre machen und wählen Sie immer das Beste und wenn unsere Worte gelten sollen, so müssen die Sachen auch gelten, an die wir unsere Zeit wenden. Doch will ich dadurch nicht die nöthige Vorsicht ausschliessen. Können Sie etwa diesen Winter irgendetwas in Oel malen und einen Gegenstand finden, der zugleich gründlich und gefällig für uns und die Welt ist, wie denn doch eigentlich das beste sein sollte, so lassen Sie sich Zeit, Fleiss und Kosten nicht verdriessen; ich will indessen vom rechten Wege auch nicht abweichen.[2]

Aus dem Vorstehenden werden Sie Leos Anerbieten sehen, das freilich sehr gering ist, ich beziehe mich aber deshalb auf das, was ich auf dem vorigen Blatt gesagt und überlasse Ihnen das Weitere. Indessen ist Ihr Brief Nro 7 vom 20. August auch angelangt schreiben Sie nur immerfort. In diesen Tagen hat sich wieder das ganze Kriegsschicksal umgekehrt. Der Franzosen linker Flügel ist in einem Zug aus der Oberpfalz bis an die Lahn zurückgedrängt worden; Frankfurt ist wieder in den Händen der Kaiserlichen, die Franzosen haben an Contribution 8 Million Livres erhoben. Wie es mit dem rechten Flügel unter Moreau bei München steht, wissen wir noch nicht.

In dieser allgemeinen Ungewissheit bleibt uns wohl beiden nichts übrig als auf dem Platze stand zu halten, ich wünsche nur, dass der Aufenthalt in Florenz Ihnen nicht gar zu unangenehm fallen möge. Freilich sind Sie so

---

[1] So muss es statt »Mignatur«, wie der Schreiber geschrieben hat, heissen.

[2] Darauf folgt Auszug aus einem Briefe des Hr. Leo, s. oben S. 230, der Meyers Zeichnungen zur Ansicht wünscht und mittheilt, dass er für eine Möbeln darstellende Zeichnung, die eine Seite seines Blattes fülle, 5 Thlr., für Zeichnung einer Gartenpartie 7 Thlr. zu zahlen bereit sei.

ganz allein und ohne Mittheilung, indem wir hier in der Mittheilung ohne Anschauen leben. — Ich will sehen, dass ich Ihnen durch *Escher* einen Musenalmanach nach Florenz schaffe, der äusserst toll gerathen ist und noch viel toller sein könnte, wenn wir unsern Vorrath nicht so gar mässig gebraucht hätten. — Wir sind diese Tage über *die Wahl des Gegenstandes bei Kunstwerken* sehr im Gespräch gewesen, sammeln Sie doch ja auch auf diesen Punkt, es ist der erste und letzte und da man die ganze Materie nicht dogmatisch sondern critisch behandeln könnte, da man überall glückliche und unglückliche Beispiele könnte reden lassen, so wäre es eine recht schöne Gelegenheit, in und mit dieser Frage soviele andere zur Sprache zu bringen. Versäumen Sie nicht mir manchmal auch eine recht ausführliche Beschreibung eines wichtigen Kunstwerks nach unserm beliebten Schema zu überschicken. — Ich muss nun schliessen und den Brief auf die Post geben denn sonst findet sich immer noch was Neues und Veränderliches. Leben Sie indessen schönstens wohl. Vom Sauerkraut soll nächstens eine Probe gemacht werden. — Die Hausfreunde wünschen sehnlich Ihre Wiederkunft und versprechen die allerbeste Bewirthung. den 15. Sept. 1796.

Die vorstehenden vier Briefe an Heinrich Meyer werden hier aus den Originalen der Grossherzoglichen Bibliothek in Weimar, zur Ergänzung der im vorigen Bande abgedruckten, mitgetheilt. Sie mögen zur weitern Beleuchtung des seltsamen Verfahrens dienen, welches Riemer bei der Veröffentlichung des zu seiner Verfügung stehenden gesammten Briefschatzes beobachtet hat. Von diesen 4 Briefen nämlich — den ersten, welche Goethe an den in Florenz weilenden Freund geschrieben hat, — berücksichtigte er überhaupt nur einen einzigen (Nro 2), konnte aber auch hier nicht unterlassen, nach seiner beliebten Manier kleine Stücke aus der Mitte auszulassen: »den 5. August — hinterliesse« (S. 224) »Ich hoffe — Sammlung fehle« und den ganzen Schluss von den Worten an: »Es ist ein wunderliches Werk von Diderot« (S. 225 fg.) einfach zu streichen. Der Grund solcher Auslassung lässt sich ebensowenig

angeben, wie die Nichtbeachtung der übrigen Briefe; jene Schlussstelle über Diderot gehört zu den interessantesten des ganzen Briefs und die übrigen Briefe mit ihren genauen Mittheilungen über politische Neuigkeiten zeigen ein bei Goethe sonst wenig vorkommendes Interesse. Auch in anderer Beziehung sind diese Briefe, wie die an Meyer überhaupt merkwürdig, wegen der vielfachen Bemerkungen nämlich, die Goethe über Christiane »die Hausfreundin« macht und wegen des überaus freundschaftlich innigen Tones, der die an Meyer gerichteten Briefe überhaupt durchzieht.

Im Einzelnen ist nicht viel zu bemerken. Der mehrfach erwähnte Graf Gessler ist der preussische Gesandte in Dresden, der in den Briefwechseln jener Zeit, z. B. dem Schiller-Körnerschen eine Rolle spielt. — Der Meyer'sche Aufsatz in den Horen ist die Abhandlung (1. Jahrg. 9. Stück S. 11—29): »Beiträge zur Geschichte der neuen bildenden Kunst«, auf die freilich im Dezember kein anderer folgte. Der nächste von Meyer geschriebene ist die Notiz: »Neueste Zimmerverzierung in Rom« (2. Jahrg., 9. Stück, S. 79—84), eben die Beschreibung der Zimmer der Prinzessin Altieri, welche G. (S. 225) erwartet. — Die von Goethe mitgetheilten Kriegsnachrichten liessen sich vermehren, wol auch berichtigen. Ausser aus den Zeitungen schöpfte er, wie es scheint, aus Cottas Briefen an Schiller seine Nachrichten. — (Vgl. Goethe an Schiller 30. Juli 1796.)

Die Schrift Diderots, der essai sur la peinture erschien 1796; er ist jetzt in der neuen Ausgabe von Diderots Oeuvres X, S. 455—520 zu finden. Seiner Absicht, die Schrift zu übersetzen und zu commentiren gedenkt Goethe auch in anderen Briefen jener Zeit z. B. an Schiller 10. 17. Dez. 1796, eine spätere Bemerkung Schillers vom 7. Aug. 1797, doch wurde dieselbe später nur zum Theil ausgeführt — Übersetzung und Commentirung der zwei ersten Capitel, während das Werk deren 7 besitzt — und erschien zuerst in den Propyläen 1798 (Werke, Hempel XXVIII, S. 34—92). — Das »römische Haus« ist das kleine Gebäude im Weimarer Park, das noch heute diesen Namen trägt.

Am 18. August 1797 wollte G. (vgl. den Schiller-Goethe'schen Briefwechsel) in Jena sein und reiste erst Anfangs October zurück. Der letzte Brief ist daher aus Jena zu datiren. — Fiorillo (1748—1821) schrieb das Werk: »Geschichte der zeichnenden Künste von ihrer Wiederauflebung bis in die neuesten Zeiten«, Göttingen 1798—1808, 5 Bände. Das Göttinger Gesammtwerk, dem auch diese Arbeit ange-

hört, umfasst ausserdem die Werke Eichhorns, Wachlers, Bouterwecks u. A.

5.

An Kanzler von Muller. *Weimar 3. August 1826.*

Es ist sehr schön, mein Theuerster, viel Gereister und Reisender, dass Ihr lieber Brief gerade so ankommt, dass ich so viele gute und freundliche Nachrichten erwiedern kann. Ich beginne daher sogleich von demjenigen, was an mir Bleybenden vorbeyreiste, eilig aufzuzeichnen. *Zelters* Verweilen brachte mir unsägliches Gute, ich konnte ihm manches inzwischen Entstandene, Gesammelte, Redigirte vorlegen und von ihm wieder empfangen, was in der Zwischenzeit von ihm ausgegangen und sich an ihn angeschlossen hatte. Ausser einer vortrefflichen Phantasie von Hummel entwickelte sich leider nichts Musikalisches in unserer Umgebung, indessen benutzten wir treulich Tag u. Stunde auf mancherley Weise. Bibliothekar Spiker trat ein, und gab Gelegenheit zu reicher Unterhaltung. Zelter und seine Tochter blieben bis zum 19 Juli. Schmeller hatte dessen Bild recht glücklich fest gehalten.

Der Band Tragödien von Lord Byron mir schon 1821 zugedacht und zugeschrieben, war, wenn ich nicht irre schon bey Ihrer Abreise bey mir angekommen; dadurch ward ich angeregt, Sardanapal, die beiden Foskaris, Cain wieder zu lesen, zu immer grösserm Erstaunen des bewundernswürdigen Talents.

An »Kunst und Alterthum« wurde fortgedruckt, so dass der Schluss dieses Stückes schon in die gierigen Hände des Setzers gelangen konnte, und ein abgeschlossenes Exemplar bei Ihrer Rückkunft aufwarten kann.

Herr Präsident Weyland ist von Paris zurückgekommen, von gesundem, jugendlichem Ansehn; die von ihm übernommene Grossherzogliche Biographie dünkt mir sehr

gut gerathen; er hat die Stellung, in der er sich befand und befindet, vollkommen gut genutzt; er konnte auftreten als vieljähriger Mitlebender und Mitwirkender, die *Mittelglieder* sowie die Resultate überschauend. Mit Gradheit und Aufrichtigkeit, gebildetem Sinn und Vortrag. Diese bedeutende Arbeit hätte in keine bessere Hand gelangen können.

Auch ist mir seine Rückkehr durch manches Mitgebrachte sehr erfreulich gewesen; Stapfers Übersetzung meiner dramatischen Werke kamen dadurch vollständig in meine Hände; Baron Cuvier sandte die besondern Abdrücke seiner im Institut neuerlichst gehaltenen Vorträge. Wenn man sie nach einander mit Ruhe liest, so erstaunt man über den Reichthum des wissenschaftlichen Gehalts, über das bewegte Leben, wodurch dieser zusammen geführt wird, wie über die Klarheit und Fasslichkeit des Vortrages. Der Gelehrte, der Welt- und Geschäftsmann treten vereint auf.

Zufällig sind mir in diesen Tagen der neueste Plan von Paris und sehr schöne topographische Kupfer dieser Weltstadt zur Hand gekommen, und ich wusste nicht alles zu erwähnen, was mich nöthigt meine Gedanken öfters in jenen Gegenden walten zu lassen.

Freund Meyer ist glücklich wieder von Carlsbad zurück, nach eigenem und des Arztes Zeugniss von den so geprüften Quellen auch diesmal begünstigt.

Der gleichfalls zurückgekommene Herr von Conta bringt das Gleiche, am meisten aber Frau Oberkammerherrin brieflich und mündlich durch die Rückkehrenden, rühmt sich eines allgemeinen Wohlseyns, ja erfreulichster Verjüngung.

Unserm werthen Herrn Gener. Superintendenten ist es nicht so gut in Franzesbrunnen ergangen, er hat es mit Marienbad vertauscht. Was Frau Gräfin Henkel und Fräu-

lein Ulrike von diesen Wassern zu sagen haben, ist uns noch nicht ganz klar geworden.

Von Wilhelmsthal hört man nur das Allerbeste; Serenissimus werden gerade heut in Brückenau angelangt seyn. Dass es Ihnen dort so wohl gegangen, freut mich von Herzen, ob sich gleich einige Betrübniss dazu mischt, dass meine Immobilität mich abhält, dem wohlwollenden Fürsten und Herrscher mich gleichfalls zu nähern und für so viel Gnade mich dankbar zu erweisen.

Gerade in diesem Zusammenhange kann ich nicht verschweigen, dass eines jungen Braunschweiger Maler Ludwig Sebbers gar hübsches Talent mich verleitet hat, ihm mehrere Stunden zu gewähren, da er eifrigst wünschte mein Portrait auf Porzellan zu malen. Er will in München des Königs Majestät als Kronprinzen mit Glück auf eine Vase gemalt haben; meine Züge hat er mit Sorgfalt auf eine Tasse gebracht und sich dabei in seinem Fache ebenso geschickt als aufmerksam bewiesen. Die Unterhaltung mit ihm war nicht ohne Nutzen, wenn ich auch nur das berechnen wollte, dass ich von der Technik dieses so weit ausgebreiteten Metiers mich sehr unterrichten konnte.

Am wenigsten darf ich vergessen zu referiren, dass Rath Vogel von Wilhelmsthal sehr glücklich zurückgekommen; er hat sich dort gefallen, weil er gefiel, wovon ein eigenhändiges Zeugniss des Fürsten zu mir gelangt ist.

Heinrich Müller hat ein paar Blätter geschickt, woraus wenigstens ersichtlich ist, dass er nicht feyert; ein einzelnes Portrait, welches man gelten lässt, wenn man es nicht mit Bendixens Arbeit vergleicht, dazu ein wunderliches Familienbild: ein Vater mit wohlgebildeten erwachsenen Söhnen und einer Tochter. Der Papa sitzt und sieht so impassible drein, wie Fürst Talleyrand auf dem Congresskupfer. So stehen denn auch die Kinder aus dem Bilde heraus und vor sich hin, eben als wenn sie weder dem Vater

noch sich einander angehörten. Der gute Künstler hat es wohl gefühlt und bevorwortet seine Arbeit durch das Unerfreuliche seines Gegenstandes. Möge seine Reise nach Paris ihn auf das beste fördern! ich bin durch die ausführliche Unterhaltung mit Boisserée über diese Technik so von ihrer Schwierigkeit durchdrungen, dass ich für den Einzelnen, der sich damit befasst, kaum ein günstiges Gelingen hoffen darf.

Demoiselle Sonntag, auf die ich niemals viel gerechnet habe, zu lange in Paris aufgehalten, hat sich nur durchgeschlichen, um in Berlin zur rechten Zeit anzukommen. Mir ist es nach meiner Weise wirklich angenehm; denn was man nicht immer haben kann, soll man lieber ganz entbehren. Überhaupt bin ich dahin gelangt, am liebsten ein vernünftiges Wort zu hören. Sie aber hat doch etwas versäumt, denn ihr war zugedacht, was sie hätte aufweisen können. Und dann wissen Sie doch auch, dass der Dichter nicht gerne sieht, wenn sein Licht unter dem Scheffel verlischt und er einen guten Einfall secretiren muss.

Glücklich sind Sie daher zu preisen, mein Theuerster, dass es Ihnen so schön gelungen ist, ein Geschenk in Brückenau zurückzulassen, das gewiss Freude gemacht hat und machen wird.

Zelter ist wieder in Berlin freudig angelangt, hat mich mit einer gar hübschen Composition erquickt, von der auch Sie, wie ich hoffe, fröhlich aufgeregt werden sollen.

Hiemit aber sey es über genug und nur zum Schluss noch die allerbeste Grüsse den werthen Freunden in Pempelfort. Bey Ihrer Rückkehr hoff ich, werden Sie mir Lokal und Bewohner auf das lebhafteste vergegenwärtigen. Und so immerfort eine glückliche Reise!

treulichst

Goethe.

Der vorstehende behagliche Plauderbrief, wie die im 2. Bande mitgetheilten Briefe an Müller, nur durch Diezel'sche Abschriften aus dem Kanzler Müller'schen Archiv bekannt, enthält eine Fülle von bemerkenswerthen Nachrichten. Der Adressat, Kanzler Müller, war nach Baiern gereist, hatte in Brückenau den König von Baiern kennen gelernt, ein Gedicht auf ihn gemacht und war von demselben ausgezeichnet worden. — Zelter kam am 7. Juli in Weimar an, dass er zum 19. blieb, meldet Goethe, demnach ist seine Rückkehr nach Berlin am 24. Juli, nicht wie im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel IV. 186 steht: Montag 14. Juli erfolgt. Unmittelbar nach seiner Ankunft, am 26. Juli schickte er »Dein liebes schönes Liedchen, das sich leicht genug notirt«. Schmeller malte Zelter für Goethes oft erwähnte Sammlung von Porträts aller literarisch oder künstlerisch bedeutender oder persönlich ihm bekannter Zeitgenossen. Goethe bemerkt an Zelter am 5. Aug. über das Bild: »Dein Porträt steht auf der Staffeley, theilnehmend und Zeugniss gebend. Gewiss ist diese bildliche Gegenwart, als Fortsetzung der wirklichen, höchst erfreulich. — Sam. Heinr. Spiker aus Berlin, Bibliothekar daselbst. Er stand auch ferner gelegentlich mit Goethe in Beziehung. Vgl. Goethe und Zelter VI. 162. —

Über die Byron'sche Sendung ist ein ausführlicher Bericht bei Eckermann zum 26. März 1826 Band I. S. 172fg. — Weyland ist Phil. Christ., Präsident des Landschaftscollegiums, seine Biographie des Grossherzogs ist im deutschen Regenten-Almanach, B. F. Voigt 1827 gedruckt. — Stapfers Übersetzung der Dramen Goethes erschien u. d. T.: Oeuvres dramatiques de Goethe, traduites de l'allemand; précédées d'une notice biographique et litéraire 4 voll.; ein Aufsatz Goethes darüber in den Werken, Hempel XXIX. 678—691. — Die Beurtheilung der Aufsätze Cuviers findet sich wörtlich gleichlautend in einem Briefe an Zelter 5. Aug.; dort geht der Beurtheilung noch ein Wort über den Inhalt der Sammlung: »theils wissenschaftliche Übersichten, theils sogenannte Elogen, nach dem Tode einzelner Männer Darstellung ihres Wesens und Wirkens.« — Der Generalsuperintendent ist Joh. Friedr. Röhr (1777—1848), seit 1820 in Weimar; die übrigen Weimarer Persönlichkeiten bedürfen keines weitern Eingehens. Die kunstvolle Tasse mit dem Goethebild des Malers Sebbers befindet sich bekanntlich jetzt auf der Weimarer Bibliothek. — Rath. Vogel ist der neue grossherzogliche Leibarzt; das Zeugniss des Fürsten ist der Brief Karl Augusts, Wilhelmsthal, 30. Juli 1836. — Die berühmte Sängerin Henriette Sonntag

war am 3. August, dem Geburtstage des Königs in Berlin. Anfragen und Notizen über sie im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel IV., 189, 192, 194, 212. Sie sollte sich ein schon im Juli entstandenes Gedichtchen holen, das seit 1833 in den Werken steht, jetzt Hempel III. 347.

6.

An Kanzler von Müller. *Weimar 27. Oktober 1827.*

Wenn schon E. G. diesmal nicht ganz aus freyem, frohen Wollen sich in München befinden, so begrüsse doch dieselben daselbst aufs beste und wünsche Glück, dass Sie in dem Falle sind, Ihro Majestät dem Könige persönlich lebhaft unsern Dank auszusprechen; auszudrücken, wie sehr wir empfinden, dass er durch theilnehmende Gnade unser Thun und Streben aufs innigste und kräftigste gefördert und seinen so grossen und herrlichen Wirkungskreis aufs neue weit und würdig ausgebreitet hat. Durchdringen Sie sich von allen dem, was dort geschieht, damit wir in der Ferne immer mehr einen klaren gründlichen Blick dorthin wenden, wo so vieles geschieht, was den grössten Einfluss auf unsere hochbewegte Zeit hat und haben muss. Gar manches vernahm ich durch Vermittelung Zelters und anderer Freunde, und nun hoffe ich, durch Sie, mein Theuerster, eine recht vollständige Erfüllung. Können Sie mir das auf einem Beiblättchen bezeichnete Werk gefällig mitbringen, so geschieht mir ein grosser Dienst; ich habe solches durch den Buchhandel bisher nicht erhalten können.

Übrigens war diese Tage her Ihre Gegenwart durchaus vermisst. Die Herren Zelter und Hegel, der junge Meyer und sonstige bedeutendere Gäste hätten durch Ihre Gegenwart an Unterhaltung auf jede Weise gewonnen und dagegen auch manches wieder zu Gute gegeben. Wenn nun aber zuletzt Graf Reinhard mit Gattin und Sohn aus Norden eintraf, so ward der Mangel Ihrer Gegenwart erst

besonders fühlbar. Ihre Frau Gemahlin wird freundlich berichten, wie es bey dem frohen, leider einzigen Mittagsmahl zugegangen. Vater und Sohn haben zu Gattin und Stiefmutter ein gar zartes liebevolles Verhältniss, das sie alle Unbilden einer schweren und gefährlichen Reise gefasst ertragen liess. So hat auch das Kleeblatt bey Hof und durchaus den besten Eindruck gemacht. Ich habe nicht zu sagen, dass die Dame sich in Heiterkeit und Anmuth immer gleichbleibt und auf jede Umgebung günstig wirken muss.

Die zweite Lieferung meiner Werke ist wenigstens in Aushängebogen angelangt; neue Forderungen aber entwickeln sich täglich; ein Heft von Kunst und Alterthum bereite vor, es soll mich freuen, wenn Sie mir irgend etwas auch zu diesem Zwecke von Süden zurückbringen. Hofrath Meyer ist wohl und munter aus dem Vaterlande in Weimar gern und mit Vergnügen eingetroffen; er gesteht, dass er sich dort wie ein erwachender Epimenides gefühlt, und ob er gleich alles lebendig, thätig und bestrebsam gefunden, doch gern in das Thüringen zurückgekehrt sey, wo das Industrielle zwar auch in Ehren, aber doch vom Geiste einigermassen im Gleichgewicht gehalten wird.

Zwei Übersetzungen der Verlobten beschäftigten mich und Riemer an den herkömmlichen Abenden, wir vergleichen sie mit dem Original, welches durch diese Folien erst recht in seinem höchsten Glanze hervorgehoben wird. Von wie viel andern Dingen hätte ich nicht noch zu sprechen; da möge denn auch für die Rückkehr manches aufbewahrt seyn.

Giebt es die Gelegenheit, so wünscht ich, Sie gäben eine meiner Medaillen an Herrn von Martius mit meinen besten Grüssen. Durch seine wunderliche Komplication hat, so viel ich weiss, dieser werthe Mann noch keine derselben empfangen, da sie ihm doch unter den ersten zugedacht war.

Nun aber, indem ich schliesse, muss ich vermelden, dass Ottilie sich noch in demselben Zustand befinde, wie Sie solche verlassen haben. Vor alten Zeiten behauptete man, auf eine so langsame Weise würde sich der Antichrist in die Welt schleichen, und mir scheint bedenklich, dass das rationalistische Weimar sie in diesem Augenblicke mit noch grösserem Unheil bedrohen dürfte.

Möge allen alles gelungen seyn, wenn wir uns wiedersehn.

Eiligest wie treulichst

J. W. v. Goethe.

Schliesslich bemerke noch ausgesprochener als im Vorigen, dass es sehr schön wäre, wenn Sie mir eine Correspondenz daselbst im literarisch-artistischen Sinne einleiten könnten; was vor Weihnachten anlangt, kann in das nächste Stück von *»Kunst und Alterthum«* aufgenommen werden. Es sollte mich freuen etwas Angenehmes dorthin zurückklingen zu lassen.

Auch dieser Brief nach einer Diezel'schen Abschrift aus dem Kanzler Müller'schen Archive. Zelters ausführliche Berichte über Münchener Verhältnisse 16. bis 30. Sept. 1827, G. Z. IV. 372—398. — Zelter war vom 13. Oct. an einige Tage in Weimar, seine Rückreise mit Hegel beschreibt er launig IV. 423; der junge Meyer ist wol der Sohn von Nicolaus M. — Die Übersetzungen der Verlobten des Manzoni von Daniel Lessmann und von Bülow, Besprechung derselben Kunst und Alterthum VI. 252.

7.

An Kanzler von Müller. *Weimar 22. September 1828.*

Indem Sie, mein theuerster Herr und Freund, auf jede Weise durch die Welt gefördert, Freunden und Bekannten zugeführt werden und sich von neu herantretenden, vorzüglich wirksamen Personen umgeben sehen, so bringen meine Tage nicht das geringste Datum oder Faktum, womit ich diesen Brief einigermassen zieren könnte, den Reichthum des Ihrigen zu erwidern. Hiezu bleibt mir

jedoch der mit der treusten Gesinnung ausgesprochene Wunsch: es möge das gute Glück, das Sie bis hieher begleitete, Sie gleichfalls zu uns wohlbehalten wieder zurückführen.

Also um Sie in Düsseldorf willkommen zu heissen, Sie zu bitten, den dortigen Guten mich bestens zu empfehlen, sende ich diese Zeilen ab, nach freundlichem Wunsch und Andeutung.

Damit aber die Armuth meines Briefes von der Überfülle Ihres schätzbaren Schreibens nicht allzusehr absteche, vermelde wenigstens einiges von den stillen Schritten meines Lebens und den nächsten Ereignissen. Nach Abschied des holden Besuchs von Dornburg beschäftigte ich mich sogleich mit Einpacken und Loslösen, fuhr am 11. Septbr. über die Dörfer nach Kötschau, frühstückte angesichts der thüringischen Helena, traf die Meinigen wohl, wartete Ihro Hoheit der Frau Grossherzogin auf, fand sie, wie ich sie längst kenne und auch jetzt erwarten durfte, fügte mich in mancherley Geschäfte, nahm Abschied von der Botanik, die mich, wie geliebte und geprüfte Freundinnen thun, mit unerwarteten allerschönsten Gaben entliess. Sodann hatte ich gar löbliche Kunstwerke auszupacken wobey sich die Münchner Talente ganz besonders hervorthun. Ferner, dass ein gar lieber Brief von Stieler mir die willkommene Nachricht gibt, wie Ihro Majestät der König am 28. August meinem Bilde in seiner Werkstatt einen Besuch gemacht und ihm die freundlichsten und ehrenvollsten an mich auszurichtenden Aufträge zu ertheilen die Gnade gehabt.

Nun merk ich aber erst, dass der Schluss meines Briefes mit dem Anfang in einigem Widerspruch steht, besonders, da ich noch zu melden habe, dass aus Carlsbad und Franzensbrunn die besten Nachrichten eingelaufen und wir Hoffnung haben, unsere Herrschaften den 24. oder

26. September gesund und wohlbehalten wieder zu verehren, woraus denn hervorgeht, dass Sie unsern ganzen Kreis um seinen Mittelpunkt versammelt, in getroster hoffnungsvoller Bewegung bey Ihrer Wiederkehr finden werden, auch mich in den bekannten Zuständen und treuen Gesinnungen. Wie ich denn Gegenwärtiges aus dem alten, der Liebe, der Freundschaft und den Musen höchst günstigen Gartenhause, bey hohem Barometerstande, frischer über mich hinwehender Ostluft und heiterstem Himmel zutraulich ablasse; wünschend und hoffend, das klare Wetter werde auch über Ihre Reise fernerhin walten und uns endlich einen schönen Tag verleihen, wenn wir an Ihrem ländlichen Heerde eine umständliche Erzählung alles Ihnen unterwegs gleichsam aufgedrungenen Guten vernehmen können.

Wie herkömmlich, liebend, vertrauend, theilnehmend

Goethe.

Der vorstehende Brief mag zur Ergänzung der im vorigen Bande mitgetheilten Dornburger Briefe dienen. Dort (II. 363) war schon die Reise nach Pempelfort und anderen Städten West- und Süd-Deutschlands angedeutet, welche Müller zu unternehmen im Begriff war. Karl Joh. Stieler (1787 bis 1858) ist der bekannte Porträtmaler, der 1828 im Auftrag des Königs von Baiern ein, später vielfach verbreitetes, Bild Goethes malte. — Die thüringische Helena ist vielleicht die Frau von Lyncker. —

8.

An Kanzler von Müller. *Weimar 11. Oktober 1829.*

E. G. glückliche, genuss- und gewinnreiche Fahrt, wie solche die verschiedenen Briefe darstellen, hat allen Ihren Freunden viel Zufriedenheit gebracht. Ihre Frau Gemahlin beklagt sich, dass mehrere Briefe von hier aus Dieselben nicht genau angetroffen, ein Schicksal, worin Reisende sich zu fügen haben; und immer schön ist es, wenn Sie Ihrerseits fleissig schreiben. Was zu Hause begegnet,

kann man sich in fremden Landen gar wohl vorstellen; die Zurückgebliebenen wünschen von dem Schicksal der Entfernten benachrichtigt zu seyn.

So schreib ich denn auch gegenwärtig zum erstenmal mit dem Wunsch, dieses Blatt möge Sie auf Ihrer Rückreise irgendwo freundlichst begrüssen und das Wenige, was ich zu vermelden habe, getreulichst darbringen. Nur drey schöne Tage hab ich diesem unfreundlichen Jahr abgewonnen: einen um den lieben Prinzen in Jena zu besuchen, den andern mit den Herren Zelter und Ternite die heitere Aussicht von Dornburg auf wenige Stunden zu geniessen, den dritten nach Bergern, wo ich mich der hübschen häuslichen Einrichtung, der heitern weit umsichtigen Lage und manches sonstigen Schönen und Guten bei geneigter Bewirthung der Bewohnerinnen zu erfreuen hatte.

Das theure gräflich Reinhard'sche Ehepaar gönnte darauf uns einige Tage seine so liebe als bedeutende Gegenwart. Zum wiederholten Geburtstage des würdigen Freundes d. 2 Oktober hatten wir unsre Treppenflur festlich mit Gewinden und Kränzen geschmückt und beim heitern Mahle der abwesenden Geliebten als gegenwärtig gedacht.

Nach Ihrem Scheiden bin ich in meine alte Geschäftigkeit eingetreten, erwarte die sechste Lieferung meiner Werke vor der Messe vollständig (die sechs Bände der Schiller'schen Korrespondenz besitze ich auch schon wenigstens in Aushängebogen) und bereite mich die siebente Lieferung abzuschicken. Indessen schwärmt eine Masse von Engländern um unsre jungen Damen, und um hierzu bessere Gelegenheit zu finden, veranstal*l*ten sie zunächst einen Ball auf dem Stadthause. Dabei aber ist das Wunderlichste, dass unsre junge schöne Welt sich vereinigt hat, wöchentlich ein Druckblatt herauszugeben, wovon die Redaktion unter meinem Dache geschieht. Es sind schon drei Blätter herausgegeben; der Titel ist: »Chaos«, es

darf nur noch die Nacht hinzutreten, so ist auch der Eros schon geboren. Ich behauptete, sie sollten diesem gemäss den Titel von Zeit zu Zeit verändern. Übrigens darf ich dem Reisenden versichern, dass man stark auf seine Mitwirkung zählt, und es wäre sehr schön, wenn er bey seiner Rückkunft schon erwünschte Beiträge in seinem Taschenbuche mitbrächte, oder gar etwas vorausschickte, da er sich denn in guter Gesellschaft gedruckt bei seiner Wiederkehr ehrenvoll begrüssen könnte.

Und so will ich nur zum Schlusse noch vermelden, dass die beiden Preussischen Prinzen mit ihren Gemahlinnen, Prinzessin Karl mit zwei Kindern glücklich angekommen sind, woraus denn grosse und wahrhafte Familienfreuden entspringen. Möge dies alles zum besten und schönsten bleiben und verharren, damit der ersehnte Freund allgemein von heitern Gesichtern empfangen werde.

Treu verpflichtet J. W. v Goethe.

Dieser vierte und letzte — wiederum nach Diezel'schen Abschriften mitgetheilte — Brief an Kanzler Müller hat schon wegen der erwähnten Persönlichkeiten hohes Interesse. Der »liebe Prinz«, der in Jena besucht werden soll, ist nämlich der gegenwärtig regierende Grossherzog Karl Alexander von Weimar; die beiden preussischen Prinzen, die mit ihren Gemahlinnen nach Weimar kamen, sind die Prinzen Wilhelm und Karl, der gegenwärtige deutsche Kaiser und Prinz Karl von Preussen. — Kanzler Müller hatte damals eine Reise nach Italien unternommen; Bergern ist sein Gut, über dessen Ankauf und Ausschmückung eine Notiz in G. J. II., 351 zu vergleichen ist. — Zelter war vom 14. bis 21. Sept. in Weimar; über Ternites Nachbildungen und Durchzeichnungen Goethe an Zelter V 290 fg., 19. Okt. 1829. — Der Geburtstag des Grafen Reinhard war am 2. Okt.; in seinem Briefe vom 21. dankt er für die Aufnahme, welche er bei Goethe gefunden. — Über die von seiner Schwiegertochter herausgegebene Zeitschrift »Chaos« äussert sich Goethe auch sonst mehrfach; Müller wurde Mitarbeiter an derselben.





4. NACHTRÄGE ZU GOETHE-CORRESPONDENZEN.

IM AUFTRAGE DER VON GOETHE'SCHEN FAMILIE

AUS

GOETHES HANDSCHRIFTLICHEM NACHLASS

HERAUSGEGEBEN VON

F. TH. BRATRANEK.

I. F. M. VON KLINGER.

1. *Goethe an Klinger.*

An Herrn Generalmajor von Klinger. Petersburg.

Wenn Sie verehrter alter Freund nach so langer Zeit einige Zeilen von mir erhalten; so werden Sie den Überbringer Herrn Hofrath Voigt den Sohn eines würdigen Freundes und Collegen einen verdienten jungen Mann gefällig aufnehmen und geneigt sein ihm bey seinem Aufenthalt in Petersburg nach Ihren Einsichten und Verhältnissen zu nutzen.

Mögen Sie von meinen Zuständen etwas erfahren, so wird er Ihnen davon die beste Nachricht geben können

so wie ich hoffe bey seiner Rückkehr von den Ihrigen unterrichtet zu werden. Leben Sie recht wohl und erhalten mir ein freundliches Andenken.

Weimar am 23 Apr. 1801 G

2. *Klinger an Goethe.*

Ihr Schreiben, mein unvergesslicher und immer geliebter Freund, war mir die angenehmste Erscheinung unter diesem Himmels Strich; ich hoffe, Sie bedürfen davon keiner Versicherung, denn ich schmeichle mir, dass Sie mich, wenn Sie sich meiner erinnern, so denken, wie ich mich empfinde. Bringt uns das Schicksal wieder zusammen, wie ich hoffe und bald hoffe, so werden Sie mich noch gerade, in den Hauptpunkten für den Menschen so finden, wie ich Ihnen in jenen glücklichen Zeiten der Jugend vorgekommen. Was Zeit und Erfahrung dazu gethan, half, denk ich mehr, als es verdarb. Herr Hofrath Voigt war bey mir, hat mir vieles Vergnügen gemacht, und gern werde ich für ihn thun, was er wünschet und was ich vermag. Sie können leicht denken, dass Sie und Weimar der Stof unsrer Unterredungen sind. Bey seiner Abreise werd ich vielleicht bestimmter über die Zukunft in Ansehung meiner mit ihm sprechen können. Der vaterländische Boden zieht, und vor dem Ende bedarf man noch einige Augenblicke sich zu leben. Gewährt mir das Schicksal diesen Wunsch, so kann ich Sie von Empfindungen persöhnlich überzeugen, die nie in mir erloschen sind.

S. Petersburg 14. Juny 1801. Klinger.

Seit ich obiges geschrieben war Herr Baron von Wohlzogen bey mir, wir sehen uns seitdem öfters, und ich habe einen wackern, klugen, des Zutrauens und der Freundschaft würdigen Mann gefunden. Herr Hofrath Voigt kommt oft zu mir, und wir sind sehr gut mit einander,

und er verdient alles, was man ihm zu gefallen thun kann. Sie sehen daraus dass ich mitten in Weimar bin.

3. Klinger an Goethe.

S. Petersburg 26. August 1801.

Mit diesem Schreiben, empfehle ich Ihnen, mein theuerster Freund, einen meiner Freunde, der in Ihren Gegenden sich aufhalten wird. Es ist der Ritter von Beck Kollegien Rath der ausswärtigen Angelegenheiten, der das Zutrauen des Gouvernements geniesst, und nun auf 5 Monathe nach Teutschland reisst. Er ist ein rechtschaffner, kluger und gescheidter Mann, ganz für teutsches Interesse, dem er nützlich *war und seyn kann.* Ich bitte Sie ihn gut aufzunehmen; er wird Ihnen manches unterhaltende zu erzählen haben, wenn Sie sich mit ihm unterhalten werden. Er war geheimer Secretair des Grafen von der Pahlen, bey dem er im Hause seit langer Zeit lebte, dessen Zutrauen er völlig besass und noch besitzt. Ich denke er wird auch Seiner Durchlaucht dem Herzog eine angenehme Erscheinung seyn. Mit Wollzogen war er auf gutem Fuss. Genug davon, Sie werden das übrige finden, und ich schmeichle mir, Sie werden ihn um Ihres Freundes willen schon gut aufnehmen. Ich bin mit den alten, Ihnen von mehr als 28 Jahren, bekannten Gesinnungen, Ihr von Herzen ergebener

Klinger.

4. Klinger an Goethe.

Mein theuerster, unvergesslicher Goethe. Herr La Harpe mein Freund, ein Mann von Kopf, Geist und Charakter, unter so vielen Beziehungen merkwürdig, wünscht auf seiner Rückreise nach Paris Ihre Bekanntschaft zu machen. Seine Unterhaltung wird gewiss vielen Reitz für Sie haben, und Sie sehen zugleich den würdigen Freund des edelsten

Regenten in Europa, in ihm. Das übrige überlasse ich Ihnen, ich weiss ja zu wem und von wem ich rede. Mit den alten unvertilgbaren Gesinnungen Ihr ganz ergebener

S. Petersb. 10. April 1802. Klinger[1]

5. Goethe an Klinger.

An Hr. General Major von Klinger. Petersburg.

St. Petersburg, das sonst so weit von uns lag scheint sich nach und nach zu nähern man reist schon mehrmals hin und wieder und die Bleibenden erhalten öfters Nachrichten und verlangen genauere Kentnisse.

So kann ich auch diessmal verehrter alter Freund ein Wort gleichsam unmittelbar zukommen lassen indem unser Prinz und seine Geleitsmänner Ihnen meine besten Grüsse mündlich bringen werden.

Was wir von dort erwarten ist von grössten Werth und so wissen auch die unsrigen den Antheil zu schätzen, den Sie mit treuem Biedersinne an allem dem nehmen was uns betreffen kann.

Mehr füge ich nicht hinzu als dass ich um die Erhaltung Ihrer freundschaftl. Gesinnungen angelegentlich bitte.

Weimar am 2. Juli 1803.

6. Goethe an Klinger. [October bis December 1803.]

An den Herrn Generalmajor von Klinger. Petersburg.

Verehrter alter Freund.

Herrn Commissionsrath Heun, einem thätigen und verständigen Mann, der als Unternehmer der jenaischen

[1] Auf der Adresse von fremder, wahrscheinlich La Harpes Schrift: La Harpe regrette beaucoup de n'avoir pu avoir l'honneur de faire la Connoissance de Mr. de Göthe, et de ne pouvoir s'arreter plus longtems à Weimar.

allgemeinen Litteraturzeitung uns interessant geworden, will ich nicht nach St. Petersburg reisen lassen, ohne ihm ein Wort an Sie mitzugeben.

Oft ist es mir ein angenehmer Gedanke, dass die werthen Unsrigen Ihnen so nahe sind Ihres Umganges und Ihrer Neigung geniessen.

Vielleicht wird es uns auch einmal so wohl uns wieder zu sehen möge Ihnen ein alter Freund empfohlen bleiben.

7. *Klinger an Goethe.*

Unvergesslicher Freund.

Der Commissions Rath Heun hat mir Ihr Schreiben zugestellt, und ich werde mit Vergnügen das für ihn thun, was ich vermag. Er war mir willkommen, denn ich verdanke ihm ein Zeichen der Erinnerung von Ihnen, und da das Andenken an Sie nur mit mir sterben kann, so erachten sie wie lieb und werth mir diese Erinnerung war. Das Daseyn der Ihrigen trägt viel zu meinem ietzigen Glück bey, und ich würde mit Kummer an ihre AbReise denken, wenn mich nicht die Hoffnung belebte, ihnen nicht sehr spät nachzufolgen. Das mein Weg grade zu Ihnen führen wird, daran würden Sie nicht zweifeln, wenn Sie mich nur einen Augenblick nahe sehen könnten. Ich wage von mir zu sagen, ich bin wie ich war, und haben mich Alter und Welterfahrung geläutert, so haben sie das in mir nicht verändert, was den Menschen macht. So empfehle ich mich in den alten jugendlichen Gesinnungen ihrer Freundschaft.

S. Petersburg 26. Jun. 1804 Klinger

8. *Klinger an Goethe.*

Den Brief, welchen mir der junge Arzt aus Münster, von Ihnen, verehrter Freund, überbracht, hab als ich ein neues Zeichen Ihrer Freundschaft empfangen; er hat natürlich viele

angenehme Gedanken u. Erinnerung an vergangene Zeiten in mir erweckt. Der junge Mann, dem ich nur mit Rath und mit Orientirung in seiner Lage dienen konnte, ist nun seinem Examen nah, und hat seine Anstellung, die nicht schlimm seyn kann, darnach zu erwarten. Es freute mich sehr, da ich in den Zeitungen las, ein gleiches Band der Ehre verknüpfe uns, mit neuem Vergnügen las ich es in Ihrem Schreiben, in Ihrem freundlichen Sinne gegeben. Das Band der Musen, das ich als das beseeligendste nie fahren lies — der deutsche Sinn, der immer in mir zunahm, u. der sich jetzt über den Ruinen unsers nun nahmenlosen Vaterlands auch in Trauer noch kräftig erhält, und ich schmeichele mir, das Band jugendlicher Freundschaft von beynah 40 Jahren her, hat uns schon verbunden, und so wird dieses neue ehrenvolle in dieser und jeder Rücksicht uns beyde in neuer Verbündung zieren.

S. Petb. 29 Januar 1809. Ihr Klinger

9. Klinger an Goethe.

Ihren freundlichen Brief nebst dem lieben Geschenke, erhielt ich gestern, an dem Gebuhrtsfest unseres Kaysers. Ich danke Ihnen für das Vergnügen, das Sie mir dadurch gemacht haben, im Voraus für den Genuss den es mir machen wird. Da ich den ganzen Tag am Hofe zugebracht und Herr von Brulke (?) auf der Abreisse ist, so muss ich eilen, um ihm noch dieses mitzugeben, ohne mehr als etwa 80 Seiten gelesen zu haben. Wie mich diese in das alte liebe Frankfurth versetzt, wie ich in diesen wenigen Blättern jugendlich mit Ihnen gelebt, kann ich Ihnen nicht sagen, da mir so wenig Frist gegeben ist. Ich fühle im Voraus den kostbaren Genuss, der mir Ihrem Jugendfreund — Ihrem unveränderlichen Freund — dem Frankfurther, der alles locale kennt, sich dessen lebhaft erinnert u. der, um es über das Gegenwärtige zu gewinnen,

in seinem Innern, in der Jugend Blüthe lebt, aus dem Lesen dieses Werks werden muss. In meinem nächsten werde ich mehr sagen können.

Dass auch ich im 3t Thl auftretten soll, kann mir nicht anders als höchst angenehm seyn, da Sie mich vom ersten Augenblick, da ich mich Ihnen darstellte, so freundlich aufnahmen, so freundlich hielten u. so vielen Antheil an mir nahmen. Die Stunden, die ich mit Ihnen lebte gehören zu den angenehmsten meines Lebens, u. lebte ich sie in der vollen Kraft des Lebens, so geniesse ich sie nun in lieblicher stiller Erinnerung. Selbst ein Irrthum von Ihrer Seite, u. den mir der widrige Schwärmer, der sich zwischen uns stellte, u. zuvor vergiftet, mittheilte, schien uns nur zu trennen. Dass ich ohne mich darüber gegen Sie zu erklären abreiste, das lag in der DenkungsArt, dem Charakter, auf die sich schon damals mein Daseyn gründete, u. durch die es mir gelang, es mit der Welt so aufzunehmen, u. so auszuführen, wie es mir bis ietzt gelungen, u. nun nicht mehr fehlen kann. Sie der das menschliche so tief ergründet hat, werden auch dieses so genommen haben, wie es zu nehmen war. Wenn ich es nun und so spät anführe, so soll es uns zum Beweise dienen, dass alles, was sich zwischen uns ereignete, für mich von besonderer Wichtigkeit war u. blieb. Und weil ich hinzusetzen kann, dass, wenn ich um meines Innern Seyns u. Lebens dadurch gewann, wegen einer unverschuldeten Veranlassung eines Irrthums, einen Freund wie Sie verlassen zu haben, die Freundschaft für Sie nicht dadurch verlohr. So sey also noch an den 60 berührt, was nach den 20 geschehen, und für immer abgethan.

Ihren Wunsch wegen der Autographe werd ich, so viel mir möglich zu erfüllen suchen. In dem Schreiben, das ich dem Kammerherrn schon vor einigen Zeiten mitgegeben, werden Sie sehen, dass ich diesem Verlangen

schon zuvorgekommen. Hiermit erhalten Sie ein ächtes Autograph von Diderot, aus einer Sammlung von allerley Schreibereyen, über R — die er während seiner Anwesenheit in S. P. niedergeschrieben, u. die ich, im Vertrauen gesagt, durch einen Zufall besitze. Diese Schreibereyen mahlen den so keken als feurigen Declamator, Sophisten, Alleswissenden (durch die Imagination) ganz vortrefflich im Schlafrock. Er setzt sich in demselben mit seiner ganzen frechen Philosophie und meisternden Politik und Staatswirthschaft, einer Monarchin, wie unsre Katharina war, gegen über, u. muss sie nicht wenig durch seine Anmassungen ergötzt haben. Auch in dem übersandten Blättchen werden Sie ihn finden.

Verzeihen Sie diesen in aller Eile geschriebenen Brief, der Ihnen wahrscheinlich mühsam sein wird, zu lesen. Ich wollte den Kammerherrn ohne einen Beweis meines Dankes nicht reisen lassen — dieser Brief muss ihn noch erreichen, u. die Geschäfte drängen mich. Sie, der Glückliche, der Herr seiner Zeit und seiner Genüsse ist, bitte ich, durch beförderte Fortsetzung dieses Werks unsre Genüsse zu beschleunigen.

Mit diesem Wunsche endet Ihr Freund Klinger.

S. Petersb. 13 Dec 1811.

10. *Klinger an Goethe.*

Verehrter Freund! Da mir der D. Seebek sagte, dass Sie Vergnügen an einer Sammlung von Handschriften berühmter Männer, fänden, u. mich freundlich aufforderten, Ihnen von hieraus einige Beyträge zu senden, so benutze ich die Gelegenheit, Ihnen zwey wahrhafte Original Billete unsers verstorbenen Marschalls des Fürsten Souwarof, zuzuschicken. Zu seinem Nahmen brauche ich nichts hinzuzufügen. Im Vertrauen auf das Wort des D. Seebek

werd' ich Ihnen mit nächster Gelegenheit, eine Original Handschrift des Marschalls Grafen Roumanzofs zuschicken, welche mir sein Herr Sohn der Graf Sergei Roumanzof versprochen hat. Ist aber die ganze Sache ein blosser Irrthum, so ist er nicht der meinige, u. ich benutzte nur die Gelegenheit, Ihnen einen Beweis zu geben, mit welchem Vergnügen, ich erfüllte, was man mir andeutete, als Ihnen angenehm. Ihr Freund Klinger

S. Petersb. 31. Dec. 1811.

11. Klinger an Goethe.

Ich kann, verehrter Jugendfreund, bey der schönen Gelegenheit, nicht unterlassen, Sie durch diese Zeilen, welche Ihnen der Herr General von Lomsdorf übergeben wird, an mein Daseyn zu erinnern. Einigemal habe ich Ihnen geschrieben, u. meinem Schreiben, original Schriftzüge der Helden Russlands, als Rumanzofs u. Souworofs, beygefügt. Ob Sie diese Schreiben in den wilden Kriegs Zeiten erhalten haben, ist wenigstens zweifelhaft. Auch habe ich Ihnen den Empfang des zweiten Theils *Aus meinem Leben* mit dem innigen Dank, angezeigt, den ich empfunden. Mit welcher Theilnahme ich es gelesen, kann ich Ihnen mit Worten nicht sagen. Ich hoffe, Sie werden mich bald mit dem folgenden beglücken. Noch hoffe ich Sie in diesem Leben zu sehen, und obgleich mein Aeusseres verwittert ist, so glaube ich doch dass Sie mich an meinem Innern, wieder erkennen werden. Erlauben Sie, dass ich Ihnen beyliegenden Einschlag empfehle. Zu meiner Entschuldigung, um weitere Beförderung, mag dienen, dass ich den Aufenthalt des Herrn von Thümel nicht bestimmt weiss. Mit der alten Treue u. Freundschaft

S. Petersb. 2. Jul. 1814. Ihr Klinger

12. *Klinger an Goethe.*

Pawlowsky, d. 26ten Mai 1814.

Noch in St. Petersburg, geruhten Ihre Kaiserliche Majestät, Maria, mir ein, mit dem vorletzten Kourier, überbrachtes Exemplar Ihres 3ten Theils, Abends spät, zum Lesen zu überschicken, und mir dabey gnädigst zu schreiben, Sie wüssten, welches Vergnügen Sie mir damit machten. Heute bey meinem Eintritt in das Schloss, war das Erste was mich empfing, der von Ihnen mir freundschaftlich bestimmte 3te Theil, mit einem Ihrer, mir so werthen Schreiben, begleitet, von dem letzten Kourier überbracht. Demnach will ich Ihnen auch gleich hier bey meinen Aufenthalt auf einige Tage, meine Erkenntlichkeit für das bezeigen, was Sie aus freundlichem Gemüthe, auf Ihre so schöne, und Ihnen nur eigne Art, in Ihrem treflichen Buche von mir sagen. Ich kann es wohl nicht besser thun, als durch Bezeichnung der Empfindung, die es mir erweckt hat. Wie angenehm musste es mir seyn, mich von Ihnen im 18ten Jahre so erkannt, und in meinem Innern erforscht zu sehen, wie ich mich nun erst, nach bestandener Prüfung in Thätigkeit, auf einem grossen Welt-Theater erkennen darf. Und was es mir nun zu einem reinen Genuss machen muss, ist, dass Sie, nach mehr als 40 Jahren nichts mehr verhindern konnte, das von dem vollendeten Manne zu bekräftigen, was Sie in dem Jüngling gefunden und geahndet hatten. Von allen dem Schönen, Treflichen, Neuen, Tiefempfundenen und Gedachten, zu reden, welches dieser neue Theil mit den vorigen enthält, dazu würde Ein Brief nicht hinreichen. Genug; Ihnen ward die klarste Ansicht der Natur und des von ihr Geschaffenen zu Theil, mit der ausgezeichnetsten Gabe, sie und ihre schönsten Werke in der Wahrheit, mit dem feinsten und reinsten Zauber der hohen Poesie, darzustellen. Möchten Sie doch

dieses einzige Werk seiner Art, welches das Streben und den Geist unserer verlebten Zeit, so darstellt, dass unsere späten Nachkommen, beym Lesen allein, sie mit uns als Zeitgenossen leben werden, bald und rasch, vollenden können! Von den überraschenden Bemerkungen über Menschen, im Einzelnen und im Ganzen, kann ich gleichwohl nicht unterlassen, Lavaters, Basedofs und Mahomets zu gedenken, und besonders in Bezug auf den grossen Letztern; denn das, was Sie in einigen Zeilen aus dem Wirken dieser Männer folgern, wirft ein so helles Licht über sie, ihr Beginnen, das Beginnen ihres Gleichen der alten und neuen Welt, und über das ganze Menschengeschlecht, in Beziehung auf dieses Beginnen, dass man davon erfreut, mit Ihnen den schnellsten und klarsten Blick, über die Welt und die Menschen, in einer so wichtigen Sache wirft, und es Ihnen herzlich dankt, eine so trübe als verwickelte Sache durch eine einzige Bemerkung erhellt und aufgelöst zu haben. Ach ja! der Mensch verbirgt sich hier hinter dem heiligen Eifer der Bekehrungssucht, wirkt durch alle Mittel für das künftige Leben — und hält sie wegen des Zweckes, zu dem er sich endlich selbst macht, so irdisch sie auch seyn mögen, alle für heilig. Darum kann es wohl nur dem noch gelingen, rein zu verbleiben, der sich fest entschlossen hat, einen edeln moralischen Zweck, ohne Rücksicht auf sich, Glück, Glanz und Bekehrung, zum Besten Andrer, durchs Leben durchzuführen, wenn diese ihm nur gestatten, reines Sinnes dabey verbleiben zu können, und nur Mittel seines Zwecks würdig zu gebrauchen. Viel Gutes kann ihm so, wohl wirklich gelingen, wenn er Andere durch einen so gehaltenen Charakter überzeugt hat, er habe nicht sich zum Zweck, sondern die gute Sache, die er betreibt, und halte sich für mehr als belohnt durch die Ausführung, in seinem Sinne. Ihre Folgerung, in den wenigen Zeilen, so klar und glück-

lich ausgedrückt, wäre noch überdies ein herrliches Motto, für jede Kirchengeschichte, denn sie, deren Inhalt nur das Göttliche und wahrhaft Wirkliche der Religion seyn sollte (demnach sie kurz seyn würde) ist leider dadurch, dass sie in Büchern ohne Zahl, nur die irdischen, erbärmlichen Händel der Theologie oder der Theologen, zu erzählen hat, eine ganz andere Prostitution für das Menschengeschlecht, als die sogenannte Profangeschichte, deren trauriges Anhängsel sie geworden ist, seitdem die Priester, Cultus zur Religion gemacht haben, also seit 1700 Jahren. Für Mahomets Portrait danke ich Ihnen, nur bedaure ich, dass der tiefe und schöne Plan, den sie uns mittheilen, nicht ausgeführt worden ist.

Wenn ich Ihnen nun Einiges über meine Schriften zur Aufrichtung eines fernern Denkmals zu meiner Erinnerung, wie sie mir freundschaftlich zu sagen belieben, hinzufüge, so geschieht es, so weit es mir geziemt, um Ihren gütigen Wunsch zu erfüllen. Ich muss aber gleich damit anfangen, Ihnen anzuzeigen, dass ich alle die ältern: das Trauerspiel, die Zwillinge von 1774 und die falschen Spieler, Lustspiel, von 1780, ausgenommen, gänzlich verworfen habe, und dass in der Sammlung meiner Werke nichts erscheinen wird, als das, was ich im Laufe dieses Schreibens nennen werde. Alles dieses ist von 1781—1805 in Russland geschrieben worden. Die dramatischen, ausser beyden sind nur: Elfride, Trauerspiel 1782. Der Schwur gegen die Ehe, Lustsp. 1783. Der *Günstling* Trauersp. 1785. *Medea in Korinth* Trauersp. 1786. *Aristodemos* Trauersp. 1785. *Damocles* Trauersp 1788. Medea auf dem Kaukasus, Trauersp. 1790. Die mir am meisten genügen, sind unterstrichen. Damocles ist zugleich von der damaligen politischen Berührung der Weltbegebenheiten von aussen merkwürdig; sie waren damals in ihrer Entwickelung und die Täuschung schon so ziemlich verschwunden.

Jetzt aber trat für mich eine wichtigere Periode als Schriftsteller ein, den ich Ihnen, der so früh und so tief in mein Innerstes geblickt hat, nicht wohl nöthig habe, weitläuftig zu beschreiben. Schon sehr frühe machten die, meinem innern Sinn widersprechenden Erscheinungen der um mich wirkenden moralischen und politischen Welt, einen düstern Eindruck auf mich. Auch war ich darauf gar nicht gestimmt, mir einen Theil von dem, was die Welt dem Unternehmenden gewährt, zu erstreben, und es dann, ruhig und unbekümmert um mich her ergehen zu lassen, wie es möge. So ward ich von der innern Unruhe gewaltsam darauf gestossen, den Ursachen dieser Uebel, mit welchen die Menschen von den obern und niedern Gewalten, nothwendig und willkührlich geistig und physisch geplagt werden, nachzuforschen, und zu diesen musste sich bald das Forschen nach denjenigen gesellen, welche die Noth, der Druck, der Wahn und ihre eigenste Natur erzeugen. Dieses alles gährte lange bey mir in stillem Busen; aber nun wirkten die Erscheinungen einer grossen, gewaltigen Welt ganz anderer Art, als die bisher von mir beobachteten auf mich. Noch trat die grosse Welterschütterung, mit allen ihren Gräueln später ein. Was die Menschen seit dem gesellschaftlichen Zusammentreten, unter den verschiedenen äussern Formen und Verhältnissen getrieben und verbrochen, was die Weisen und Edeln aller Zeiten zu ihrem Besten gethan oder versucht, was die grössten Denker alter und neuer Zeit, zur Enthüllung dieses düstern Geheimnisses, gedacht, geträumt und gefaselt hatten, war mir sehr wohl bekannt geworden, und ich forschte wahrlich bey ihnen nach dem, was mir Licht geben sollte, mit Anstrengung und Redlichkeit: Aber bald sagte mir mein innerer kräftiger Sinn, dass ich erst ganz mit mir selbst in Harmonie zu treten, und vor allem die moralische Abrechnung mit mir abzuschliessen hätte,

ehe ich mich über das Weltganze und seinen Gang zu richten erkühnte; kurz dass erst meine eigene, innere Welt fest in sich selbst geordnet sein müsste, ehe ich die Unordnungen der äussern zu mustern wagte. So sah ich nun zwar, nach langem Kampfe zwischen Freyheit und Nothwendigkeit, meinen Sieg voraus, aber um zur völligen Ruhe des Geistes zu kommen, musste ich alles von mir Empfundene und Gedachte, Erfahrne und Erprobte, aus mir heraus durch Charaktere, im Kampfe, wie ich es selbst gewesen war, mit der Welt und den Menschen, mir darstellen. Und so entstanden die zehen Werke, deren Plan ich im Ganzen und im Einzelnen 1790, in Beziehung auf das Ganze entwarf. Ich fieng gleich mit Faust an, und stellte in demselben das Thema so auf, wie es mich in den düstersten Stunden der Vergangenheit geplagt hatte. Und so geht es natürlich, wild, leidenschaftlich, gewaltsam darinnen her, wie es auf einem Kampfplatz hergehen musste, worauf sich ein kraftvoller Geist, durch das ihn Empörende aufgeregt, aus innerm Grimm schlägt. Ungestümm fordert der Vermessene den immer Schweigenden auf, ihm das — sein Herz und seinen Geist quälende — Räthsel, zu lösen; in der Gluth der Leidenschaft, unter den peinigenden Zweifeln, ganz vergessend, dass der ihm Schweigende, die Antwort auf seine kühne Fragen in seinen Busen gelegt hat, dass er die Antwort auf seine Fragen, nur aus der wirklichen und redlichen Anwendung seiner moralischen Kraft, vernehmen könnte. Da er nun blos auf das Aeussere horcht, und dadurch alles immer dunkler, qualvoller um ihn her werden muss, überlässt er sich endlich, in Verzweiflung, der Sinnlichkeit allein, spottet der höchsten Gewalten, wie der Nothwendigkeit — (seiner innern Freyheit nicht mehr bewusst) im Gefühl seiner missbrauchten aber unzerstörbaren Kraft — sich von allem Menschlichen losreissend, um durch seinen Fall, die Kämpfe der ihm

folgenden und mir näher verwandten Heroen, als Raphael da Aquillas, *Giafars, Abdallahs, Ernsts von Falkenburg,* des *Dichters,* in ein glänzenderes Licht zu stellen. In diesem wird nun vorzüglich die Anwendung unserer geistigen und moralischen Kräfte, mit der Darstellung des Missbrauchs dieser Kräfte in denen den Kämpfenden umgebenden, zur Bestreitung der peinvollen Wirkungen der Welterscheinungen dargestellt. Diese Werke folgen so aufeinander: Fausts Leben etc. 1790. Raphael da Aquillas 1792. Giafar der Barmecide 1791—1793. Reisen vor der Sündfluth 1794. Der Faust der Morgenländer 1795. Sahir etc. 1797. Das allzufrühe Erwachen der Menschheit, Bruchstück 1797. Dieses Werk, welches zugleich den ganzen Perioden von 1790 an, in historischen Gemälden enthielt (welchen Theil ich aber aus begreiflichen Ursachen vertilgte) verweist nun den Forscher auf das, worauf der Höchste den Menschen constituirt hat, und welches die edlern Geister in sich fest begründen können. Für die blos fünfsinnige Menge musste nun freylich durch Gewalt, List, Ränke und Noth, ganz anders gesorgt werden, (wenigstens gab man es vor und es wird ewig vorgegeben werden) — und da es nun menschliche Künstler übernahmen und übernehmen, so verräth das Werk natürlich den Urheber. Und so hatte ich mir wenigstens meine magna charta, durch That und Schrift erworben. Das letzte Werk aber, welches aus meinem Innersten entwickeln sollte, wie ich nach und nach, durch die Wirkung der Welterscheinungen, auf mich, zu diesen Ansichten, gekommen sey, kann ich, da ich von so vielen bedeutenden Rollespielenden reden musste, nun nicht zu schreiben unternehmen, da hier — auch die Wahrheit noch so gerecht und schonend behandelt — immer als Undank gegen das Theater, worauf für mich die Hauptrollen geschrieben wurden, erscheinen würden. Auch ist es durch die Betrachtungen etc. in 2

Theilen der Sammlung meiner Werke, von 1801—1805 geschrieben, überflüssig geworden, da ich hier in meinem eigenen Namen spreche, und meine ganze Individualität, wie ich sie ausgebildet, rein und aufrichtig darstelle. Die Resultate, die das unterlassene Werk geben sollte, werden demnach dem etwanigen Aufmerksamen, hier leicht sich darbieten. Ich lege Ihnen hier die Vorrede zu den Romanen bey, wie sie vor dem 3ten Theil der Werke in der nächsten Messe, wie ich hoffe erscheinen wird. Sie enthält eine Einleitung zu diesen Werken, wie ich glaubte, dass ich sie um so mehr geben könnte, indem es mir, wenigstens in der Entfernung, schien, man habe auf das Besondere derselben nicht geachtet. Und dieses ist mir sehr begreiflich; denn wenn meine Jugendschriften dazu dienten, dem gährenden Drang nach Thätigkeit, wenigstens für Augenblicke eine Richtung zu geben, so war nun bey den letzten, der Autor sich gerade zu, selbst Zweck; und wenn dieses seinen Werken einen eignen Charakter gab, so war es denn auch natürlich, dass sie vermöge der Individualität dem grossen Publikum das nicht wurden, was sie nur Geistesverwandten werden konnten.

So habe ich nun versucht, Ihrem mir angenehmen Verlangen, Genüge zu leisten und überlasse Ihnen, voll Vertrauen, den Werth der Bestimmung meines literärischen Strebens, und erlaube mir nur hinzuzusetzen, wie sehr ich die Erfüllung dessen wünsche, was Sie mich dadurch hoffen lassen.

Das Letzemal, da ich Sie sah, war in Weimar während des ersten Sommers Ihres dortigen Aufenthalts; zu jener Zeit, als ich hoffte, durch Vermittelung der unvergesslichen Herzogin Amalie, in Amerika meine militärische Laufbahn, anzutreten. Ich schrieb damals, im Drange nach Thätigkeit ein wildes Schauspiel, dem der, von Lavater (er ruhe sanft!) zur Bekehrung der Welt abgesandte Gesalbte oder Apostel,

mit Gewalt den Titel: Sturm und Drang aufdrang, an dem später mancher Halbkopf sich ergötzte. Indessen versicherte dieser neue Simson, der weder den Bart mit dem Messer schor noch Gegohrnes trank, auch an mir vergeblich sein Apostelamt. Er rächte sich dafür. Hätte ich mich bey meiner Abreise, mehr als durch Blicke des Herzens, gegen Sie erklärt, ich wäre Ihnen gewiss werther als je geworden, aber ich sollte es nicht, vermöge dessen, was Sie in mir erkannt hatten. Als ich 1779 in Zürich bey Lavater war, erzählte er mir in seinem gewaltigen Grimme, solche Schurkenstreiche und solche unsaubere Dinge, von seinem ehemaligen Apostel, dass man einen Profanen damit erfreuen könnte.

Ich habe Ihnen einen sehr langen Brief geschrieben, und möchte Ihnen gern das Original von meiner Hand überschicken, aber ich habe so flüchtig und dadurch unleserlich geschrieben, dass Ihnen das Lesen desselben beschwerlich seyn würde.

Erlauben Sie, dass ich Ihnen abermals die Einlage an Herrn von Thümmel empfehle.

Jezt lebe ich in dem Gedanken, Sie künftiges Jahr zu sehen, Sie in Weimar zu sehen — und so empfehle ich mich Ihrem freundlichen Empfang, an dem ich nicht zweifele zum voraus; denn ich kehre Ihnen zurück, wie ich Sie verlassen habe — und so dem ganzen Vaterlande, dem ich immer angehörte. Klinger.

13. *Klinger an Goethe.*

S. Petersb. 20. Jan. 1819.

Ihr Schreiben, mein theuerer, verehrter Freund, hat mir durch seinen freundlichen Inhalt und das schöne Ereigniss für Sie, welches er mir mittheilt, einen sehr angenehmen Tag, verliehen; wohl sind mir die Ufer Ihrer Ilme mit dem weissen Häuschen u. dem kleinen Garten

mit Terassen, unvergesslich, u. ich besuche Sie oft daselbst im Geiste u. auch im Traume.

Ich wollte meine Antwort aufsparen, weil ich hoffte etwas von Ihrer Kayserlichen Majestät über Weimar u. von Ihnen zu hören, wozu in den ersten Tagen der Ankunft keine Möglichkeit war; aber nun kam die Nachricht von dem unglücklichen Ereigniss des Todes unserer hochverehrten und innigst geliebten Grossfürstin Catharina, Königin von Wirtemberg; u. welche Wirkung dieser Schlag auf das Herz der erhabenen Mutter muss gemacht haben, fühlen Sie gewiss sehr tief. Mich traf er stark, denn ich hatte das schöne Glück, die uns so plötzlich entrissne, seltne Fürstin, nach ihren hohen, ausgezeichneten Geistes u. Herzens Gaben, so zu kennen, dass ich diese nähere Bekanndschaft des Geistes u. Herzens dieser Fürstin, zu einem der schönsten Erwerbe meines Lebens rechnete, u. ihr Daseyn auf Erden zu meinen vorzüglichen geistigen Genüssen zählte.

Aus Ihrem Schreiben sehe ich, dass Sie den hohen Werth unserer erhabnen Kayserin Mutter erkandt haben, u. dass Sie das Glück hatten, Ihr öfter aufwarten zu können, beweist mir, dass Sie von Ihr erkandt worden sind. Ja sie ist das, was Sie von ihr sagen; aber um Sie ganz zu erkennen, müssten Sie diese Monarchin, in dem Verhältnisse als Vorsteherin u. Schöpferin der Institute sehen, wo sie sich als sorgende, liebreiche Mutter in einem Sinne gegen diese zahlreiche Jugend zeigt, u. von welcher Klasse sie sey, wie es selten natürliche Mütter thun. Und dieses in allen Verhältnissen zu allen Zeiten gleich.

Die Frau Gräfin Lieven u. Hr: Gehemerth Willamof haben mir viel angenehmes von Ihnen erzählt. Ich danke Ihnen für den überschickten Masken Zug, der nur in W statt haben konnte, u. der nur von Ihnen so gezeichnet

werden konnte. Hr: Willamof hat mir Wunder von der Ausführung erzählt.

Ueber das, was Sie mir von der gegenwärtigen Zeit u. dem Geiste der darin lebenden sagen, möcht gerne mit Ihnen mündlich reden können; schriftlich aber nur von mir als dem Freunde.

Gewohnt des Kampfes u. wohl auch des Siegs, stehe ich auf der früher erworbenen magna charta, und trage mich durch meinen erworbenen, erpropten u. erhaltenen Sinn. Ich möchte sagen, er verknöchert sich in mir, wie man dieses physisch von den Gefässen u. Knorpeln sagt. Da ich immer als treu ergebener Sohn der Natur gelebt habe, so lohnt sich es nun im Alter, da ich von ihr, alles ohne Murren auf u. annehme, was sie aus Nothwendigkeit verfügt hat, u. verfügen musste, um mich so zu führen, so seyn zu lassen, wie sie mich geführt hat, wie ich mich ihr angefügt habe. So lebe ich nun in der Intelligenz, im moralischen Seyn, suche die Erscheinungen auf ihren wahren Ursprung, so weit es mir gewährt ist, zurückzuführen, u. strebe, mir Vergangenheit, Gegenwart u. Zukunft so menschlich zu machen, als sie es wirklich sind; dass der idealische Sinn dabey u. drüber nicht einschlummert u. nicht eingeschlummert ist, versteht sich von selbst, denn sonst wäre es eine gar traurige Erscheinung.

Woraus ich aber gar nichts zu machen weiss, u. was mich ängstigen könnte, wenn Fratzen zu ängstigen vermögten, ist die gegenwärtige deutsche schöne Literatur. Da schwebt vor mir, aus Sumpf gebildet, ein Zigeuner, altes Weiber, u. Pöpel Fatum, mit poetischer Mystik — (nicht mit der wahrhaft frommen) bekleistert, dass man glaubt, man sähe die Abschattung der Hölle, von den Pfaffen des 12 Jahrhunderts, erträumt. Und da nun lesen in Teutschland, beynahe ein physisches Bedürfniss geworden, so denke ich mir die Wirkung nach den Zaubereyen

u. dem Unsinn der Meister. So wird nun dieses treue, edle Volk, so wunderlich geführt u. gelehrt in dieser höchst wichtigen Zeit, dass man es wohl beklagen, aber wahrlich nicht anklagen kann. Auch mag Selbstsucht, Wahn, Furcht, Verblendung u. Verzerrtheit — sie seyen politisch, poetisch romantisch, poetisch mystisch, die Schuld, nach Gebühr, unter sich vertheilen. Ich sehe dem Schauspiel mit einer Theilnahme zu, dass öfters meine Wangen sich jugendlich roth färben, weil die Theilnahme aus der Mitte des Herzens quillt.

Wie erfreulich würde es mir seyn, wenn unser Verhältniss, sich von nun an, durch öftere Aeusserungen an den Tag gäbe; ich würde Ihnen gewiss nichts schuldig bleiben. Ich bitte Sie, mir das was Sie neu erscheinen lassen, als Zeichen der Freundschaft zu überschicken. Auf den 4t Thl des Lebens 1ter Abthng harre ich bis ietzt vergebens.

Mit der treusten ewigen Freundschaft
Klinger.

14. Klinger an Goethe.

Geliebter, Verehrtester! Dieses Zeichen meines Lebens u. der innigsten Liebe, werden Sie lange nach Ihrem Dato erhalten. Sie sollen einem trefflichen jungen Mann, dem Doctor Weltzin, dem Sohne des Arztes meiner unglücklichen Gattin, zum Eintritts Billet dienen; er wünscht wie jeder fühlende u. denkende den Verehrtesten u. bewundersten im Vaterlande, zu sehen. So viel ich auch dem Vater des jungen Mannes schuldig bin, u. immer mehr werde, so würde ich ihn doch nicht zu Ihnen gesandt haben, wenn er sich nicht durch besondre Tüchtigkeit in seinem Fache, u. durch einen reinen Charakter auszeichnete, u. gewiss einst von sich reden machen wird. Erlauben

Sie ihm demnach, u. um meinetwillen, Zutritt, die Wirkung davon, wird für ihn, bedeutend seyn.

Der Abend unsres Lebens soll nicht, durch äussere Erscheinungen, im geliebten Vaterlande, erheitert werden. Ich trage schwerer daran, als an meinen physischen Beschwerden; u. so verfinstert sich der Geist, bevor das Herz stille steht. Aber sterben werde ich, im Gedanken, von Ihnen immer geachtet u. geliebt zu seyn. Mit Treue u. Liebe

S. Peterb. 20 Febr. 1820. Klinger

15. Klinger an Goethe.

Ihre Grüsse, theurer Verehrter, aus dem lieblichen Munde unserer uns jetzt beglückenden Grossfürstin, dieselben Grüsse, mit den Grüssen des vortreflichen Grossherzogs, der erhabenen Grossherzogin, welche mir, der Erbgrossherzog mittheilte, haben mich hoch erfreut. Früher erhielt ich sogleich, aus Gatschina, durch unsre edle Freundin, die an schönem Gemüthe und Geiste, so reiche Gräfin Carolina, Ihren mir so schätzbaren Brief, u. das ihn begleitende angenehme Geschenk. Hier habe ich sie nun schon einigemal gesehen, u. Sie u. Weimar, waren der Hauptinhalt unsres Gesprächs. Sie bekräftigte mir Ihr Wohlseyn, dessen mich schon Ihr Schreiben, zu meiner Freude, versicherte.

Ja, die Treue der Freundschaft, ward durch die niederträchtigste Bosheit, indem sie meinen Nahmen zur Widmung, an die Spitze einer so elenden als niederträchtigen Schrift setzte, auf das empfindlichste verletzt, und ich fühlte nur dann erst einige Beruhigung, nachdem ich meine schriftliche Verwerfung, zur öffentlichen Bekandtmachung der verehrten Freundin, übersandt hatte, überzeugt, dass sie dieselbe sogleich befördern würde. Und dafür, Geliebter, danken Sie Ihrem Freunde! Doch ich fühle dabey, indem

dieser Dank meinem Gemüthe wohlthut, welchen Werth Sie auf die Treue in der Freundschaft, das schönste Glück des Lebens setzen, und so nehme ich aus diesem Dank, was mich stärkt u. erfreut. Treu ergeben von dem Augenblick an, da Sie meine Jugend, in dem wichtigsten Zeitpunckt derselben, erheiterten und beglückten, begleiteten mich die tief eingeprägten Erinnerungen, durch mein thätiges Leben, u. können nur mit mir sterben.

Für das übersandte Heft, danke ich Ihnen. Nichts von dem, was Sie der Welt mittheilen entgeht mir, u. so lebe ich, viele glückliche Stunden, mit Ihnen, im reinen Genuss des Geists und des Herzens.

Glück zu der Feyer, der in Weimar verlebten funfzigen Jahre! Möge sich diese schöne, wohlangewandte Zahl von Jahren vermehren, und in vollem Wohlseyn, so werden Sie uns noch durch manches Geschenk erfreuen. Auch ich war in dem Sommer jenes merkwürdigen Jahres Ihres Lebens, in dem mir unvergesslichen Weimar und so feiere ich auch dasselbe mit Ihnen, in weiter Entfernung, glücklich in der Erinnerung aller Zeichen und Beweisen Ihrer Freundschaft.

St. Petersburg 16 Nov: Klinger
1824.

16. Klinger an Goethe.

Verehrtester. Diese Zeilen Ihres Getreuen u. durch Ihre Freundschaft so glücklichen, werden Ihnen, durch die Gewogenheit Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Marie zukommen. Ich bin so glücklich gewesen, den beyden königlichen Hoheiten Marie u. Auguste, während Ihres Hierseyns, öfter zu nahen, u. habe mich, in meinem Innern, an Ihren schönen, jugendlichen Gestalten, Ihrer Einfachheit, Ihrer geistigen Bildung u. reinem Gemüthe, so erfreut, dass die Erinnerungen dieser Augenblicke, mir

als liebliche Erscheinungen, in meiner Einsamkeit verbleiben werden. Wie angenehm musste mir also die Überraschung seyn, als die Prinzessin Marie beliebte, mir zu sagen: ich sollte Ihr ein Schreiben, an meinen Freund Goethe mitgeben. Wie viele Erinnerungen u. Beziehungen, an u. auf meinen Freund erregten diese Worte in mir, als ich sie aus diesem lieblichen Munde vernahm.

Sie verlassen uns, die würdigen Töchter der erhabenen Mutter, die Sie, nach Ihrem Geist und Gemüthe Selbst gebildet, und sich so verähnlicht hat, dass ich Sie in Ihrer Jugendblüthe, in Ihren schönen Zöglingen erkannte.

Zu dem festlichen Tage des 50jährigen Jubiläums, wünsche ich Glück, als Weimaraner, als inniger Verehrer Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs u. als Ihr Freund, der auch vor 50 Jahren bey Goethe von ihm geliebt, war und es noch ist!

Unsre theure u. geliebte Freundin, die Gräfin Caroline Eglofstein, hat diesen Winter u. dieses rauhe Früh Jahr, viel gelitten u. mir grosse Besorgnisse verursacht. Sie hat alles mit dem Muthe ertragen, wie es ihr edles Gemüth, erwarten lässt, u. eben dadurch mir einen innigeren Schmerz erregt. Jetzt ist sie auf dem Wege der Besserung, durch die Ruhe, derer sie geniesst, u. ich lebe der Hoffnung, dass sie die bevorstehende Reise glücklich bestehen wird, u. sie wird Ihnen erzählen, wie Sie alle unsre Unterhaltungen belebten.

Von mir weiss ich nichts zu sagen, als dass ich Ihr treu ergebener Freund lebe u. sterbe.

S. Petersburg 20. Jul: 1825. Klinger.

17. *Klinger an Goethe.*

Der treue u. wackre Weimaraner, war mir ein willkommner Bothe, von dem geliebtesten u. verehrtesten Freunde; er beglückte mich mit erfreulichen Nachrichten

von Seinem Wohlbefinden, Seinem Seyn u. Leben u. überbrachte mir zugleich neue Beweise der freundlichen u. treuen Erinnerung, in Seinen Zeilen. Ach! in der tiefsten Trauer über den Verlust des hohen Edlen, den Sie in Ihrem Schreiben, so schön u. bedeutend berühren, fand er mich; denn nach diesem Verlust, musst' ich noch Zeuge des Unternehmens eines Verbrechers seyn, das durch Wahnsinn u. Verderbtheit, die scheusslichsten Verbrechen, unsrer in so vielen Sorgen u. Betrübniss überlebten Zeit, zu überragen strebte. Und dieses gegen die erhabene Familie, die durch ausgezeichneten allgemein erkandten Tugenden, vereint u. insgesammt, als Zierde u. Wohlthäterin der Menschheit, lebt u. wirkt. Was u. wie dieses auf mein Gemüth u. meinen Geist, wirken musste, da ich seit 45 Jahre der hohen Familie, um Ihrer hohen und seltnen Tugenden willen, ganz ergeben durch Gemüth u. Geist, fühlen Sie mit mir, da Sie die Edlen alle kennen und verehren. Doch der wahrhafte Heldenmuth, die geistvolle Besonnenheit, die tiefe Klugheit u. Entschlossenheit, in den Stunden der Gefahr, unsers jungen Kaysers Nicolaus, haben dieses Ungeheuer besiegt, u. der Sieger wird in die Tiefen der dunklen Höhle dringen, und das Verbrechen entwurzeln. Er stärkte die Herzen in den Stunden der Gefahr, durch sein grosses Benehmen, u. belebt sie nun mit der Hoffnung auf das gewisse Gelingen der gänzlichen Vernichtung des Ungeheuers, das Er so glücklich bekämpfte. Mögen ihre Strahlen indessen, auch meine jetzt so düstere Einsamkeit erheitern, bis das alles in Erfüllung gehe, was uns die volle Ruhe wiedergeben kann; die Rettung aus der Gefahr verdanken wir Ihm u. Ihm allein.

So strebt des treu Ergebenen Herz, durch Mittheilung seiner Leiden dem Freunde, solche zu erleichtern.

S. Petersburg 15 Januar 1826. Klinger

18. Klinger an Goethe.

Dem unwandelbaren Freunde Goethe.

Die geschriebenen Worte, auf dem Bilde des hochverEhrten Freunds, u. die geschriebenen Worte vor dem Meisterwerke der dramatischen Kunst, beyde datirt von dem 7. Nov. 1825, haben mir Ihr 50jähriges Jubel Jahr in Weimar, im schönsten Sinne der das Gemüth beglückt, zugleich, zum feyerlichen Jubiläum, der mehr als 50jährigen Freundschaft gemacht. Diese Worte sind mir nun, die Inschrift eines Denkmals, auf dem ich die Erwiederung u. Anerkennung dessen lese, was ich Ihnen, als das Beste meines Innern, von der frühsten Jugend an, geweiht habe. Und so ist mir, aus dieser Blüthe der Jugend die das Leben stärkende, u. es erheiternde Frucht entsprossen.

S. Petersburg 20 Merz 1826. Klinger.

BELEGSTELLEN.

Goethe über Klinger.

1772.

15. Dec. Klinkern hab ich nicht gesehen, aber viel mehr guts davon gehört als der frankfurter Recenscent davon sagt. an Kestner (Bern) I. 333.

1776.

25. Jun. Abends Wieland, Kalb, Lenz, Klinger. Tagebuch 70.

29. Jun. Nachts Klinger. Tagebuch 71.

24. Jul. Klinger kann nicht mit uns wandeln, er drückt mich, ich habs ihm gesagt, darüber er ausser sich war unds nicht verstund und ichs nicht erklären konnte noch mochte. an Merk. I. 94.

16. Sept. Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind, und Klinger wie ein Splitter im Fleisch, er schwürt, und wird sich herausschwüren, leider. an Lavater 21.

16. Sept. Klinger ist ein Splitter im Fleisch, seine harte Heterogeneität schwürt mit uns und er wird sich herausschwüren. an Merk I. 98.

1777.

28. Apr. Wenn Klinger in Leipzig ist, und Sie hätten die Güte ihm ein Wort davon zu sagen, könnte er sich wohl auch nach Jemanden umthun, der sie übernehme. an Reich (Samml.) I. 498.

1789.

Novem. Nun aber bei dem stillen Gedanken an ein allmähliges Loslösen ward ein neues Anknüpfen, durch die Ankunft eines wackeren früheren Freundes vorbereitet, des Christoph Kayser; eines gebornen Frankfurters, der zu gleicher Zeit mit Klingern und uns andern herangekommen war. It. R. W. II. 999.

11. Decem. Ew. Hochedelgeboren beide Schreiben habe ich richtig erhalten und aus der Beilage des ersteren Herrn Klingers fortdauernde freundschaftliche Gesinnungen gegen mich gesehen. Schreiben Sie ihm, so ersuche ich Sie beigelegenes Blatt beizulegen, und ihn bestens von mir zu grüssen. an Schleiermacher (Samml.) III. 70.

1806.

5. Jänner. Die Herrn Loder und Klinger (?!) haben wir diese Tage gesehen. an Wolf. 107.

1811.

(Charakteristik Klingers) von: »Wenn Redner und Schriftsteller« bis: »Merkmale seiner frühesten Zeit zu verewigen nicht verschmähte«. W. u. D. W. II. 792.

1813.

Um in jene Zeiten (1773—1774) mich noch mehr zu versezen, studierte ich Mösers Phantasien sodann aber auch Klingers Werke, die mich an die unverwüstliche Thätigkeit nach einem besondern eigenthümlichen Wesen gar charakteristisch erinnerten. A. 146.

27. Juli. Nehmen Sie doch auch was von Klingern geschrieben ist, wohl in Betrachtung. Zu solchen Dingen gehört der heiterste und breiteste Humor; denn wenn man verdriesslich ist, so fühlt man nicht was Andere verdriessen könnte. an Riemer 204.

1824.

13. April. Klingers Erklärung zu Gunsten Goethes freute ihn sehr. Er verglich sie mit Huttens Schrift »Epistolae obscurorum virorum« zu Gunsten Reuchlins. bei Müller 86.

24. Dec. In eben diesem Sinne (guter Reminiscenzen) erhalt ich eben einen köstlichen Brief von Klinger. Er zeigt sich noch immer so streng und brav als vor fünfzig Jahren. Das Blatt ist vor dem grossen Unglück geschrieben, das auch ihn betroffen, da sein Haus eine Ecke dicht am Kanal bildet und auf diese Weise der Wut des Sturmes und des Wassers doppelt ausgesezt war, wie mir Gräfin Karoline (Egloffstein) meldet, die nach dem höchst verständigen und liebenswürdigen Geiste, der sie bewohnt, mir das Merkwürdigste im Allgemeinen und Besondern über das Ereigniss geschrieben hat. an Knebel II. 345.

Decemb. Bezüglich auf Klinger sagte Goethe: Alte Freunde muss man nicht wiedersehen, man versteht sich nicht mehr mit ihnen, jeder hat eine andere Sprache bekommen. bei Müller 97.

1827.

An Klinger.

Mit einem Bilde des elterlichen Hauses. Zeichnung von Rösel.

An diesem Brunnen hast du auch gespielt,
Im engen Raum die Weite vorgefühlt;
Den Wanderstab aus frommer Mutter Hand
Nahmst du getrost ins fernste Lebensland
Und magst nun gern verloschnes Bild erneun,
Am hohen Ziel des ersten Schritts dich freun.

Eine Schwelle hiess ins Leben
Uns verschiedne Wege gehn;
War es doch zu edlem Streben
Drum auf frohes Wiedersehn. W. I. 193.

1831.

31. März. Viel sprach er (Goethe) über Klingers Tod, der ihn sehr betrübt hat: »Das war ein treuer, fester, derber Kerl, wie keiner. In früherer Zeit hatte ich auch viele Qual mit ihm, weil er auch so ein Kraftgenie war, das nicht recht wusste, was es wollte. Seine Zwillinge gewannen den Preis vor Leisewitzers Julius von Tarent wegen der grösseren Leidenschaftlichkeit und Energie. Seinen »Weltmann und

Dichter« habe ich nie gelesen. Es ist gut, dass Klinger nicht wieder nach Deutschland kam; der Wunsch darnach war eine falsche Tendenz. Er würde sich in unserm sansculottischen Weimar und resp. Deutschland nicht wieder erkannt haben, denn seine Lebenswurzel war das monarchische Princip.« bei Müller 148.

Klinger über Goethe.

1776.

27. Mai. Gestern schrieb mir Goethes liebe Mutter, von welcher ich manchmal noch von Goethe etwas erfahr: »Der Doctor ist vergnügt und wohl in seinem Weimar, hat gleich vor der Stadt einen herrlichen Garten, welcher dem Herzog gehört bezogen.« Ich schrieb das (wegen Finanzen und Studien) gestern an Goethe, und sagte ferner: Meine Absolution wäre hier bald zu Ende. In was für einem Menstruo ich nun ferner sollte salvirt werden, wüsste ich nicht. Ob die Ingredienzien bitter, sauer, herb salzigt, süss oder angenehm wären, wollt ich erfahren. Wenigstens sollten sie mich in Frankfurt nicht in Tiegel kriegen. an Kayser bei Frau Rath 57.

26. Juni. Was soll ich Dir sagen von Goethe, von Wieland? Am Montag kam ich hier an, lag an Goethes Hals, und er umfasste mich mit inniger, mit alter Liebe. Närrischer Junge! und kriegte Küsse von ihm. Toller Junge! und immer mehr Liebe. O was von Goethe ist zu sagen! Ich wollte eher Sonne und Meer verschlingen! . . . . Es geht (in Weimar) alles den grossen simplen Gang, und Goethe ist so gross in seinem politischen Leben, dass wirs nicht begreifen. an Kayser bei Frau Rath 62.

1824.

27. Febr. Der genannte Autor sowohl als der Uebersezer, Comentator dieser Schrift (Ferd. Glower: Goethe als Mensch und Schriftsteller) an mich, sind mir völlig unbekannt. Auch spricht sich diese Schrift, wie alle Schriften dieser Art, das Urtheil selbst; da aber nach dem Titelblatte eine gedruckte Zueignung auf einem Blatte, ohne weitere Unterschrift an mich folgt, da ich Freund und Verehrer Goethes von früher Jugend und im späten Alter bin, so erkläre ich hiemit öffentlich: dieser Zueignung versage ich die Annahme, die Schrift selbst hat mein höchstes Missvergnügen erregt, und die Schicklichkeit dieser Zueignung an mich überlasse ich dem deutschen Leser. bei Müller 86.

Die Correspondenten an Goethe über Klinger.

1824.

24. August. Klinger vermochte die seinige (Faustaufgabe) nicht zu lösen; sein zehnter Band ist nicht erschienen, und statt dessen der blonde und der braune Jüngling.
Reinhard. 321.

30. Dec. Dass Dir der alte Klinger geschrieben hat, freut mich sehr. Ich dachte in dieser Zeit mehrmal an ihn. Er ist ein alter etwas rauher Fels, und ich glaube, dass sein Haus leichter wegzunehmen war, wie sein Sinn. — Wenn der Brief mittheilbar ist, so wünschte ich wohl ihn anzusehen.
Knebel II. 362.

1829.

16. Jun. Ganz pazig macht sich dergestalt der Freund und Generallieutenant von Klinger, und ganz verdriesslich, dass Du ihm nicht mehr Tassos und Iphigenien machst. »*Goethes Iphigenie, sein Tasso, Lessings Nathan* — so spricht der Herr — *sind die vollendetsten Dichterwerke neuerer Zeit.*«
Zelter V. 155.

II. FÜRSTIN GALIZIN, OVERBERG, F. L. STOLBERG.

19. *Fürstin Galizin an Goethe.*

Neuhaus den 25ten Merz.
(*1793?*)

Lieber Göthe!

Es ist dem uberbringer uberaus Wichtig an Sie empfohlen zu seyn und auf ihre protection hoffen zu durfen — als ein Mann von ungewöhnlicher Biederkeit des Herzens und Bravheit — der sich durch seinen Caracter und Talent in allen Arten von Leibesubungen ein grosses ascendant uber die Munsterische Jugend und das wohl Verdienteste Vertraun ihrer Eltern erworben hat — ist er von der Vormundschaft des Jungen Grafen v. Plettenberg der sich seit

einiger Zeit zu Jena aufgehalten hat auserlesen und mit allen möglichen plein pouvoirs versehen worden um diesen Jungen Menschen dessen betragen auf ihrer universitet d. Verwandten ohnlängst zu Ohren gekommen ist — durch alle von Mikeln gut befundenen Mittel von seinen Irrwegen auf bessere Wege zuruckzufuhren, und *vorzüglich* ihn aus den Klauen eines gewissen Jenaischen Betrugers und seiner HelfersHelfer zu spielen — zur Erreichung dieses Zwecks ists nothwendig — 1° dass Herr Mikel (so nennt sich der uberbringer) ehe er nach Jena komme soviel als möglich licht uber die Umstände worinn der Graf sich befindet und uber die Mittel ihn aus den Verhältnissen in welchen er verstrickt ist, erhalte, als immer möglich, dieses, und allenfalls andere unterstuzung wo sie nuzlich und nötig seyn könnten, hoft er nebst gutem rath bey ihnen zu finden. 2tens scheint es nicht minder nothwendig dass Mikels Ankunft dem Grafen nicht ehe er ihn siehet, und dass der Zweck dieser Ankunft ihn nie, bekannt gemacht werde. Denn nach Maasgab des bekannten Caracter des Jungen Menschen, ist es wahrscheinlicher dass H. Mikel *Blos* durch sein ascendent, wenn er sich ihm als der Alte freund unvermuthet darstellt der ihn zu besuchen komt, mehr ausrichten wird, als wenn er in der gestalt eines abgesandten der Vormundschaft erschiene.

Doch da *ich weiss* dass der Zustand des Plettenbergs ihnen gewiss besser bekannt ist als uns, so bin ich auch überzeugt dass *Ihr* rath Mikeln am sichersten leiten wird. Sie werden ihn selben also Hoffentlich nicht versagen, da vom guten Erfolg dieser unternehmung — wahrscheinlich das gluk eines Menschen abhangig ist — und dieses neben bey auch Herrn v: Furstenberg und mich (wegen dem Einfluss den ein grosses Vermogen, dem Jungen menschen einst auf die Munsterschen Sitten geben könnte auch weil er seinen ersten anlagen nach einen sehr guten Caracter

versprach) sehr interessirt. lassen sie sichs nicht wundern Lieber Freund wenn sie spuren von Verwirrung in diesem bilet finden ich schreibe es mit fieberischen Puls und mit einem schmerzhaften von beinah 14tagigen gebrauch des Opiums ganz abgestumpften Kopf, schreibe es, nicht weil ich will, sondern weil ich muss — denn Mikel will Morgen fruh um 6 uhr fort und sagt ohne dieses schreiben — könne er sein Abentheuer nicht unternehmen. Er selbst wird das danken hierin am besten erlautern, ich kann nur noch meinen dank fur ihren freundlichen brief hinzu fugen — — ich lebe hier in frieden und denke ihrer mit liebe.

P. S.

Die antique die Mikel ihnen uberbringt, weil ich glaube, dass sie meine Sammlung nicht misstalten wird — ist ein Geschenk vom Grafen d'angevillers ehmaliger oberaufseher uber die Schönen Kunste u. Wissenschaften am französischen Hofe. Er schickte mir selben mit folgenden National-genialischen Ausdruken: je L'ai desiré pendant 70 ans je l'ai possedé pendant 10 ans et j'en jouis aujourd'hui pour La premiere fois, welche wenigstens bezeigen welch einen grossen Werth Er auf diesen Stein legt.

melden Sie mir doch gelegentlich ob ihr Freund noch mit den Zeichnungen fortfährt und ob sie einige Hofnung haben dass Er damit bald fertig seyn werde, ich habe eine aber noch entfernte Aussicht die ich aber nicht gern mit ihren projecten in Collision bringen möchte.

schreiben sie mir doch gelegentlich etwas von den jezigen umstanden des Jungen Plettenbergs. und wie ihnen der Stein gefällt.

20. *Fürstin Galizin an Goethe.*

Münster den 7ten April 93.

Sagen Sie mir doch Lieber Göthe ob sie den Brief erhalten haben den ich in Begleitung des Verlangten Camin

Modells und eines Exemplars von Hemsterhuisens Simon ohngefär 14 Tage oder 3 Wochen nach ihrer Abreise von Hier an Sie abgeschickt habe, unter Ihrer Adresse nach Weimar.

seit dem 14ten Jenner bin ich an einer Augen Krankheit sehr schlimm dran gewesen sonst hätte ich schon eher nachgefragt. Ich mögte ihnen so gern noch etwas über Optik u. dg. v. Hemsterhuus zuschicken darf es aber nicht wagen so Lange ich nicht weiss ob das erste Paket an Sie gelangt ist. ich wünschte ohnehin auch sehr wieder einmal etwas von ihnen zu Hören. ihr erster Brief der mit dem meinigen zugleich unterwegs gewesen seyn muss hat mir so wohl gethan das sie mirs nicht verdenken können wenn ich mich nach einer ähnlichen Freude sehne — und gewiss Lieber Edler — sie sind mir selbe in etwas schuldig wenn Ansprüche des Herzens in diesem Eisernen Zeit Alter noch gelten denn sie sind mir fest ans Herz gewachsen.

Meine Augen sind nach dieser Krankheit so schwach geblieben dass ich sie nicht Lange hinter einander brauchen kann ohne den erfolg einer Krankhaften zusammenziehung — ist ihnen in Ihren Optischen Betrachtungen kein Mittel dagegen begegnet?

21. *Fürstin Galizin an Goethe.*

Eutin den 23ten Aug. 1795.

Ich hoffe es hat Ihnen *wenigstens* geahndet dass ich nicht schreiben konnte da ich nach erhaltener *Zeichnung* gar nichts von mir hören liess, so war es auch Liebster Göthe die Augen Krankheit von der ich ihnen schrieb machte kurz nachher so gewaltige Fortschritte dass an keine Art von Gebrauch derselben mehr zu denken war, andre damit verbundene Krankheiten nahmen auch dergestalt uberhand dass die Ärzte endlich vor 2 Monathen

ihre Zuflucht zum gewöhnlichen Schlupfwinkel ihrer Hülfsunfähigkeit nahmen und mich auf reisen schickten — und da es zu einer der besondern Beschafenheiten meiner Krankheiten gehörte dass ich das sitzen gar nicht vertragen konnte, so muste dieses reisen zu Fuss unternommen werden von dieser abentheuerlichen Expedition habe ich mich zu erst bey Claudius und nun hier bey Stollberg wo ich anstatt 8 Tagen die ich hier zuzubringen gedachte schon seit 4 Wochen bin, völlig wieder erholt — noch mehr als das, meine Augen Krankheit ist bis auf eine grosse Schwäche derselben wie verschwunden — und ich kann wieder sitzen wie ein andrer Mensch nur so lange nicht: so gross ist die Kraft der Wallfarten zum Tempel der Venus Urania deren Kinder mich so lieblich aufnahmen und mit, ihnen eignen Harmonien erquikten und pflegten. nun ist auch nicht mehr als billig dass ich Ihnen — ihren Lieblinge einer die Erstlinge meiner wieder erhaltenen Fähigkeit widme. nehmen sie meinen Dank — zuerst fur die Zeichnung — Sie hat mir eine *unbändige* Freude gemacht zur Zeit als ich der Freude von aussen her am meisten bedurfte und diese Freude erneuert sich so oft ich Sie wieder ansehe. Wirklich sahe ich nie ein schöner gezeichnetes Portrait, — und dieses Portrait ist das ihrige! und ein Geschenk von ihnen!

Zum zweiten danke ich für die Materialien zu den optischen Versuchen — die Versuche selbst konten freilich bis jetzt von der Armen Blinden nicht gemacht werden ich habe aber Anweisung gemäss das 2te Exemplar Tüchtigern Händen und Augen als die Meinigen sind anvertraut.

Zum 3ten Danke ich für d. Burger General der uns allen hier einen überaus vergnügten Abend gemacht hat. Stollberg sehnet sich nach einer Abschrift, ich erwarte hiezu ihre Erlaubniss. zu lezt und uber alles danke ich ihnen Liebster Göthe fur ihre Liebe, sie that mir so Sanft

als dem Aaron der Balsam der auf seinen Barth herabfloss. aber was heisst das, dass sie in ihrem lezten Briefe von dem Versprochenen Besuch nichts melden? Auch zu Munster hat Urania ihr Capellchen und ich hoffe nicht dass sie auf ihre Gesundheit so sehr pochen oder zu den Verwegenen gehören die der Wallfarten spotten. Ableiter zeigen von einem Ubel welches um sich greiffen und kein Ableiter uberwaltigen kann, sie können auch durch Misbrauch zu vieles ableiten und so, eine böse Schwindsucht hervorbringen.

Den 28ten August.

Ich erfuhr es gestern mit einem ganz besonderen Vergnugen dass uns derselbige Geburtstag zu theile geworden ist, Warum können wir die Gaben die uns heut beschieden sind nicht eben so wie unsre Gedanken uns mittheilen, warum kann meine Armuth aus der Fulle ihres Reichthums nicht schöpfen, und ihnen dagegen etwas von der Fulle der Hofnungen mittheilen die mir jeden Genuss erhöhen und jedes ubel so gar meine Armuth ertraglich machen um doch nicht ganz leer vor ihnen zu erscheinen — will ich ihnen eine Stelle aus dem *Schuz Patron* unsres Geburts Tages heraus schreiben, weil ich ihn grade hier vor mir liegen habe; und ich diese Stelle ganz besonders Liebe. Si L'on dit que La Vertue fait arriver a la Vie heureuse, Cest parcque La vertue nul autrechose qu'un Souverain amour du Souverain bien. et si L'on dit quil y a 4 Vertus Cardinales, ce nest que par rapport aux diverses formes que cel amour prend, selon qu'il S'exerce differement, La Temperance est un Amour qui fait que L'on se Conserve pur et entier pour ce que L'on aime La force, un Amour qui fait tout Souffrir pour ce que L'on aime: la justice un amour qui fait qu'on ne S'asservit quà ce qu'on aime; et qu'on Se tient élevé au dessu de tout le reste, come L'ordre naturel demande que nous le soyons;

et enfin La prudence un amour qui Scait discerner ce qui L'aide a Se porter vers son objet, d'avec ce qui l'en detourner cet Amour, cest L'amour de Dieu, cest a dire L'amour du Souverain bien, de La Souveraine Sagesse, et de la Souveraine paix.

unser Geburths Tag Lieber wird heut hier auf alle Weise und vorzuglich durch die Taufe des Sohns gefeiert der Stollbergen vor einigen Tagen gebohren wurde, da ich nun bey diesem lieben Fest auch als Gevatterin geschäftig bin so muss ich so Eilig schliessen als ich fluchtig schreiben musste. Kätchen die trefliche Schwester meines innig geliebten Fritz Leo Stollberg an dessen Schreibtisch ich Kritzle dictirt mir einen nachdrucklichen sehr freundlichen Gruss an Sie — *Er* will den seinigen selbst bringen. Lieber Freund! hat ihnen mein Geist heut nicht schon sehr fruh ein zeichen gegeben so waren sie gewiss zerstreut!

mit ahndungsvoller Wonne Seufzte Er ihnen im Schoos der Ewigen Liebe nach: Könt *Er* doch ausgefullt ein mal von dir, o Ewiger! werden.

ubermorgen kehre ich nach Munster zuruk dort hoffe ich bald einige Nachrichten von ihnen zu erhalten.

Amalia.[1]

22. *Fürstin Galizin an Goethe.*

Munster d. 2ten Xber 1793.

Ich war drum und dran uber ihre Stummheit gegen mich ungeduldig zu werden Lieber Goethe als sie mich so a propos dieser ungeziemtheit uberhoben haben — meine ungeduld war, weiss selbst nicht warum, merklich angewachsen seit dem mir Stollberg gemeldet hat dass er Antwort auf unsern gemeinschaftlichen Brief von ihnen

[1] Die letzte Seite dieses Briefes enthält den von F. Stolberg unter No. 29 mitgetheilten Brief.

erhalten hätte, Neid war es doch nicht, denn ich fuhlte mich im Gegentheil beynah dankbar, dass Sie ihre Schreiblaune oder Schreibmusse zu erst Ihn hatten geniessen lassen.

Sie sind mir (ohne es zu wissen) in Hollstein zu so mancher susse Stunde Veranlassung gewesen. ich wurde als eine die Sie von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte verschiedentlich aufgefordert von ihnen zu reden, welches ich denn eben nicht ungern thue insonderheit gern redete ich mit Fritz Stollbergen von ihnen weil Er sie Herzlich Liebt und ich keinen weiss der mit unbefangenern Kindlichern Sinn das Schöne und Gute jeder art aufnimmt mit manchen der ubrig. sprach ich unter andern auch darum gern von ihnen, weil ich ihr *sonderbares* Wesen woruber so viele auch unter den gediegenst guten und Edlen Menschen, sich unterweilen unrichtig wundern und nicht wundern etwas besser inne zu haben *mir einbilde,* als die meisten unter ihnen zu haben scheinen, ohne jedoch grund zu einigem Stolz darin zu finden, denn ich fuhle zu sehr dass mir's, wenn sie sich hätten die Muhe geben wollen den Proteus bey mir zu machen die sie bey so manchen Ehrlichen leuten mussen gespielt haben — um kein Haar besser gegangen seyn wurde, dafur will ich aber auch meiner seits nicht den Undank bey ihnen spielen, und Lieber aufrichtig gestehen dass ich die offenherzigkeit und Einfalt, mit welcher sie sich mir beständig, vorzuglich aber in einigen mir unvergesslichen Stunden, dargestellt haben, nicht der Muhescheue, sondern *Einem Grunde zuschreibe,* den ich in meinem Herzen finde, so oft ich ihrer gedenke. *Wie oft* ich das aber thue, werden sie sich in dem grade nur vorstellen als sie sich aus der gerundeten Sphaere ihrer *Stolzen* genugsamkeit, in meine Durftigkeit und *unersättlichkeit* versezen und von da heraus auf den *Planeten* Göthe zuruksehen wollen.

D. xxten Jenner.

Mein Herz war so Voll Liebster Göthe als ich ihren Brief erhielt dass ich gedrungen vom Bedurfniss mit ihnen so manches vom Herzen zu Herzen zu reden, so gleich die Feder ergriff — aber Leyder auch Als ich kaum am introito war auf so lange Zeit wieder weglegen muste — es war als wäre ich mit einmal des Lieben Gottes Pack-Esel geworden so strömten die Bundel auf meinen Naken — ich unterlag zu lezt weil ich auch nicht einmal dazu tauge, und war die lezten 3 Wochen beständig krank, nun reise ich anderthalb Stund von hier in meine Bauer Hutte, wo ich alle Jahr um diese allgemeine Carnavals Zeit, auch den meinigen zu halten pflege, weil ich aber meine Schwelgereien nicht gern bekannt mache, so bleibe ich dort ganz allein mit meinem getreuen Bello (wenn sie sich dieses discreten Confidans noch erinnern) im Geiste sollen sie oft bey mir oder ich bey ihnen seyn — ich wollte doch vor meiner Wanderschaft ihnen noch ein LebensZeichen geben, und es Ihnen klagen warum ich ihnen eher nicht schreiben konnte, und es *Eigentlich* auch jezt noch nicht kann. lassen sie mich doch bald wieder etwas von sich Hören — insonderheit von ihrem Häusslichen Leben — von welchem mir vorigen winter Georg Jacobi der Sohn unsers Fritz erzählte und ich ward ihm obschon er es gewiss in recht guter absicht that indem ihm meine interesse fur alles was sie betrift nicht unbekannt war innerlich Böss dass Er mir einiges zu sagen wuste (und doch nicht recht wuste) wovon ich aus *Ihrem munde* nichts gehört hatte — und aus einem andern als *Ihrem* Munde mag und kann ich einmal *Sie betrefend* nichts aufnehmen — weil ich nun einmal weiss und *Einsehe* welcher ein Proteus sie sich nach den verschieden Verhaltniss in welchen sie sich befinden bezeigen.

Ist keine Hofnung zum Verkauf der geschnittenen

Steine vorgefallen? meine Begierde nach einem hier sehr artigen anfang von Etablissment für Mädgen Erziehung erhält diesen Wunsch lebendig in mir. Obschon ich selbe jezt mehr als jemals geniesse da Sie *so* genossen und *so* geniessbar gemacht werden — behalten Sie selbe nur in Gottes Nahmen noch lange — sollte ich unterdessen sterben — so werden sie *keinem* als Overbergen dem Freund der in meinem Hause wohnt, eingehändigt, ich überschicke ihnen sein nun fertiges, und sogar *in Berlin* approbirtes Land Schulbuch — mit ihrem *reinen Kindlich unbefangenen* Gefuhl fur *jedes* Schöne in seyner Art, welches unsre Catholische Professoren mich ins Ohr fragen mochte (ist Er denn Catholisch) als Sie hier die Fronleichnams Feyer zu Rom so ruhrend und Erhaben ohne alles darneben Schielen — uns darstellten, wird auch dieses Buch einen Wehrt in ihren Augen haben. Der Gott den Sie Lieber in jedem Schönen dem ihre Seele so schnell und weit sich ofnet, nehme Sie in seine Arme und druke sie so fest an seyn Vater Herz dass Sie in unbekannter Wonne zerfliessend oder von neuem Schauder durchbebt ausrufen mussen Er ist es Jehova! Wer ist ihm gleich? O Lieber Trauter Göthe, möchte ich doch mein Leben hingeben können um diesen Seeligen Augenblick nur noch zu erleben.

sagen sie mir doch gelegentlich was sie mit dem Homer im Sinn haben und ob Reinike Fuchs unsre Traurige Laun bald erheitern wird — ach Lieber *Sie* sollen drauf denken unsre Schlafrige Nation etwas aufzuwecken uber ihre jezige Lage — die Frankfurter sind immer noch die besten.

23. *Fürstin Galizin an Goethe.*

Munster d. 24ten Januar 1795.

Ich kann mir Ordentlich gram werden Lieber Göthe wenn ich bedenke *wie lange* es schon her ist dass ich an

Sie nicht geschrieben habe, und *unter welchen Umständen* ich geschwiegen habe, grade seit der zeit da Sie so bieder und freundlich meine (wäre sie nicht auf so reine wahre Liebe fur sie gegrundet gewesen) unbescheidene Gewissens Erforschung beantworteten — grade in der Zeit wo jacobi wie er mir gesagt hat, ihnen schrieb er habe mir ihre sogenannte Heucheleien entdeckt. in der that fuhlte ich nie mehr Drang als grade in der Zeit mich ihnen mitzutheilen — ihnen wenigstens zu sagen: dass ihre Heucheleien meine Liebschaft mit ihnen um kein Härchen gestört — dass ich wofern sie Wirklich in der Zeit da sie bey uns waren von Christum ubler dachten als sie es zeigten ihnen da sie kein Bedurfniss fuhlten besser von ihm zu denken und wenn sie dieses auch gefuhlt hätten, die befriedigung desselben bey meiner Durftigkeit nicht suchen konnten ihnen dafur dank wissen indem ich in ihrem betragen nur zarte schonung sahe die ich nicht *Heuchelei* nennen mögte (obschon dieses Wort mich im munde des gradesten unter den Menschen Kindern der sich als mitschuldigen der Sache bekannte nicht schreken könnte) Was ich auf sie halte Lieber Göthe grundete sich weder auf das was sie uber Xtum und Religion geredet, noch auf das, was sie daruber mögen verschwiegen und gedacht haben, sondern auf den Glauben, dass sie *das Schöne* in allen Gattungen und arten, worin ihnen dasselbige ansichtig wird mit dem lebhaftesten Reichhaltigsten feinsten Gefuhl das Mutter Natur ihnen dafur gab, uberall, nicht nur auser sich zu umfassen, sondern; so viel davon als sie können durch *Lebensähnlichkeit* (wie plato in seinem schonen brief an Dion sich ausdrukt von welchem ich einen ubersezten Auszug von Kistemaker so weit er sich auf philosophie beziehet zur erlauterung meiner gedanken beylege[1]) *in sich*

[1] Diese Beilage ist noch vorhanden, aber ihres grossen Umfangs wegen hier ausgelassen worden. R.



zu bringen streben. Dass der Theil des in meinen augen etwa Schönen in meinen Augen etwa hasslichen, was *sie* nicht in sich zu bringen oder von sich zu entfernen streben, ihrem Aug unter dieser gestalt nicht erscheint und dass sie es so bald sich ihnen auch unter dieser gestalt zeigen werden — also bald unter die Gegenstande ihrer bestrebungen Ordnen werden. bei diesem fortgesetzten bestreben halte ich mit Plato, erblikt der Mensch uber kurz oder lang *die Urschöne es gehet Einmal wie von spruhendem Feuer angefacht ein Licht in seiner Seele auf sich selbst erhaltend und nährend,* welches *dann* alles erleuchtet was bis dahin bey ihm ein Schatten geblieben sein mochte. Dies ist mein Glaubensbekenntniss uber sie Lieber Gothe — in diesem Glauben hat auch *ihr seitenweg* mich weder Scandalisirt noch in meiner Liebe gestört — nur einen Augenblick als ich auf eine stelle im Reinike Fuchs verfiel wo *diese seitenwege* ziemlich Lebhaft und mit Starken ausdruken unter die gattungen des nicht schönen rangirt stehen wollte sich etwas in mir empören — besann mich doch bald das Göthe nicht als *Autor* fur die Meinungen in diesem buch zu burgen hätte, uberzeugte mich vielmehr aus seinem Briefe dass es *seine* Meinung nicht seyn könnte, denn wäre sie es — wie könnte *Göthe,* ohne dem Pfandes einer Liebe die ihn gluklich macht, ohne einem Mädchen das werth war *Ihm Freundin Gesellschafterin, Haussfrau zu werden und Liebste zu bleiben,* eine andre Existens zu geben, ich sage nicht — Leben — denn dieser Wiederspruch ist in der menschlichen Schwachheit zu wohl begrundet als dass sie einen *Menschen* befremden könnte, aber um *Zufrieden* zu leben, sehen sie lieber Goethe so urtheile ich von ihnen, *so* lehrt uns auch urtheilen die *Urschöne* die nach meinem festen Glauben die Welt von Anfang her erleuchtete wo sich immer nur was erleuchten lassen wollte, und die in der Zeit in Menschlicher Gestalt sich herablies unserm Mensch-

lichen Aug das *absehen* ihrer art und weise so viel es uns gebuhrt und gegeben ist, zur schon erwähnten platonischen Lebensähnlichkeit zu erleichtern als wir dazu gereift wären, jeder wurde sagt sie in andern worten nach *dem* licht was *ihm* gegeben und nach *dem* Maasse als er sich demselben wurde blosgestellt haben, dadurch erleuchtet erwärmt und belebt zu werden geschäzet und gerichtet werden — seinem *Eignen* Richter stehen und fallen. Wer nun *seinem* Richter folgt — oder wer (kann er ihm noch nicht folgen) auf sein leises lispeln horchend an seine Brust schlägt — der ist mir Lieb — thut das ein *Gewaltiger* auf Erden mit Schönheit Kraft und Macht versehen — der ist mir *gewaltig* lieb und interessant — denn er hats schwerer und ergreift mich mit gewalt.

Könnten sie nun von *allem diesen* das Gegentheil seyn lieber Göthe — dann erst wurde ich glauben *sie* müssen in der that unter andern auch ein gewaltiger Heuchler — oder *ich noch* Blödsinniger seyn als ich mirs wohl zutraun mag. sie wurden mich aber in die Verlegenheit sezen das entgegengesezte in ihnen hassen zu müssen wie einen Krebs auf dem Gesicht eines apollo's oder einer venus. so viel von dem was mich diesen ganzen Sommer schon ihnen zu schreiben verlangte — warum that ichs nicht? — weil ich bis inclusive des novembers ohne unterlass zu Krank war um in meinem Kopf das zusamen zu suchen was ich ihnen zu schreiben wunschte. Warum schrieb ich nicht wenigstens einige Zeilen zum beweise und zur regung freundlichen Andenkens? weil ich mir von einem Tag zum andern die Hofnung machte bald mehr schreiben zu können. Wenn ich ihnen sage dass ich diesen brief auf dem Sprunge unsrer Flucht von Munster schreibe, so werden sie wenigstens schliessen mussen, dass es mit dem erwähnten *Drange* muss Ernstlich gemeint seyn, und die Verwirrung die in diesem Briefe herrschet leicht entschul-

digen, insonderheit wofern sie sich das bild des Elends welches uns umringt — (indem Munsterland der Sammelplaz aller nach u. nach Emigrirten geworden ist) einiger maassen Vorstellen — und wo sollen sie *nun* hin? Die Keyserl. lander sind geschlossen und alle diese unglukliche sind catholisch ein grosser theil Priester fur die hälfte des Geldes fur welches ich sonst meine Steinsammlung hingegeben hätte wurde ich sie gern jezt hingeben um mich in stand zu sezen mehreren zu helfen.

Munster d. 25ten

Ich schrieb gestern unter so vielen unterbrechungen dass ich nicht mehr wuste wie mir der Kopf stand und das geschriebne als ichs eben jezt wiederlas gern zerrissen und von neuem geschrieben hätte, wenn sich nur die zeit dazu wolte finden lassen und lieber als ihnen noch länger verstummen schike ich ihnen doch diesen uber und uber radirten brief — ich komme zum dringendsten zur allgemeinen noth allhier zuruk — sie ist so gross lieber dass sie Herz und Eingeweide zerreissend mich uber alle Schaam weggesezt hat — ich habe schon an alle mir bekannte Thuren geklopft bin nach Berlin nach Hollstein hin — die Familien von Reventlou u. Stollberg haben mir auch Treulich beygestanden — nun Treibt die noth mich auch an die ihrige mit diesem Schlussel wo möglich das Herzensgemach ihres Herzogs aufzuschliessen. unter den vielen deren Elend mich, weil ich es näher kenne, härter drukt ist eine Familie deren ungluk uber allen ausdruk gross ist. Ein Marquis de Caumars hat 6 Kinder — eine kränkliche Frau die weil sie *heut* niedergekomen ist nicht fluchten kann. Er stehet also zwischen der Guillotine wenn er bleibt oder dem Schrekens Tode seiner Frau und der Frucht wenn Er sie verlässt — *dabei* belauft sich jezt sein *ganzes* Vermögen um seine Familie zu transportiren (wenn

es auch möglich wurde) zu besorgen u. Verkostigen — auf 27 pistolen eine Silberne Cassrole u. Caffe Topf u. 1 duzend loffeln gabeln — weiter hat er *nichts* weder zu verkaufen noch zu hoffen bis dass das Wunderwerk der wiedereinsezung des fr. emigrirten adels in ihre guter sich ereigne. in diesem *Verzweifelten* Zustande *muss* er sich nun noch oben drein aus Pflicht für die Wöchnerin u. Kleinen Kind. seyn *leztes* anzuwenden entschliessen seinen Ältesten Sohn ein hoffnungs voller Knabe v: zwölf Jahren der weichlichen Temperaments ist — mit dessen Hoffmeister — einem sehr wurdigen Abbé der blos aus attachement fur diese Erziehung es jezt unentgeltlich ist — *ohne einen Heller zu Fuss* ohne aussicht und Richtung wie Abraham auf den grossen Weg fluchtend zu schicken, mit der Empfehlung an die providens. Die Vorstellung dass das Kind mit samt dem Hofmeister auf dem Wege Todt frieren Könnte ist nicht auszuhalten, ich nehme sie also furs erste auf meinen bagage Wagen bis Hildesheim mit — aber ohnehin schon beladen mit fluchtenden den ich es vorher zugesagt hatte ist mirs (nun selbst Emigrirt) nicht moglich sie ferner zu ernahren noch an einen Ort unterzubringen welchen die ganze französische Geistl. mit ihren bischofen — allein hier aus dem lande 2400 an der Zahl sich Mangels andrer Catholischen zufluchts ortern furs erste hin werfen wird. solte ihr Herzog nicht das Werk der Barmherzigkeit auf sich nehmen dass er diesen Knaben mit seinem Hofmeister quartier u. die schlichteste kärglichste nahrung (besser sind sie es schon längstens nicht gewohnt) nebst etwa 6 bis 8 rth Hochstens monatlich zu den nothwendigsten Ausgaben als Schu, Kleidung Tinte u. Federn u. d. gl. gäbe. oder falls ich diese beyden unterdessen unterbringe an ein paar andern dasselbige liebeswerk ausuben, ich wurde sie auf jeden fall so aussuchen dass ich fur sie stehen kann. wenn er das nicht

Kann — wenigstens einen Kleinen Zuschuss an geld uns gewahren um sie furs erste sonst wo unterzubringen? lieber Göthe ich beschwöre sie um ein Wortchen antwort uber dieses Anliegen addressiren sie mir selbe nach Hildesheim abzugeben am Hofe des Fursten wohin ich morgen reise.

solten sie meine antiken anbringen und mir geld dafur schaffen können so lasse ich gern meinen Vielleicht unbescheidenen anspruch auf die allmosen ihres Furstens fahren und bestreite es aus meinen mitteln.

noch eins Lieber Freund — es sind hier brave leute *Jansens* genannt in furstl. Diensten — diese haben vor, Ihren ältesten Sohn ein Knabe der hier alle Schulen passirt jurist ist und gut studirt hat, auf die Universitaet von Jena zu schiken, sie wunschten sehr — da der knabe noch jung u. sehr lebhaft ist daher leicht auf Irrwege gelangen könnte — dass sie gutigst ein Aug auf ihn haben möchten, sey es auch nur in der fern durch recomandationen und erkundigungen von seiner Conduite — die Vorstellung allein dass ihnen diese interessirt kann schon Viel auf ihn wirken, ihn zurukzuhalten u. anzutreiben wo es notig ist. Er wird sich bey ihnen, *als derjenige* Jansen melden den ich ihnen anempfohlen habe und bedarf (da seine Eltern im Mittelwohlstand sind keiner andern Hulfe. Dass sie seine Religieuse Gesinnungen nicht antasten werden — dafur habe ich *gutgestanden* nun Leben sie wohl lieber Göthe, so wohl als sichs im gefuhl der allgemeinen Noth immer kann leben lassen. in dem nachhaltigen bilde dieser noth Kränkt mich nichts so *sehr* als die *Dehmutigung* Englands durch Hallunken, die auf den Umsturtz Hollands folgen muss. Ich bin und bleibe unter allen umstanden ihre Getreue *Amalie.*

den 28ten das plözlich eingefallne Thauwetter und einge ostreichische garnison die uns geschikt word. ist

dient uns giebt uns noch wohl so langen aufenthalt in munster dass ich wenn sie mir bald antworten ihren Brief hier noch erhalten kann. wir hoffen noch 3 wochen.

24. *Goethe an die Fürstin Galizin.*

an die Fürstin Gallizin. *(Ende 1796.)*

Die mir anvertraute kostbare Sammlung geschnittner Steine steht bey mir schon mehrere Monate reisefertig, denn da ich vergangnen Sommer hoffte nach Italien zu gehen, so hatte ich unter andern Anordnungen auch diese vorzüglich nicht vergessen. Da sich aber meine Reise verschob, so verschob ich auch Sie, wertheste Freundin, über die weitere Bestimmung dieser Kunstwerke zu fragen; wie man sich denn so ungern von etwas trennt, das man so werth hält. Nun veranlasst mich Herr Overbeck in Ihrem Nahmen die Sammlung zurückzuschicken, und sie soll sogleich abgehen, sobald er mir Ihre Entschliessung meldet über einen Punkt, wegen dessen ich in meinem Briefe an ihn anfrage.

Möchte ich doch, indem ich Ihnen diesen Schatz zurücksende recht deutlich machen können welche Wohlthat Sie mir durch Ihr Vertrauen erzeigt haben. Sie haben mir und einem werthen Freunde, der jetzt wieder nach Italien gegangen ist, Gelegenheit gegeben einen Theil der alten Kunst näher kennen zu lernen, der so schwer zu beurtheilen ist. Wir konnten diese vortrefflichen Werke wiederholt betrachten, uns an ihnen bilden und jede Art von vorgefasster Meynung, durch eine anhaltende Prüfung, berichtigen. Eine solche Uebung der Sinne und des Geistes, wodurch wir das Vortreffliche kennen und dasselbe von dem Mindern unterscheiden lernen, ist mehr werth als

der eigenthümliche Besitz, denn wir werden durch jene Bildung zur Theilnahme an allem Guten fähig und geschickt.

Möchten doch diejenigen denen grosse Summen Geldes zur freyen Anwendung gegeben sind eben so sehen und denken wie ich, und Sie meine würdige Freundin durch einen Tausch bald in den Fall setzen, sich in Wohlthaten zu erfreuen, eine Lust, die Ihrer allein werth bleibt, nach dem sie vor so manchen andern Freuden vorüber gegangen sind.

Erhalten Sie mir Ihr Andenken und Ihr Wohlwollen, das ich vielleicht um so mehr verdiene als ich auf einem Wege wandle auf dem man wenig Begleiter findet.

Möchten doch Ihre körperlichen Leiden erträglich sein und Sie noch lange Sich u. dem Ihrigen erhalten werden. Sie erlauben mir dass ich bey Ubersendung der Steine noch ein Wort hinzufüge.

25. *Goethe an Overberg.*

An Herrn Rath Overberg nach Münster. *(1796 Ende Dec.)*

Die Sammlung geschnittner Steine, welche sich durch die Güte der Fürstin Gallizin schon einige Jahre bey mir befindet steht schon verschiedene Monate reisefertig und ich würde sie sogleich abgehen lassen, wenn ich nicht ein Bedenken hätte, worüber ich mir eine Entscheidung erbitte.

Da ich diesen Schatz durch die fahrende Post abschicken muss, so bin ich zugleich genöthigt eine Summe des Werthes anzugeben, diese ist zwar, besonders in diesem Falle ganz willkührlich und eine hohe Summe würde, unnöthigerweise, sowohl die Aufmerksamkeit auf dieses Packet allzusehr erwecken, als auch die Kosten des Trans-

ports vergrössern, jedoch getraue ich mir nicht eine geringere nach eigener Willkühr darauf zu setzen und bitte deshalb mich zu belehren auf wie hoch ich das Kästchen einschreiben lassen soll? Es kann auf eine desshalb gefällige Antwort sogleich abgehen.

Es war mir sehr angenehm bey dieser Gelegenheit die Versicherung zu erhalten, dass Ew. Wohlgeboren mir noch ein gütiges Andenken schenken wollen. Nur die weite Entfernung kann mich abhalten das anvertraute Pfand selbst zu überbringen, der würdigsten Frau meinen Dank mündlich zu sagen und mich auch Ihres Umgangs wieder auf einige Zeit zu erfreuen. Der ich mich mit besonderer Hochachtung unterzeichne.

26. *Goethe an die Fürstin Galizin.*

An die Fürstin Gallizin nach Münster. 6. Febr. 1797.

Heute ist die Sammlung mit der fahrenden Post abgegangen und ich wünsche dass sie glücklich ankommen möge. Wenn man den Ausdruck des Danks in die besten Wohlgerüche verwandeln könnte, so würden Ihnen bey Eröffnung des Kästchens der angenehmste Duft entgegendringen. Leider lässt sich eine wahrhafte Dankbarkeit mit Worten nicht ausdrücken und eben so wenig darf sie an eine unmittelbare Wiedervergeltung denken, lassen Sie mir deswegen nur mit wenigen Worten wiederholen: dass Ihre Wohlthat sehr gross war, sowohl des Vertrauens, das Sie mir zeigten, als des Kunstgenusses, den Sie mir gewährten. Die Kenntnisse, die ich mir dadurch erwarb, werden mich mein ganzes Leben begleiten, so wie Ihnen das Bewusstseyn bleiben muss einen Freund ganz auf seine eigenste weise glücklich gemacht zu haben.

Sie erlauben mir nun dass ich auch einiges von meinen Zuständen sage. Ausser den Begebenheiten, Geschäften und Zerstreuungen, die jeder Tag hervorbringt und dadurch gleichsam sich selbst verzehrt, führe ich das Interesse der Naturbetrachtung immer bey mir im Stillen fort. Ich habe die Gestalt, die Bildung und Umbildung der organischen Körper besonders ins Auge gefasst, und, wie ich, vor verschiedenen Jahren über die Metamorphose der Pflanzen eine kleine Schrift, zum Versuche herausgab, so habe ich bisher immer weiter beobachtet und gedacht, und mich auch über das Thierreich ausgebreitet. Ich sehe hierinne eine sehr schöne Beschäftigung auch für die spätern Jahre, wo man immer Ursache hat mehr von den Gegenständen zu nehmen, da man nicht mehr, wie in früherer Zeit, ihnen so vieles geben kann.

Die mit diesen Betrachtungen verwandten Naturwissenschaften, habe ich nicht versäumt, besonders habe ich die Farbenlehre, von der Sie mich schon, in jenen glücklichen Stunden die ich mit Ihnen zubrachte, so eingenommen fanden, fleissig bearbeitet und mich äusserst bemüht alle Phänomene kennen zu lernen und sie in der reinsten Ordnung, die mir möglich war, zusammen zu stellen.

Diese Arbeiten haben mich genöthigt meinen Geist zu prüfen und zu üben, und wenn auch für die Wissenschaften kein Resultat daraus entspränge, so würde der Vortheil den ich selbst daraus ziehe mir immer unschätzbar seyn. Denn wie bedeutend ist es die Grenzen des menschlichen Geistes immer näher kennen zu lernen, und dabey immer deutlicher einzusehen dass man nur desto mehr verrichten kann, je reiner und sicherer man das Organ braucht das uns überhaupt als Menschen und besonders als individuellen Naturen gegeben ist.

Auch verlässt mich bey diesen ernsteren, und, wie es beynah scheinen sollte, trocknern Betrachtungen, die Lust

und Liebe zur Dichtkunst nicht. Indem ich ganz freye Stunden abwarte in denen sie allein möglich wird, so habe ich den Vortheil dass das, was bey mir ohne mein eignes Bewusstseyn reif geworden, gleichsam von selbst abfällt und mir eine bequeme, überraschende Erscheinung giebt.

Schon vor einiger Zeit schrieb ich Ihnen dass ich mich mit dem epischen Altvater beschäftige, jetzt kann ich Ihnen sagen dass ich mit meinem eignen Gedichte, von der erzählenden Art beynahe fertig bin. Ich darf es Ihnen ja wohl, sobald es gedruckt ist, zuschicken?

Übrigens bin ich, mit den meinigen, gesund, mit allen Einschränkungen bekannt und zufrieden, in einem mässigen Genusse der Gegenwart und ohne Sorge für die Zukunft.

Leben auch Sie recht wohl verehrteste Freundin und gedenken meiner in dem Kreise der Ihrigen denen ich mich sämmtlich zu empfehlen bitte.

27. *Goethe an die Fürstin Galizin.*

An die Fürstin Gallizin Münster. 10/11. Okt. 1801.

Diesen Sommer, verehrte Freundin, war ich Ihnen so nahe, dass nur die Pflicht meiner Pyrmonter Kur ordentlich abzuwarten, nicht aber Wetter und Weg mich abhielten Ihnen meine Aufwartung zu machen.

Der Duc de Sennet der so glücklich war Sie zu sehen, schmeichelte mir mit der Versicherung Ihres Andenkens und ich erfuhr zugleich dass die schöne Sammlung geschnittener Steine noch in Ihren Händen sey.

Auf meiner Rückreise hatte ich Gelegenheit den Herzog von Gotha zu sprechen, einen Herrn, der seit der fried-

lichern Aussichten, deren sich unser Vaterland erfreut, wieder manches auf Kunstwerke wendet und nicht abgeneigt wäre einen Schatz dieser Art an sich zu bringen.

Sollten Sie daher, verehrteste Freundin, noch, wie ehemals geneigt seyn gedachte Sammlung zu veräussern; so haben Sie doch ja die Güte mir durch irgend eine Vertrauten davon nähere Nachricht zu geben und mir gefällig den Preis zu bestimmen. Lassen Sie mich dabey eines fortdauernden freundschaftlichen Andenkens versichern wodurch Sie einen meiner angelegentlichsten Wünsche erfüllen.

28. *Fürstin Galizin an Goethe.*

Munster d. 31ten 9ber 1801.

Sie haben mir vielfache Freude durch ihren brief gemacht, Lieber Goethe. es freuet mich dass sie auf meine freundschaft noch einigen Werth legen, dass sie mir durch das wirksame Andenken an meinen Plan mit den geschnittnen Steinen, einen neuen Beweis der ihrigen geben, dass sie mir Hofnung, grade zu einer Zeit eröfnen wo sich hier gelegenheit darbietet den Fond dafur, meinen Wunschen gemäss anzuwenden, besonders freuet es mich zu vernehmen dass Pflicht *allein* Sie abhielt uns in Driburg zu besuchen, denn, ... warum soll ichs Ihnen dem tiefen forscher des Menschen Herzen Verschweigen — Sie wissen es ja zu gut, als dass ein solches Geständniss sie Scandälisiren könnte — dass sich unsre *heimliche* Hofnungen nach unsren Wunschen, mehr als nach den Vorschriften der bescheidnen Vernunft und billigkeit zu richten pflegen; ich hörete nicht so bald von ihrer nähe als mit dem Verlangen auch die Hofnung, obschon sich gleichsam verbergend, doch so lebhaft in meiner Seele rege ward, dass ich in den lezten Tagen, durch die mir

eben nicht gewöhnliche art von Neugierde, die von jedem rollenden Wagen gereizt, mich flink auf die Gichtischen Beine brachte, meinen jungen Leuten zum Gespött ward, und es oft selbst erst an der Albernen Verwunderung die mich ergriff wenn mein forschender Blick nicht *Sie* im Wagen traf, merkte, welche erwartung mich in diese jugendl: Bewegung gesezt hatte. sehen sie Lieber — gern gebe ich auch ihnen mich Preiss, genug wenn sie in meiner Schwachheit auch meine Treue sehen — und dass sie in einem grunde gewurzelt ist, der ihnen fur die Zukunft burgt. Wer im Schönen und Guten nicht etwa (was so selten nicht ist) blos *seine* Liebe, — oder gar die leere Schaale des rufs seiner Liebe zu dingen die dafur gelten — sondern das Schöne und Gute selbst — liebt, dessen liebe wird nicht irre gemacht, wiewohlen sie Getrubt und Verwundet werden kann. Dieses Schiksaal erfuhr sicherlich die ihrige, als Sie im geist — Italiens Monumente ins TigeraffenLand musten Ziehen sehen — dieses Schicksal erfuhr die meinige auch als ich einen Nahmen der mir so Lieb und Werth ist, in Verbindung mit dem Nahmen eines Menschen muste nennen hören, der in Xenien, Männer vom Unbescholtensten Caracter und rufs, die ich von herzen ehre und liebe, mit allerlei ungeziefer vermengt auf eine Karre gepakt, und auf den jahrmarkten umher hatte fahren lassen, dem Volk zur Schau und zum Gespött. Liebe verursachte die Wunden, Liebe war es die bald darauf aus Homerischen Gefässen heilend den Kostlichsten Balsam auf die meinigen traufelte, die troz des langen Stillstands unsrer Gegenseitigen Mittheilungen, mich so gleich, bey der ersten Nachricht ihrer Nähe in eine so vertrauliche Erwartung Versezte — die mich heut wiewolen ich als Supplicant vor ihnen erscheine, mich unwiederstehlich drängt mich vor allem, *uber sie bey ihnen selbst* und nur bey ihnen selbst zu beklagen, die mirs nicht

wurde zugellassen haben ihnen meinen Seelen Schmerz bey seiner ersten entstehung zu bergen, wenn nicht zu der zeit Gicht und Nerven zustande mit eisernem Arm auf mir gelegen und mehrere Jahre wie gefesselt gehalten hätten auch jezt ist die Frist die mir Vergönnet an Sie zu schreiben wohl nur ein Waffenstillstand, der täglichen Bruchen ausgesezt ist — ich muss daher eilen ihnen fur die Aussicht zu danken die sie mir eröfnen, und ihnen in Beantwortung ihrer anfrage hieruber nur Kurz vorzustellen — dass ich mit einem Fond der viel unter 12000 rth wäre, die Grundlage zu einer Anstalt zur Pflege der kranken wie diejenige die ich bey verauserung der Steine beziele weil sie hier ganz fehlet nicht legen könnte — 20000 oder wenigstens 18 hatte ich in Russland und in England wo mir (besonders in russland) grosse Hofnung gemacht wurde, gefodert — (— ich besize noch eine schriftliche Zusage von der Kayserin auf den Frieden —) erst mit den lezten Verwirrungen ist sie *dort ganz* gescheitert — in England noch nicht es zieht sich aber so sehr damit in die länge — und mein lebens Pfad in die Kurze dass ich ein geringeres nahes und sicheres, den entferntern Hofnungen weit vorziehen wurde. *Ihnen* habe ich hiemit genug gesagt — ich weiss Sie werden diese Interesse mit einem *Habsuchtigen Eifer* besorgen den Sie fur die ihrigen nicht haben wurden — Handeln Sie wie ein Jude — Vielleicht werden sie zum Lohne dieser Liebe aus dem alten ins neue Testament erhoben. Das und alles erdenkliche gute wolle der ihnen geben den ich Taglich fur sie flehe Ihre Treue Amalie.

Stollberg der wie sie wissen nun hier wohnt ist von einer Reise nach Wernigerode noch nicht zuruk, wuste er dass ich an Sie schreibe so wurde er mir sicher viel liebes an Sie auftragen denn er gehort zu denen die nie aufhorten sie zu fuhlen und zu lieben.

29. *F. L. Stolberg an Goethe.*

28. Aug. 1793.[1]

Es ist ein wahres Bedürfniss meines Herzens, liebster Göthe, mich wieder in Sein Andenken zu bringen. Zeit u: Entfernung müsse dem Bunde brüderlicher Freundschaft nichts anhaben den wir als Jünglinge schlossen u: als Männer erneuten. Der heutige Tag führt mich mit doppelter Kraft zu dir, da er mit deinem Feste die Geburtstagsfeier einer gemeinschaftlichen Freundin verbindet, welche mir einen Monat lang durch ihre herzerquickende Gegenwart jeden Tag zum Festtag machte. Sie hat neuen Wein in die Neige meines Lebens gegossen u: auf immer, wie ich hoffe mich gestärkt! Lebe wohl, lieber alter Wolf! Gedenke der Tage unserer Jugend u: bleibe — doch ich weiss du bist es — der Freund und Bruder deines dich herzlich liebenden F. L. Stolberg.

Eutin d. 28sten Aug.
1793.

30. *F. L. Stolberg an Goethe.*

Brinke in der Grafschaft Ravensberg
d. 6ten Nov. 1816.

Erst gestern, theurer Freund, erhielt ich deinen Brief vom 13ten Juny, mit der Post aus Münster. Wie willkommen mir der junge Knebel, dessen Vater meinem Andenken noch sehr lebendig vorschwebt, dazu als Bote von dir, würde gewesen seyn, bedarf ich nicht dir zu sagen. Schon seit wir uns zulezt sahen, bin ich nicht in Münster

[1] Dieser Brief füllt die vorlezte Seite des Briefes der Fürstin Galitzin No. 21 aus.

gewesen; ich habe ein Landhaus im Ravensbergischen bewohnt, und bin izt im Begrif ein anders im Osnabrückschen, Sondermühlen bey Melle, zu beziehen nicht ohne Beherzigung des wahren Worts von La Fontaine

— — tout Etablissement
Vient tard et dure peu — —

Die Gegend ist freundlich, meine Frau u: ich werd. dort der Nachbarschaft unsrer Tochter Kressenbrod geniessen, aus deren Hause ich diese Zeilen schreibe.

Deinen traurigen Verlust empfinde ich mit dir wie es einem alten treuen Genossen geziemt, der sich deinem lieben Andenken von Herzen empfiehlt.

F L Stolberg.

BELEGSTELLEN.

Goethe über die Fürstin Galizin.

1781.

17. Jänner. Von der Fürstin habe ich, wie Du denken kannst, viel gehört, doch bleibt meine Idee von ihr ganz unbestimmt. Hast Du nicht einen Schattenriss von ihr?
an Jacobi 63.

1783.

13. Aug. Das Bild der Fürstin, das Du mir geschickt, hat mich sehr gefreut, ich wünschte diese seltene Person zu kennen.
an Jacobi 64.

1784.

31. März. Schreibe mir doch ein Wort von dem Kinde (J. Sohn) zu Münster und was ihr mit ihm habt. Ich weiss nichts von ihm, kann es nicht beurtheilen, und wenn ich nicht sehr irre, behandelt ihr es falsch, die Fürstin und Du.
an Jacobi 69.

1785.

12. Jänner. Danke der Fürstin für die H Schriften.
an Jacobi 83.

9. Juni. Ende August bin ich gewiss wieder zu Hause, wenn nur die Fürstin Galizin mit ihren Begleitern nicht zu früh kommt. an Jacobi 87.

11. Juni. Die Fürstin kommt mit zwei guten Freunden. Du hast Dir doch nur einen ausgesucht.
an Fr. v. Stein III. 166.

11. Septemb. Hemsterhuis und die Fürstin lassen noch nichts von sich hören. an Knebel I. 68.

11. Septemb. Darf ich denn noch die Fürstin erwarten? Schreibe mir, damit ich mich danach richte. an Jacobi 88.

20. Sept. Die Fürstin Galizin ist hier mit Fürstenberg und Hemsterhuis, die Du also auch nicht sehen wirst. Es sind interessante Menschen, und wunderbar mit einander zu sehen. an Fr. v. Stein III. 186.

21. Sept. Mit der Fürstin Galizin und uns will es noch nicht fort. Ich weiss nicht, sie ist unter uns nicht am Plaz.
an Fr. v. Stein III. 187.

22. Septem. Die Fürstin ist da und krank und — ich weiss nicht! es will sich nichts machen.
an Fr. v. Stein III. 188.

25. Sept. Die Fürstin war krank und es wollte die ersten Tage nicht gehen. Jetzt wird es etwas besser, da sie auf der Abreise sind . . . Die Herdern ist gar gut mit der Fürstin, das hält die Gesellschaft am besten zusammen.
an Fr. v. Stein III. 189.

26. Septem. Die Fürstin mit den ihrigen ist hier. Sie war die ersten Tage krank und da stockte alles, zulezt hat es sich recht schön gegeben, und ich wünschte, es gienge noch vierzehn Tage fort. Wie es ihr übrigens mit uns gegangen, mag sie selbst erzählen. Wieland, den wir anfangs aus Honetität einluden hat sich gräulich protistuirt und schlecht empfohlen. an Jacobi 89.

1. Octob. Ich hatte die Fürstin Galizin mit den ihrigen dort aufgesucht, und wollte sie nicht reisen lassen, ohne ihnen alle Achtung zu bezeigen, die man ihnen schuldig ist, denn es sind wirklich vorzügliche Menschen. Die ersten Tage wollte es durch seltsame Schickungen nicht gehen, nach und nach gab sichs, und da ich ihnen nach Jena folgte, war alles zulezt recht gut, und gewann ein menschliches Ende. an Fr. v. Stein III. 191.

14. Octob. Die Fürstin Galizin will Dich kennen lernen, und Dich früh besuchen. Ich habe sie gebeten, heute noch hier zu bleiben und warte auf Nachricht.
an Fr. v. Stein III. 195.

21. Octob. Mein Gewissen . . . . bis die zweite Ankunft der Fürstin es völlig auf die Beine und ihre Abreise an den Schreibetisch gebracht hat. Diese herrliche Seele hat uns durch ihre Gegenwart zu mancherlei Gutem geweckt und gestärkt, und die ihrigen haben uns schöne Stunden und Freude gegeben. Du kennst mich und sie und wenn ich Dir sage, dass wir diessmal ganz natürlich gegen einander und offen gewesen sind, so kannst Du Dir das Uebrige wohl denken. Am meisten freut mich, dass Fr. v. Stein und sie sich haben kennen lernen. an Jacobi 94.

18. Novemb. An Fürstin Galizin, Hemsterhuis, von Fürstenberg, Sprickmann habe ich interessante Bekanntschaften gemacht. an Knebel I. 70.

1. Decemb. Hast Du Nachricht von der Fürstin? es ist eine kostbare Seele und es gibt mich nicht Wunder, dass sie die Menschen so anzieht. Ich hätte sie, da sie gieng, gerne halten mögen. Es ward erst gut. an Jacobi 96.

1786.

2. Februar. Der Fürstin hab ich geschrieben und etwas geschickt. Sende mir doch, was sie von Fr. v. Stein schreibt, Du kannst denken, dass ich neugierig bin. an Jacobi 102.

14. April. Hier ist der Fürstin Brief, der einen glücklichen Humor hat, ich wollte, es käm ihr auch der Humor, mir einmal ein Wort zu sagen. an Jacobi 103.

21. Juli. Empfiehl mich der Fürstin. Ihre Worte sind mir wahre Wohlthat, ich danke Dir, dass Du mir sie verschafft hast. Ich meinte es so herzlich zu ihr und begriff nicht, dass sie mir nicht schrieb. Gelegentlich schicke ich ihr einige Zeichnungen. an Jacobi 111.

9. Septemb. Sonderbar, dass ich neulich ihn Dir empfehlen wollte, auch etwa der Fürstin, weil euch doch manches vorkommt.. Grüsse die Deinigen, die Fürstin und den wiederbelebten Vulpius . . . . Verschaffe mir doch Abdrücke in Siegellack von der Fürstin geschnittenen Steinen. an Jacobi 112. 114.

1791.

23. März. Das zweite Exemplar [des Goethe portraits] sende doch der Fürstin Galizin mit vielen Empfehlungen.
an Jacobi 127.

1792.

? Novemb. Und so wollen wir doch noch Hemsterhuis anführen, welcher der Fürstin Galizin ergeben, in dem be-

nachbarten Münster verweilte .... Schon bei dem früheren Besuche der Fürstin Galizin mit Fürstenberg hatte ich dergleichen (Naturerkenntnisse) vorgebracht, ward aber wie mit gotteslästerlichen Reden bei Seite und zur Ruhe gewiesen .... Und doch hatte ich Aussicht unterwegs auf die angenehmste Einkehr, indem ich so nahe bei Münster die Fürstin Galizin nicht umgehen durfte. Camp. i. F. W. II. 1076.

? Novemb. »Der Fürstin Galizin angemeldet, hoffte ich gleich den behaglichsten Zustand« .... Aufnahme in ihrem Hause; geistiger und gemütlicher Verkehr; die geschnittenen Steine der ursprünglich Hemsterhuisenschen Sammlung; aufgedrungene Mitgabe der Steinsammlung. »So nahmen wir traulichen Abschied ohne sogleich zu scheiden; die Fürstin kündigte mir an, sie wolle mich auf die nächste Station begleiten, sezte sich zu mir in den Wagen, der ihrige folgte. Die bedeutendsten Puncte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache, ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Credo, auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Weges nach Hause, sie mit dem nachgelassenen Wunsche: mich wo nicht hier so doch dort wiederzusehen.« Camp. in F. W. II. 1081 sq.

31. Decemb. Von Münster kann ich nur sagen, dass ich dort sehr glücklich war, und dass ich ohne meine übereilte Anmeldung zu Hause noch einige Tage geblieben wäre.
an Jacobi 143.

1793.

17. April. Dass ihr aber zu meiner Aufführung in Münster solche sonderbare Gesichter schneidet, davon erkenn ich die losen Weltkinder, die sich formalisiren, wenn sich unser einer einmahl in puris naturalibus seiner angebornen Tugend sehen lässt, oder nach dem schönen Gleichnisse der Kirchenmutter Lenchen die rechte Seite der Tapete an einem Festtage herauskehrt .... Ein Paket an Pr. Galizin zu gefälliger weiterer Besorgung. an Jacobi 152. 154.

7. Juli. Von der Pr. Galizin habe ich nichts gehört. Ich schreibe ihr nächstens. an Jacobi 165.

19. Juli. Schicke doch das Manuscript vom Bürgergeneral der Fürstin. Du erhältst einen gedruckten von Frankfurt. Schick ihr auch einliegendes Gedicht. an Jacobi 166.

18. Novemb. Sende doch meine Abhandlung über die farbigen Schatten an die Fürstin Galizin, wenn Du vorher nachstehende Note hinzufügt. an Jacobi 179.

1794.

Durch meine vorjährige Reise an den Niederrhein hatte ich mich an Fritz Jacobi und die Fürstin Galizin mehr angenähert. . . Und wie Lavater forderte, dass man sich nach seinem Beispiel mit Christo transsubstantiiren müsse, so verlangte Jacobi, dass man seine individuelle, tiefe, schwer zu definirende Denkweise in sich aufnehmen solle. Die Fürstin hatte in der katholischen Sinnesart, innerhalb der Ritualitäten der Kirche, die Möglichkeit gefunden, ihren edlen Zwecken gemäss zu leben und zu handeln. Diese beiden liebten mich wahrhaft, und liessen mich im Augenblick gewähren, jedoch mit stiller, nicht ganz verheimlichter Hoffnung, mich ihren Gesinnungen ganz anzueignen; sie liessen sich daher manche von meinen Unarten gefallen, die ich oft aus Ungeduld und um mir gegen sie Luft zu machen, verübte. A.

1795.

Von der Fürstin Galizin erinnere ich mich nicht, etwas über Wilhelm Meister vernommen zu haben, aber in diesem Jahre klärte sich eine Verwirrung auf, welche Jacobi zwischen uns gewirkt hatte, ich weiss nicht, ob aus leichtsinnigem Scherz oder Vorsaz; es war aber nicht löblich, und wäre die Fürstin nicht so reiner Natur gewesen, so hätte sich früh oder spät eine unerfreuliche Scheidung ergeben. Auch sie war von Münster vor den Franzosen geflohen; ihr grosser durch Religion gestärkter Charakter hielt sie aufrecht, und da eine ruhige Thätigkeit sie überall hinbegleitete, blieb sie mit mir in wohlwollender Verbindung, und ich war froh in jenen verworrenen Zeiten ihren Empfehlungen gemäss manches Gute zu stiften. A.

1805.

Hemsterhuis-Galizinische Gemmen-Sammlung, — besprochen. W. III. 365.

1819.

11. Juli. Man sehe die Briefe (Hamanns) an Jacobi, wo er sich über diesen Freund offenbar lustig macht, und betrachte sein Verhältniss zur Fürstin Galizin, die ihn nach Münster zog, um ihn der katholischen Kirche zu gewinnen, in deren Hause er aber so hartnäckig heidnisch-protestantisch verschied, dass sie ihn unwillig in einer Gartenecke begraben musste. an Nicolovius 265.

Die Correspondenten an Goethe über die Fürstin Galizin.

1782.

17. Octob. Ich bin hier mit meinen Schwestern, die dich vielmals grüssen lassen, bei der Princessin von Galizin, einem der ausserordentlichsten, reinsten und edelsten Wesen, so ich je gesehen habe. Du weisst vermuthlich, dass sie meinen zweiten Sohn erzieht. Jacobi 61.

22. Nov. Den Morgen beim Frühstück erzählte die Princessin von Deinem Bilde, welches sie in Mösers Hause zu Osnabrück gesehen hatte . . . . . Immer hat diess Weib viel Mut zu Deinem Genius und sprach auch diessmal wieder aus der Fülle dieses Muts. Jacobi 64.

1784.

28. Apr. Noch weiss ich nicht in welchem Monat die Reise der Prinzessin vor sich gehen wird. Ich habe ihr darum geschrieben und erwarte nun mit jedem Posttage ihre Antwort. Jacobi 71.

8. Mai. Gestern erhielt ich auch Briefe von der Fürstin, Sie wird nicht vor Ende Julius verreisen. Jacobi 74.

1785.

9. Octob. Von der Fürstin erhielt ich am 23. Septbr. einen ziemlich alten noch aus Hofgeismar geschriebenen Brief; wusste, dass sie nun bei euch war . . . . . Wie alles, während die Fürstin krank war, stocken musste, kann ich mir vorstellen, und es freut mich, dass es sich nachher noch so schön gegeben hat. . . . Dass sich der arme Wieland prostituirt und schlecht empfohlen hat, ist mir leid, und nun um so mehr, da die Prinzessin und Fürstenberg ohnedem schon gegen ihn eingenommen waren. Jacobi 91. 92.

1791.

12. April. Der Prinzessin sende ich die Nachricht übermorgen. Jacobi 129.

1794.

7. Juni. Es wurde dort (Münster) gleich in der ersten Stunde von Dir gesprochen. Die Fürstin erzählte mir ihre Anfechtung Deinetwegen in Holstein, und was sie Dir nachher geschrieben hätte. Ich bekannte mich als einen Mitschuldigen Deines Euphemismus und erhielt Verzeihung. Sie

bleibt Dir treu mit ihrer schönen Liebe, ob sie es gleich schmerzt, dass so wenig von Dir zu hoffen ist. Meine Hartnäckigkeit scheint sie mehr zu drücken, weil sie ihr unnatürlicher, eigensinniger vorkommt. Ein paarmal hat sie mich hart geplagt. Ein gewisses Buchstäbeln, und ein gewisses Treiben an ihr hat mir von jeher, wenn ich bei ihr war, das Leben sauer gemacht. Nun ist der unglückselige Katholische Pietismus noch hinzugekommen, den sie gerne möchte tolerant sein lassen wider seine Natur . . . . . Schade, ewig Schade um das herrliche Wesen mit dem wahrhaft fürstlichen Gemüt, das immer gerne aufrichtig sein möchte, und nie mehr ganz aufrichtig sein kann! Ihre Vorurtheile täuschen sie auf eine mir unbegreifliche Weise, verderben ihr Auge, Ohr und Zunge. Jacobi 184. sq.

Klinger[1] wohnte in den letzten Jahren seines Lebens, seitdem er die Stelle eines Directors der Cadetten-Anstalten aufgegeben, im eigenen Hause auf Wassili-Ostrow. Seine Lebensweise war die regelmässigste, die man erdenken kann; alles auf bestimmte Stunden eingerichtet. Die beste Zeit ihn zu besuchen, war Abends 7 Uhr. Da fand man ihn im grossen saffianenen Sorgenstuhl in der Mitte seines Arbeitszimmers behaglich hingestreckt, in der einen Hand ein Buch, in der andern eine lange türkische Pfeife; zur Seite eine Karaffe mit Eiswasser. Licht gab ein dreiarmiger Leuchter mit grünem Schirme rings umgeben. Sein Äusseres fällt beim ersten Anblick etwas auf; eine grosse majestätische Gestalt im weissen Schlafrock, das gebleichte Haar mit weisser Schlafmütze bedeckt.

Gewöhnlich war er in diesen Abendstunden sehr heiter. Man musste sich ihm gegenüber setzen, und ungerufen bot sich tausendfältiger Stoff zur Unterhaltung dar. Literatur, Politik, neue und alte Zeit, entfernte Freunde, Geschichte des Tags, alles fasste er mit der Lebendigkeit eines jungen Mannes

[1] Die Nachricht über Klinger lag den mir übergebenen, Klinger betreffenden Archivheften bei. Sie ist von einer mir unbekannten Hand geschrieben, wahrscheinlich von St. Petersburg an Goethe gesendet worden.

(Das betreffende ganze Heft, erstlich diese Nachricht, sodann den Brief de dato Pawlowski d. 26. Mai 1814 (No. 12), endlich die später gedruckte Vorrede Klingers zu den Romanen enthaltend, hat die Aufschrift von Goethes Sekretärs Hand: Klinger über sich selbst. — Mein Lebensverhältniss zu ihm.)

auf, und besprach es in seiner kräftigen, zuweilen etwas derben Manier; oft paradox, nie uninteressant oder geistlos.

Zu schnell verflog die Stunde, und unerwartet mit dem Glockenschlage um 8 Uhr erschien ein Diener, welcher einige russische Worte murmelte. Ach, meine Frau bittet zum Thee, war dann Klingers beständige Weisung, gehn Sie doch vorauf, ich komme gleich nach. Man folgte dem Bedienten die Treppe hinauf, durchschritt 3 bis 4 sehr hübsch eingerichtete Zimmer und fand Klingers Gemahlin in einem von Alabasterlampen matt erleuchteten Gemach auf dem Sopha sitzend. Der Schmerz um den im Kriege auf schreckliche Weise verlornen einzigen Sohn hatte die Mutter Jahrelang so niedergebeugt, dass sie vor Weinen beinahe blind geworden war, und beständig das Licht meiden musste. Freundlich empfing die bejahrte Frau, eine geborne Russin, den Gast, und einige Minuten später erschien der General im beibehaltenen Costum. Die Unterhaltung wurde hier nun meistentheils französisch geführt, da Frau von Klinger nur gebrochen Deutsch spricht, wiewohl das Französische Klingern selbst nicht recht geläufig war. Man servirte Thee, es kamen gewöhnlich noch ein Paar Freunde, und die Unterhaltung war hier oben vielleicht noch freier als unten. Um 9 Uhr entfernte man sich, und kam recht gern bald wieder, wo sich alles pünktlich eben so wiederholte.

Klingers Pfeifen spielen eine grosse Rolle in seinem Leben. Er rauchte nur aus grossen, eigens für ihn verfertigten einfachen thönernen Köpfen und zwar nur türkischen Taback. Mit ungemeiner Freude zeigte er seine, mit solchen Köpfen angefüllten Schränke, die ein eignes Zimmer einnahmen, und die dazugehörigen sehr kostbaren, verschiedenartigen türkischen Rohre, von 5—6 Fuss Länge, geziert mit prächtigen orientalischen Bernsteinmundstücken. Unter diesen Lieblingen wurde immer regelmässig abgewechselt.

Seine Bibliothek füllte mehrere Zimmer und enthielt einen Schatz von ältern und neuern Sachen, sämmtlich sauber eingebunden, in Glasschränken aufbewahrt, die mit den Büsten berühmter Männer geziert waren.

Klinger war bis zum letzten Augenblick sehr freisinnig, aber dabei stets Freund der gesetzlichen Ordnung. Als Vorsteher der Cadetten-Corps soll er sogar etwas despotisch verfahren sein.



III. Miscellen, Chronik, Bibliographie.



I. MISCELLEN.

1. *Eine Recension Goethes.* In Böttigers Nachlass, aus welchem Boxberger interessante Mittheilungen gemacht hat, befindet sich auch folgender Brief:

Peucer an Böttiger. *Weimar d. 8. Juni 1823.*

In der Eil habe ich in meine gestrige oder vorgestrige Depesche an Sie, Verehrtester, zwar etwas Französisches hineingelegt, aber, wenn ich nicht irre, vergessen hinzuzufügen, was es eigentlich damit für eine Bewandtniss habe. Sie werden Sich erinnern, dass in Nro. 45 des Modejournals eine Anzeige des Werks der Herren de Saur und de St. Géniès steht. Diese Anzeige ist — unter uns gesagt — von Goethe selbst, der aber nicht genannt sein wollte. Ich hatte den Einfall, sie französisch zu übersetzen, und diese Übersetzung ist es, wovon ich Ihnen ein Exemplar als eine Curiosität mittheilen wollte. Goethe hat sie sehr freundlich von mir aufgenommen und sie dem Grafen Reinhard in Frankfurt gesendet, der ihm zwei Exemplare des de Saur und Géniès'schen Werkes hatte zugehen lassen, eines für ihn selbst und eines für den Grossherzog. Durch Froriep ist meine Übersetzung auch an Hrn. Julien, Redacteur der Revue encyclopédique zu Paris versendet worden, mit dem Anheimgeben sie in seinem Journal abzudrucken und so zur Kenntniss seiner Nation zu bringen. Wie wäre es, wenn Sie einen Abdruck in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung vermittelten. Diese wird, wenn ich nicht irre, auch in Paris stark gelesen, und so käme diese literarische Merkwürdigkeit in Frankreich noch schneller und allgemeiner herum. Mein Französisch rechnet übrigens auf Ihre gütige Nachsicht.

Einige Wochen früher hatte derselbe Peucer an den Obermedicinalrath v. Froriep, den Verleger des Modejournals, der seit Bertuchs Tode das Industriecomptoir allein leitete, geschrieben (undatirt, Mai 1823, der Brief befindet sich im Froriep'schen Archiv in Weimar):

»Die erste Juniusnummer beginnt mit einem Aufsatz von Goethe. Ich habe ihn noch ausserdem französisch übersetzt, da er hauptsächlich auf französische Leser mit berechnet ist. Goethe hat sich über meine Übersetzung sehr gefreut und will sie an Graf Reinhard nach Frankfurt schicken. Wie wäre es aber, wenn wir diesen französischen Aufsatz den Franzosen *unmittelbar* in die Hände spielten? Hierüber wünschte ich nun besonders Ihre Ansicht zu vernehmen. Haben Sie Gelegenheit, denselben in Pariser Journalen abdrucken lassen zu können? Oder wollen wir ihn als Extrabeilage zu unserm Journal geben? oder was könnten wir sonst thun? Ich glaube Goethe geschähe damit ein Gefallen.«

Das fragliche Werk erschien unter folgendem Titel: Des hommes célèbres de France au XVIII siècle et de l'état de la littérature et des arts à la même époque par M. Goethe, traduit de l'allemand par MM. de Saur et de Saint-Géniès et suivi de Notes. Paris 1823. Reinhard kündigte das Buch 11. Apr. 1823 an, theilte mit, dass Saur, Sohn des ehemaligen Senators aus dem Roerdepartement, St. Géniès, Übersetzer des Tibull sei, characterisirte das ganze Unternehmen und sprach sein Befremden über die notice aus, welche Goethes Leben behandelte. Goethe versprach (18. Apr.) ein freundliches Wort über das Buch zu sagen und bestätigte (17. Mai) das Eintreffen des Werkes. »Da nun«, so fährt er fort (Briefwechsel mit Reinhard S. 229) »das Verneinen sich immer lebhafter bezeugt, als das Bejahen, so war im Augenblick schon eine misswollende Recension auf dem Wege zur Presse, die freilich im eigentlichen Sinne nicht Unrecht hatte, weil sie sich auf die einem Deutschen leicht zu entdeckenden Irrthümer der französischen jungen Männer warf, aber eben desswegen ungrazios einen üblen Effekt hätte thun müssen. Ich erregte darauf die um mich versammelten mässig denkenden Freunde zu einem kleinen Aufsatz, wodurch denn auch jener erster Versuch verdrängt ward«. Er übersendet ihn in Abschrift, Reinhard billigt ihn (28. Mai), bezeichnet ihn als »Ihr Urtheil über die Schrift« und auch Goethe spricht (11. Juni) von »meinem kleinen Aufsatz«, dessen Billigung ihm erwünscht gewesen sei, »denn er war in unruhiger Zeit und nicht sonderlich vorbereitet geschrieben; der gute Wille mag dabei das

Beste gethan haben. Den Abdruck lege bei, nicht weniger eine französische Übersetzung verfasst von dem Redacteur, welcher mir vielen Dank wusste, dass ich ihm von jener misswollenden Anzeige loshalf«.

Diese Recension nun, von der Goethe und Peucer sprechen, die ich in keiner der mir zugänglichen Goetheausgaben gefunden habe, steht im »Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode« Junius 1823, Nro. 45, S. 377—380. Nach der Anführung des Titels heisst es: »Vorläufig angezeigt«; in einer Anmerkung dazu: »Der verehrte Einsender ist des hier behandelten Gegenstandes *vor Allen* kundig«, wodurch den Weimaranern und den Zeitgenossen überhaupt Goethe ziemlich deutlich bezeichnet war. Ein weiteres Zeichen ist der Recension nicht beigefügt. Sie lautet so:

»Als die Freunde der Goethischen Productionen von genanntem französischen Werke hörten, fragten sie sich verwundert: was denn eigentlich damit gemeint sei und wo sich das Original in den Werken ihres Dichters und Schriftstellers finden möchte? Diese Zweifel waren jedoch bald gelöst, denn es zeigte sich, dass die Anmerkungen zu »Rameau's Neffe, ein Dialog von Diderot«, hier als ein selbstständiges Werk behandelt und angekündigt worden, wodurch denn freilich der Gesichtspunkt einigermassen verrückt erscheint.

Denn als Goethe im Jahr 1804 sich bewogen fand, genanntes Diderotisches Werk zu übersetzen, musste sich wohl unter der Arbeit eine lebhafte Theilnahme nothwendig entwickeln; zugleich trat aber deutlich hervor, dass der vollkommene Genuss an dieser seltsamen Production nur bei einer näheren Kenntniss der Französischen Literatur überhaupt, besonders der gleichzeitigen des Dialogs, nicht weniger dessen, was in jenen Tagen über Musik verhandelt wurde, sich einfinden könne. Nach vollendeter Übersetzung reifte daher der Entschluss, dasjenige alphabetisch zu verfassen und zu ordnen, was sich auf die, im Dialog genannten Namen und Hauptgegenstände nothwendig bezog, um dadurch dem Deutschen Leser einen anschaulichen Begriff von einer höchst problematischen Production einigermassen mitzutheilen, welches denn auch seiner Zeit bei der theilnehmenden Classe die Wirkung nicht verfehlte.

Indessen trat für das nordische Deutschland die jammervolle Epoche von 1806 ein, die beabsichtigte Herausgabe des Originals unterblieb, sowie denn auch die Übersetzung bei vorwaltenden widerwärtigen Umständen bald in Vergessenheit

gerieth, indem sich Niemand mit einer feindlichen Nation und ihrer Literatur abzugeben einiges Bedürfniss fühlte.

Erst später, als man eine Sammlung der sämmtlichen Diderotischen Werke veranstaltete, kam auch gedachter Dialog wieder zur Sprache, und da alle Forschung, wo das Original sich versteckt haben möchte, ganz erfolglos blieb, gab man in dem Prospectus aus der Übersetzung einen allgemeinen Begriff von dem fraglichen Werke, und versuchte die Rückübersetzung einiger Stellen, welche glücklich gelangen, indem der deutsche Übersetzer sich ganz nahe an seinen Text gehalten und zugleich Sinn, Wendung und Wort nachzubilden bemüht gewesen.

Einstweilen ruhte nun die Sache, bis im Jahr 1821 »Le Neveu de Rameau, dialogue« in Paris erschien, als Diderots hinterlassenes ungedrucktes Werk grosses Aufsehen erregte, und als eine, dem Inhalt und der Form nach höchst seltsame Erscheinung zu mancherlei Betrachtungen und Wünschen Anlass gab.

Während der Zeit hatte sich der Herausgeber des Dialogs, Hr. Vicomte de Saur, noch einen Gehülfen, Hrn. de Saint Géniès, zugesellt und beide, nicht ohne Einfluss eines unterrichteten Deutschen, wendeten sich zu den Anmerkungen und übersetzten sie, änderten jedoch die Ordnung der aufgestellten Charactere aus einer alphabetischen in eine dem Werth und der Würde der Personen und Gegenstände mehr angemessen scheinende Folge.

Durch dieses Umstellen jedoch, wird die Vergleichung des Übertragenen mit dem Original sehr erschwert, und es wird nicht deutlich, was eigentlich dem Deutschen und was den Franzosen angehöre. Da wäre denn zu untersuchen: in wiefern sich die Übersetzer ans Original gehalten, sich von demselben entfernt, Gedanken entwickelt, Meinungen substituirt und sonst Veränderungen vorgenommen haben, um ihrer Nation das günstige Urtheil eines Fremden über ihre vorzüglichsten Männer noch erst recht eingänglich und schmackhaft zu machen.

In eben dem Sinne lassen sich die Noten betrachten, welche sparsam eingeschaltet und am Schlusse mässig nachgebracht werden. Sie sind bestimmt, wie gesagt wird, die Ideen des Deutschen Verfassers über verschiedene bedeutende Punkte zu entwickeln und zu vervollständigen, wobei sich denn einige angenehme historische Data deutlich ergeben. Wir erhalten anschauliche Kenntniss, dass der Geist der Ver-

neinung auch in Frankreich zu Hause sey; journalistische Kritiker zweifelten an der Persönlichkeit des Neffen, und wollten ihn nur für eine phantastische Erfindung gelten lassen. Glücklicherweise fand sich in Merciers »Tableau de Paris« eine geistreiche Schilderung beider Rameaus, wo der Neffe völlig übereinstimmend mit dem Diderotischen auftritt; er ist gleich redselig, nur ist seine Frechheit fast noch gewissenloser, als man sie gekannt. Er spricht auf das schmählichste von seinem eigenen Vater, der ihn denn freilich auch auf das schonungsloseste behandelt hat. Eine Haupteigenschaft des Neffen, die Gefrässigkeit, wird von Mercier mit kräftigen Zügen gleichfalls gerügt.

Der andere Zweifel ward erregt, ob Diderot, der Verfasser sey, oder ob man den Dialog als ein Machwerk ansehen müsse, welches unterzuschieben ein neuerer die Kühnheit gehabt? Auch dieser Einwurf wird gründlich widerlegt und kommen einige gute Bemerkungen zur Sprache. Wir sehen uns ferner verschiedentlich aufgeklärt über Piron, über seine kleineren Stücke, wie auch die Metromanie. Gar manches andere dieser Art wird historisch bekräftigt und hier und da berichtigt, wie einem Deutschen Leser angenehm seyn wird, der sich um Französische Literatur zu bemühen geneigt ist.

Im Ganzen wird ihm jedoch höchst merkwürdig und lehrreich erscheinen, wie diese guten jungen Männer, die mit Leidenschaft Deutschen Schriftstellern zugethan sind, oftmals, indem sie manches nach eigenem Sinne vortragen, den Zwiespalt Französischer und Deutscher Denkweise unbewusst aussprechen. Es sind nun einmal gewisse Dinge, von denen sie nicht abgehen, andere, die sie sich nicht zueignen können; doch sucht ihr Urtheil überall irgend eine Vermittlung. Die Gedanken der Frau von Staël kommen zur Sprache, und werden theils aufgenommen, theils abgelehnt; im Ganzen aber sieht man den Zweck, beiden Nationen einen wechselseitigen guten, obgleich bedingten Begriff mitzutheilen.

Im literarischen Sinne jedoch werden die vorzüglichen und wohlwollenden Männer ihr Verdienst noch besonders dadurch steigern, wenn sie sich von dem Leben Deutscher Schriftsteller, von Inhalt und Form ihrer Productionen genauer zu unterrichten suchen, welches ihnen, in der gegenwärtigen Zeit, die so vieles ins Klare setzt, nicht schwer werden kann. Behalten sie übrigens den guten Willen gegen uns und unsere Nation im Ganzen, gegen die Einzelnen im Besondern, so kann daraus ein wechselseitig nützliches und erfreuliches Verhältniss entstehen«.

Die eben mitgetheilte Recension darf den Werth eines Ineditum beanspruchen. Allerdings hat Goethe von dem Werke der beiden jungen Franzosen in einer bekannten Stelle: Nachträgliches zu Rameau's Neffe, Hempel XXXI, S. 151 fg. gesprochen, aber die Übereinstimmungen jener Notizen mit unserer Recension sind sehr gering.

Einige Wochen vorher war übrigens in demselben Journal (Mai, Nro. 36, S. 302 fg.) von dem Werke der beiden Franzosen die Rede gewesen. Freilich nur beiläufig, denn der Artikel: »Goethe und Voltaire« unterzeichnet » — n — « richtet sich mehr gegen den Kritiker des Buches als gegen das Buch selbst. Der Artikel lautet:

»Ein Pariser Buchhändler hat bekanntlich unternommen, seine Nation mit den ausgezeichnetsten Werken anderer barbarischen Völker durch Übersetzungen bekannt zu machen. Da ist denn auch unser herrlicher Goethe so glücklich gewesen, Gnade vor den Übersetzern und vor den Kritikern zu finden. Die Äusserungen eines dieser letztern, der sich in einem neuern Blatte des beliebten Miroir hat vernehmen lassen, verdienen ihrer Possierlichkeit halber dem deutschen Publicum mitgetheilt zu werden.

Das Werk, welches hierzu Gelegenheit giebt, sind die Anmerkungen über Personen und Gegenstände, deren in dem Dialoge »Rameau's Neffe« erwähnt wird. Ohne Zweifel waren diese von Goethe nur seinem Vaterlande, zu einer bessern Verständigung jenes Dialogs, bestimmt. Aber welche Huldigungen eignet der Egoismus sich nicht gern zu? Da hat Goethe diese Notizen nur geschrieben, »um die Superiorität anzuerkennen, welche die ausgezeichneten Geister aller Nationen den französischen Schriftstellern längst zugestehn; um insbesondere Voltairen seine Verehrung zu bezeigen, dem Genie ihrer Nation, welchem Goethe, obgleich noch in einer grossen Entfernung, durch seine Vielseitigkeit am nächsten stehe«. Sollte man nicht auf die Vermuthung gerathen, der Übersetzer habe einige kräftige Schnitte in das faule Fleisch der Französischen Literatur, welche sich in dem Werk unsres Goethe befinden, mit gutem Bedacht seinen delikaten Landsleuten vorenthalten? Man sehe u. a. den Artikel: Geschmack.

Jener Spiegelritter (héros du Miroir) scheint sich zugleich nicht wenig auf seine Vertrautheit mit der goethischen Muse zu Gute zu thun. Er spricht von den Trauerspielen des grossen Mannes: den Bajaderen, dem Grafen Limont (beide

uns leider unbekannt); dann gedenkt er des Meister Vihelm (Wilhelm Meister) und lobt ihn sehr als einen philosophischen Roman, der in gleicher Haltung und gleicher Weise geschrieben sey, wie — wer kann es glauben? — Voltaire's Candide!!!

Unsre erbärmlichen Gegner des alten Löwen, welche von ihrer Niedrigkeit aus vergeblich ihm ein Blättchen des wohlerworbenen Lorbeers zu entwenden suchen, und — wie die Göttinger gelehrten Anzeigen derb und wahr sagen — nicht werth sind, ihm die Schuhriemen aufzulösen, finden in jenem Kritiker einen trefflichen Alliirten. Das ist — sie mögen es zugeben oder nicht — ein Lobhudler im ganzen Sinne des Wortes, der übrigens durch sein Lob dem grossen Meister eben so wenig schadet, als jene kritischen und ästhetischen Helden durch ihren Tadel. Auch unsere Kritik hat ihre Possierlichkeiten; der Narr ist aber leicht erkannt an Schellenkappe und Peitsche, die er nicht bergen kann«.

Goethes obige Bemerkung, er habe durch seine Besprechung eine misgünstige Anzeige verhindert, ist daher nicht ganz genau; eine derartige, freilich ziemlich kurze, war schon erschienen, aber sie wurde durch das Gewicht der Goethe'schen zu vollkommener Bedeutungslosigkeit verdammt.

L. Geiger.

2. *Ein Goethe'sches Aktenstück.* Das folgende Aktenstück, im Besitze des Hrn. A. Spitta, (R. Zeunes Antiquariat) in Berlin, steht auf den zwei ersten Seiten eines gebrochenen Foliobogens, ohne Überschrift und Adresse; nach dem ersten mit Datum versehenen Abschnitt die eigenhändige Unterschrift: Goethe, am Schluss: G. Das Aktenstück lautet:

Das medicinische Auditorium betreffend, wäre gegenwärtig nur vorläufige Berathung zu halten, jedoch bis auf weitere Resolution nichts zu rühren.

1. Der Saal wird von Mr. Werner ausgemessen,

2. Ein Anschlag gefertigt, wie hoch das Dielen könnte zu stehen kommen,

3. Ausmessung und nähere Bestimmung, inwiefern die Repositorien der Schlossbibliothek dem medicinischen Auditorium angepasst werden könnten,

4. Was Mstr. Werner verlangt, diese Veränderung vorzunehmen und zwar für das Abbrechen, Anschaffen und Aufstellen, Alles zusammen

5. Machte Mr. Zimmler den Anschlag, was die Thür durchzubrechen, das Gewände aufzustellen u. s. w. kosten würde.

6. Ferner Tischer und Schlosserarbeit wegen der Thüre selbst.

7. Was es koste den Saal gelb wie die unteren Zimmer anzustreichen

8. Wegen der Portraite wird Überlegung gepflogen werden.

Ist Vorstehendes Alles berichtigt und verzeichnet, auch die Summe ausgeworfen, so wird Alles an mich herüber zu weiterer Entschliessung gesendet.

Weimar den 19. Sept. 1818. Goethe

Zugleich wäre ein Anschlag zu machen, wie lange es dauren würde, wenn man die sämmtlichen Bücher der Schlossbibliothek noch vor Winters in das Akademische Gebäude schaffen wollte, vorausgesetzt, dass Sie Platz finden, um einstweilen Alles unterzubringen. Hierüber würde mit Rath *Vulpius* und Prof. *Güldenapfel* zu sprechen sein. Könnte ich über Alles Mittwoch Aufklärung haben, so würde die Entschliessung sogleich gefasst werden können. G.

Mittwoch war der 23. Sept., Rath Vulpius der bekannte Schwager Goethes, Güldenapfel, Professor in Jena und bisheriger Jenaischer Bibliothekar. Über die Bibliotheks- und Universitätsverhältnisse, die in dem Aktenstücke wenigstens angedeutet werden, ist Goethes Darstellung in den Tag- und Jahresheften (Hempel 27, 244 fg.) und Biedermanns Anmerkungen dazu (S. 511) zu vergleichen.

L. G.

---

3. *Über Goethes Antheil an der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung 1806 und 1807.* Jede authentische Nachricht, welche die Annahmen über Goethes Antheil an den mit der Chiffer der Weimarischen Kunstfreunde bezeichneten Aufsätzen über Kunst und Literatur berichtigt, erscheint von Wichtigkeit, mag dadurch dieser Antheil vermehrt oder vermindert werden. Eine Verminderung ergiebt sich aus einem Briefe Heinrich Meyers vom 14. Mai 1806, nachstehend No. 2. Denn danach ist sowohl der Artikel über einen Kupferstich von Gmelin nach Claude Lorrain in No. 54 des Intelligenzblatts der Jen. Allg. Lit.-Zeitung vom Jahre

1806, als auch die Recension des Lebens des Malers Carstens von Fernow in No. 147 der Literatur-Zeitung jenes Jahres selbst von Meyer verfasst, während beide Arbeiten in der Hempel'schen Ausgabe von Goethes Werken Bd. 28, S. 808 und 815 mit grosser Wahrscheinlichkeit Goethe zugeschrieben waren, wie schon früher von W. v. Biedermann in der Anmerkung zu No. 120 der Briefe Goethes an Eichstädt. Als diejenige »Recension«, welche Goethe mit No. 118 dieser Briefe, in der Hoffnung, »bald selbst wieder etwas beitragen« zu können, sendet, ergiebt sich die erste von beiden. Die Autorschaft Meyers hinsichtlich des als Beilage zu jener Zeitung am 1. Januar 1807 erschienenen Programms: »Unterhaltungen über Gegenstände der bildenden Kunst«, insbesondere auch der darunter begriffnen Nachricht über den Verkauf der Galizinschen Gemmensammlung, welche sowohl Hirzel als W. v. Biedermann gleichfalls Goethe zu vindiciren geneigt waren, erhellt ferner aus nachstehendem Briefe No. 4 an Eichstädt. Vergl. Bd. 28 der Werke S. 797. Auch bei der Recension über Busslers Verzierungen aus dem Alterthume (ebenda S. 816) aus dem Jahre 1806 würde ich nach ihrer ganzen Fassung an Meyer denken; sie fällt ganz in sein specielles Gebiet, wie der dritte der nachstehenden Briefe zeigt. Dass Goethe die Recension an Eichstädt mit No. 116 der Briefe schickte, wie später die über Gmelins Kupferstich, entscheidet offenbar nichts für deren Verfasser. Ich lasse nunmehr die Briefe, nebst einem aus dem Jahre 1803, dessen Inhalt gleichfalls hierhergehört, nachfolgen.

G. V. LOEPER.

I.

An den Herrn Hofrath Eichstädt.

Bis künftigen Sonnabend über acht Tage d. i. den 8. October längstens gedenkt Hr. Fazius das grosse Siegel der Societät für die Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung[1] fertig zu machen. Die beyden andern sollen wenige Tage später folgen. Mit vollkommener Hochachtung

Weimar d. 29. September 1803. Derogehorsamer Diener Meyer.

[1] S. Nr. 5 der Briefe Goethes an Eichstädt.

Ich habe verehrter Freund dieses Blatt gestern dem H. Geh. Rath Goethe geben wollen, um es an Sie einzuschliessen. Da ich Ihn aber nicht gesehen so sende Ihnen solches lieber unmittelbar zu, damit Sie wenigstens über Ihre gethane Anfrage wegen der Siegel benachrichtigt seyen. Die Kunstgeschichte von Fiorillo[1] erwarte mit Vergnügen und empfehle mich Ihrer Freundschaft nochmals. Sonnabends.

2.

H. H.

Herr Geh. Rath v. Goethe wird Ihnen heute einen kleinen Aufsatz von mir zusenden über *Gmelins* neu erschienenes Kupferblatt nach Cl. Lorrain, um solchen im Intelligenzblatt Ihrer A. L. Z. einzurücken und hat mich zugleich aufgefordert, die Rezension von dem diese Ostermesse erschienenen Leben des Künstler *J. A. Carstens* von H. Prof. Fernow zu machen, welche ich hier beylege mit Bitte, dieselbe gelegentlich in der Allg. Litt. Zeitung selbst abdrucken zu lassen.

Weimar d. 14. May 1806.

Hochachtungsvoll
Ihr ergebener Diener
Meyer.

3.

H. H. *Weimar d. 18. August 1806.*

Sie erhalten hiemit nebst den Rezensionen von

1. Rockstroh Vorlegeblätter,
2. Galerie antique. 1. Liv.
3. Modell und Zeichnungsbuch. 2 Thl.
4. Ideen zu allegorischen ZimmerVerzierungen

auch die betreffenden Schriften zurück und bald werde ich auch von dem grossen französischen Werke Le Musée Français nach der mit H. Hofrath Eichstädt genommenen Abrede eine Anzeige einsenden. Der ich hochachtungsvoll verharre

Dero
ganz ergebenster
H. Meyer.

[1] S. No. 10 derselben Briefe sub 6. Es berichtigt sich dadurch die Fiorillo betreffende Erläuterung zu jenem Briefe von W. v. Biedermann.

4.

Weimar den 22 December 1806.

Sehr werther Freund!

Es geschahe auf H. geh. Rath v. Goethes Geheiss, dass ich die Stelle über den Verkauf der Gemmensammlung dem Manuskript eingerückt und glaubte, er habe mit Ihnen darüber Rücksprache genommen. Ich bin die Weglassung darum wohl zufrieden und habe ferner mit Goethe gesprochen, der es ebenfalls genehmigt und wünscht, Sie möchten auch mit der Anzeige des Verkaufs Anerbietens im Intelligenzblatt so lange warten, bis die gegenwärtigen Besitzer dieser Sammlung sich solches von Ihnen selbst ausbitten würden.

Beyliegend folgt nun der Rest des Manuskripts zum Programm. Die Platte ist so weit fertig, dass ich in wenig Tagen Ihnen einen Abdruck werde senden können.

Wollten Sie verehrter Freund wohl die Gewogenheit haben und in dem bereits gesetzten Theil des Programms in dem Abschnitt, wo von den für Ihro Maj. die verwittibte Kaiserin von Russland in *Paris* gekauften Gemählden gehandelt wird, das Wort *in Paris* abändern und dafür setzen lassen *im Ausland kaufen lassen.* Diesen Wunsch nehmlich hat Hr v. Wolzogen mir geäussert, indem er befürchtet, es möchte etwa der Kaiserin nicht angenehm seyn, wenn abgedruckt würde, so wie ich geschrieben habe, *in Paris* und schlägt daher die gedachte Abänderung vor, welche zu besorgen ich Sie darum ergebenst bitte. Auch zugleich bitte mir 1 oder 2 Exemplare des Programms zukommen zu lassen, damit ich wenigstens eines dem Hn. v. Wolzogen geben kann. Ganz der Ihrige Meyer.

4. *Zum Leipziger Liederbuch.* Als Goethe in Leipzig studirte, war das Singspiel obenauf. In seiner Lyrik finden sich demgemäss coupletartige Strophen. Die reichhaltige handschriftliche Sammlung von Kurz-Bernardon »Teutsche Arien, welche auf dem Kayserlich-Privilegirt-Wiennerischen Theatro in unterschiedlich producirten Comoedien, deren Titel hier jedesmahl beygerücket, gesungen worden« (vgl. auch Zs. für deutsches Alterthum u. deutsche Literatur N. F. 13, 238 ff.), enthält ähnliche Gesänge, die für die Langlebigkeit beliebter Couplets zeugen, denn gewiss griff Bernardon manches ältere auf, wie der junge Goethe leichte Improvisationen oder Variationen an vorhandene Modewaaren anknüpfte.

Singt Goethe in dem altklugen »Kinderverstand« (D. j. G. 1, 101) Str. 1:

»In grossen Städten lernen früh
Die jüngsten Knaben was;
Denn manche Bücher lesen sie,
Und hören diess und das
Vom Lieben und vom Küssen,
Sie brauchtens nicht zu wissen.
Und mancher ist im zwölften Jahr
Fast klüger als sein Vater war,
Da er die Mutter nahm«

so halte man dagegen die zweite Strophe der mit einer Priamel beginnenden Hanswurstarie aus »Der Faschings-Krapfen des Wienerischen Theaters, oder die Gesandtschaft des Hanns-Wurst an den Gott Hazard« (Str. 6, Teutsche Arien 3, 349 f.):

»Mit leeren Beutel Häuser kauffen,
Auf lahmen Füssen wett zu lauffen
Und pfeiffen, wann kein Kopf ist da;
Die Flöh mit Spiess und Schwerd erschlagen,
Mit Hunden in den Lüfften jagen,
Ist etwas das niemahls geschah.

Jedoch, weit schwerer ist zu nennen,
Ein zwantzig-jähr'ges Kind zu kennen,
Das nie nach einem Manne sah;
Dann manche seynd mit viertzehn jahren
Bey dieser Zeit so gut erfahren,
Als offtmahls nicht die Gross-Mama«.

In demselben »Kinderverstand« heisst es:

»Das Mädgen wünscht von Jugend auf,
Sich hochgeehrt zu sehn,
Sie ziert sich klein und wächst herauf
In Pracht und Assembleen«.

Wie aus einer Operette klingt der »Wunsch eines jungen Mädchens« (D. j. G. 1, 100):

»O fände für mich
Ein Bräutigam sich!
Wie schön ists nicht da,
Man nennt uns Mama.

Da braucht man zum Nehen
Zur Schul nicht zu gehen.
Da kann man befehlen,
Hat Mägde, darf schmählen,
Man wählt sich die Kleider,
Nach Gusto den Schneider.
Da lässt man spazieren,
Auf Bälle sich führen,
Und fragt nicht erst lange
Papa und Mama«.

Ein sehr beliebtes Motiv, das in zahllosen Wiener Arien behandelt wird. So singt Lisette in »die wegen einer Uhr unter guten Freunden entstandene Feindschaft« (No. 1. Teutsche Arien 3, 111):

»Ein Frau will ich werden, es brauchet nicht viel,
Der Vatter mag sagen, was immer er will,
Ein Frau wird bedienet, all Orthen geehrt,
Was sie nur befühlet, das haltet man werth,
Sie fahrt nach belieben, ins grüne spatzieren,
In lustiger G'sellschaft Discurse zuführen,
Ich kann mich ja kaum mehr enthalten von lachen
Wer aller nur vor mir Revrenzen wird machen,
Ja ja es ist b'schlossen, es sey, wie ihm sey,
Ein Frau will ich werden, es bleibet dabey«.

Zum Vergleich mit Goethes späterem »Vanitas! vanitatum vanitas!« (Hempel 1, 83) stehe hier noch eine Hanswurstarie aus »Hanns Wurst der hurtige Narren-Fopper« (No. 1, Teutsche Arien 3, 384):

»Ich hab mein Sach auf nichts gestellt,
Da kans mir auch nicht fehlen,
Und wers so macht auf dieser Welt
Dem wird man wenig stehlen,
Guth und Geld macht angst und bang:
Ey so leb ich noch so lang!

Und wann mich auch die Venus schert,
So muss ich heimlich lachen;
Wann nur Cupido nichts begehrt,
Was mir kann Grillen machen;
Sonst denke ich: du kleiner Dieb:
Ich schmeiss dir was auf deine Lieb!

Endlich zum lüsternen Eingang der »Unbeständigkeit« (D. j. G. 1, 104):

»Im spielenden Bache da lieg ich wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust« u. s. w.

Vgl. Novalis im »Ofterdingen« (Schriften 3. A. 1, 8): Heinrich träumt, er bade in einem wogenden Becken »und jede Welle des lieblichen Elements schmiegte sich wie ein zarter Busen ihm an. Die Fluth schien eine Auflösung reizender Mädchen, die an dem Jünglinge sich augenblicklich verkörperten«.

ERICH SCHMIDT.

---

5. *Das Gedicht »Sehnsucht«*, zuerst von J. R. Bergk (Acht Lieder von Goethe) veröffentlicht, bei Hempel III, 402 in den Anhang verwiesen, ist mit Recht von Hirzel in D. j. G. 1, 276 aufgenommen worden. Nur hätte es gleich an das Sesenheimer Liederbuch angeschlossen werden sollen. Denn ich glaube, wir dürfen es als einen Nachklang von Goethes Liebe zu Friederiken ansehen. Da der Dichter von der Geliebten getrennt ist, wird es in Strassburg oder gleich dem Herbstliede »Ein grauer trüber Morgen«, mit dem es die wehmütig sehnsuchtsvolle Stimmung theilt, in Frankfurt entstanden sein. Mir scheint ein ganz bestimmtes Erlebniss der Sesenheimer Zeit darin festgehalten. In den Zeilen: »Nur im Traum erscheine mir! Ob ich da gleich viel erleide, bang um Dich mit Geistern streite, und erwachend athme kaum!« erblicke ich eine Erinnerung an jenes quälende Nachtgebilde seiner erregten Imagination, von dem Goethe im elften Buche von Dichtung und Wahrheit berichtet (III., 15): »Ich hatte kaum einige Stunden sehr tief geschlafen, als ein erhitztes und in Aufruhr gebrachtes Blut mich aufweckte. In solchen Stunden und Lagen ist es, wo die Sorge, die Reue den wehrlos hingestreckten Menschen zu überfallen pflegen. Meine Einbildungskraft stellte mir zugleich die lebhaftesten Bilder dar: ich sehe Lucinden, wie sie nach dem heftigen Kusse leidenschaftlich von mir zurücktritt, mit glühender Wange, mit funkelnden Augen jene Verwünschung ausspricht, wodurch nur ihre Schwester bedroht werden soll, und wodurch sie unwissend fremde Schuldlose bedroht. Ich sehe Friedriken gegen ihr über stehn, erstarrt vor dem Anblick, bleich und die Folgen jener Verwünschung fühlend, von der sie nichts weiss. Ich finde mich in der

Mitte, so wenig im Stande, die geistigen Wirkungen jenes Abenteuers abzulehnen, als jenen Unglück weissagenden Kuss zu vermeiden!«

Von einem Streiten mit diesen Gestalten ist nun freilich in diesem Berichte nicht die Rede, aber sie mochten dem Halbwachen wie Geister erscheinen; sie bedrängten ihn, »verwirrten sein Denken und peinigten sein Gefühl«, und wichen erst dem Tageslichte, das durch eine Spalte im Laden hereinblickte. An beiden Stellen wird derselbe pathologische Zustand vorausgesetzt. Leicht konnte derselbe in den verschiedenen Erinnerungsbildern sich etwas abweichend spiegeln. Schliesslich sei noch daran erinnert, dass unser Gedicht sich in J. G. Jacobis Nachlass in einer Abschrift zusammen mit dem Liede »Willkommen und Abschied« befindet, eine Thatsache, auf welche indessen bei der mangelhaften äussern Gewähr der Echtheit (vgl. Strehlke a. a. O.) kein grosses Gewicht gelegt werden darf.

FRANZ LICHTENSTEIN.

---

6. *Zu dem poetischen Briefwechsel zwischen Goethe und Gotter.* Die beiden oft citirten poetischen Episteln, die in alle Ausgaben von Goethes Werken Aufnahme gefunden haben, wurden zuerst durch einen Abdruck in der Zeitung für die elegante Welt (1837 No. 97) bekannt gemacht. Weiter ist ihre Provenienz bis jetzt noch nicht zurückverfolgt worden, auch nicht von Hirzel und Bernays; bei Loeper (Dichtung und Wahrheit III., 327) findet sich nur die Notiz, dass die Epistel Goethes »aus Voss's Nachlass in den Dreissiger Jahren auftauchte«. Soviel kann ich jedoch mit Bestimmtheit sagen, dass der Abdruck in der Zeitung für die elegante Welt nicht direct auf die handschriftliche Überlieferung zurückgeht. Die Handschrift befand sich nämlich im Besitze eines in Frankfurt lebenden Sammlers, der sich trotz wiederholter Bitte der Goetheverehrer nicht entschliessen konnte, sie der Öffentlichkeit zu übergeben, wenn er sich auch hier und da einmal zu einer Vorlesung verstand. Auch mein Vater, damals ein neunzehnjähriger Student, bekam sie auf diese Weise zu hören und dank seiner wunderbaren Gedächtnisskraft war er im Stande, sie nach einmaligem Hören niederzuschreiben. Diese Niederschrift nun brachte er in der Zeitung für die elegante Welt zum Abdruck und er pflegte wohl in späteren Jahren scherzend zu bemerken, dass, wenn es ihm einfiele, zu sagen, an der oder jener Stelle habe er sich bei der handschriftlichen Aufzeichnung geirrt, ihm die Goethe-Herausgeber Glauben

schenken und nach seiner Vorschrift den Text ändern müssten. Näheres vermag ich nicht anzugeben; auch der Name des Besitzers der Handschrift ist mir unbekannt; die Richtigkeit meiner Mittheilungen kann mir jedoch Herr Consistorialrath Prof. Baur in Leipzig, ein genauer Freund meines Vaters aus jenen Jahren, bestätigen.

WILHELM CREIZENACH.

---

7. *Wo bist du itzt, mein unvergesslich Mädchen?* Man hat es mir als Eigensinn angerechnet, dass ich in meinem Leben Goethes dieses Gedicht noch immer Goethe statt Lenz zuschreibe. Und doch kann es nur von Goethe sein. Als ich in meinen »Frauenbildern« dieses Gedichtes erwähnte, vermuthete ich, *Friederike* habe die Überschrift »Als ich in Saarbrücken war« hinzugefügt, aber Kruse, der die Handschrift gesehen, versicherte mir, dass diese Worte von der Hand *des Dichters* seitwärts geschrieben waren. Wissenschaftlich ist es nicht gestattet, ein solches Zeugniss zu bezweifeln, da Kruse doch wohl die Hand Friederikens von der Goethes, die das Lied geschrieben, zu unterscheiden wusste. Und wollte man die kühne Annahme machen, Kruse habe die Handschrift von Lenz mit der Goethe'schen verwechselt, so wäre dann auch die Randschrift von Lenz, was gar nicht passt, da eine Anwesenheit desselben in Saarbrücken gar nicht bekannt ist. Und wie kann man es für möglich halten, dass Friederike irgend etwas von Lenz, auf dessen Verrätherei gegen Goethe sie erbittert war, aufbewahrt haben sollte? Nach Goedekes glücklicher, durch von Loeper bestätigter Entdeckung über die Zeit von Goethes Lothringer Reise klärt sich alles auf. Das Gedicht war das erste, das er seit lange schrieb. Wie er in Saarbrücken sich zuerst, seit er Frankfurt verlassen, an eine dortige Freundin wendet, der er sein Glück eines leichten, freien Herzens preist, so wagt er jetzt auch wieder ein Liebeslied, aber nicht seine eigene Liebe singt er, sondern er versetzt sich in die Seele eines Jünglings, den die Sehnsucht nach der in die Ferne gezogenen Geliebten so quält, dass seine Klage sie zurückrufen möchte. Das Regenwetter, dessen er gedenkt, war wirklich eingetreten, und wenn er statt des Juni den Mai setzt, so ist dies eben eine durch den Reim gebotene Freiheit. Stadt und Feld sind dem Liebenden ohne die Geliebte leer, die Nachtigallen scheinen ihm durch ihre Abwesenheit verscheucht, Hirten und Heerden traurig. Nun erkennen wir auch, weshalb Goethe dazu schrieb, er habe das Lied in

Saarbrücken gedichtet. Die dortigen Verwandten wird Friederike wohl schon früher einmal mit der Mutter besucht haben; dass auch Goethe mit dem Orte bekannt war, musste sie freuen, noch mehr, dass er dort, noch ehe er sie kannte, ein Liebeslied gedichtet. Was lag näher, als dass er, da er dieses Lied wohl mit andern ihr gab oder schickte, die Bemerkung hinzufügte, es sei dasjenige, das er in Saarbrücken gedichtet? Von Loepers sonstige Gründe gegen Goethe sind in meinen »Erläuterungen« (III., 709 f.) erwogen.

H. DÜNTZER.

---

8. *Wär' nicht das Auge sonnenhaft etc.* Als Quelle dieser berühmten sprüchwörtlich gewordenen Verse, deren Gedanken Goethe einem alten Mystiker zuschreibt, war schon Riemer Plotin bekannt, und so verwies denn auch Musculus in seinem »alphabetischen Namensverzeichnisse« unter »Plotinus« auf die betreffende Stelle in der Einleitung zu Goethes Farbenlehre. Von Loeper leugnete dies, da er bei Plotin vergeblich nach einer ähnlichen Stelle gesucht; er sah darin eine Übersetzung der Verse des Manilius:

Quis coelum possit nisi coeli numine nosse
Et reperire deum, nisi qui pars ipse deorum est?

die Goethe schon am 4. September 1784 in das Brockenbuch geschrieben. Er müsste demnach bei seiner Angabe eines »alten Mystikers« sich geirrt haben. Aber »der alte Mystiker« ist derselbe, den er in einem Briefe an Zelter vom 1. September 1805 also bezeichnet, und aus dessen Lateinischer Übersetzung er eine längere Stelle frei wiedergab. Vgl. von Loepers Ausgabe von Goethes »Sprüchen in Prosa« S. 142 ff. Goethe benutzte die Worte der Lateinischen Übersetzung (*Ennead.* I., 6, 8): *Neque vero oculus unquam videret solem, nisi factus solaris esset. Neque rursus animus, nisi factus sit pulcher, ipsam pulchritudinem intuebitur. Efficiatur ergo divinus sive deiformis quilibet et pulcher, si modo deum sit et pulchrum inspecturus.* Dass eine Erinnerung an die Verse des Manilius Goethe daneben vorschwebte, soll nicht geradezu geleugnet werden. Delbrück wurde durch den ähnlichen als Motto benutzten Spruch in Wilhelm Steigers[1] »Kritik des Rationalismus in Wegscheiders Dogmatik« (Berlin 1830) überrascht:

---

[1] Steiger starb im achtundzwanzigsten Jahre als Professor an der methodistisch-evangelischen Schule zu Genf.

Desine, cur nemo videat sine numine numen,
Mirari: solem quis sine sole videt?

und er forderte seinen Amtsgenossen, den auch den Goethefreunden bekannten klassischen Philologen Näke zu einer Übersetzung in einem Distichon und in Alexandrinern auf. Delbrück erzählt dies in dem schönen, Näkes Andenken gewidmeten Vorwort zum Verzeichniss der Vorlesungen der Bonner Universität im Sommer 1839, und er theilt beide Übersetzungen mit:

Wer sieht ohne die Sonne die Sonn'? Und sollt' er die Gottheit
Ohne die Gottheit sehn? Wundere länger dich nicht! —

Gott sieht man nur durch Gott. Das kannst du nicht verstehn?
Wer kann, so frag' ich dich, Sonn' ohne Sonne sehn?,

wovon er der letztern noch vor dem Lateinischen den Vorzug gibt.

H. DÜNTZER.

---

9. *Allerdings. Dem Physiker.* Boxberger behauptet auch neuerdings wieder (Lessing von Danzel und Guhrauer I., 126, 1), dieses Gedicht sei gegen Nicolai gerichtet, und zwar gegen dessen Äusserung in dem 1799 gedruckten Aufsatze »Beispiel einer Erscheinung mehrerer Phantasmen«: ,Der Ausspruch des philosophischen Dichters wird ewig wahr bleiben:

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist;
Zu glücklich, wenn sie ihm die äussre Schale weist'.

Und dieser Stelle sollte sich Goethe noch nach zwanzig Jahren erinnert haben? Und wie käme er denn zur Überschrift »Dem Physiker«? Freilich fehlt jede Überschrift in dem morphologischen Hefte, dessen Schluss sie zuerst brachte: die Verse sind dort in dem Inhaltsverzeichniss als »Unfreundlicher Ausruf« im Gegensatze zum »Freundlichen Zuruf« der vorigen Seite angeführt. Dass er nicht dem todten Löwen noch nach neun Jahren einen Fusstritt geben will, ergibt sich, könnte man dies für möglich halten, deutlich aus den gleichsam eine Datirung enthaltenden Versen:

Das hör' ich sechzig Jahre wiederholen,
Und fluche drauf, aber verstohlen.

Schon als Junge, als er seinen Haller las, kannte er diesen Spruch, den man ihm bei seinen naturwissenschaftlichen Ent-

deckungen immer von Seite der Schule entgegenhält. Dass das Gedicht so zu fassen sei, ergibt unzweifelhaft der vorhergehende »Freundliche Zuruf«, in welchem er die »in diesen Tagen sich wiederholt zudringende Freude« ausspricht, sich mit nahen und fernen, ernsten, thätigen Forschern glücklich im Einklang zu finden, da sie »gestehen und behaupten: man solle ein Unerforschliches vorraussehen und zugeben, alsdann aber dem Forscher selbst keine Gränzlinie ziehen«. Nachdem er dann die Forderung begründet: »Wie weit und tief der Menschengeist in seine und der Welt Geheimnisse zu dringen vermöchte«, wünscht er, das folgende »heitere Reimstück«, eben unser Gedicht, möge in diesem Sinne aufgenommen und gedeutet werden. Es ist demnach gegen diejenigen Physiker gerichtet, welche seine morphologischen Versuche als eine ungehörige, die dem menschlichen Geiste gesteckte Gränze überschreitende Spekulation verwarfen. Der nach dem ersten Verse »Ins Innre der Natur« eintretende Ausruf »O du Philister!« soll nur den Ärger ausdrücken, dass solche Leute vom Innern der Natur zu sprechen wagen, da sie doch vom lebendigen Wirken derselben keine Ahnung haben, das er selbst V. 16—20 bezeichnet, um launig mit der Hindeutung zu enden, diese Physiker seien eben nur Schale.

H. DÜNTZER.

---

10. *Funfzig Jahre sind vorüber.* Das mit diesen Worten beginnende Gedicht, welches Goethe der Loge »Amalia« zu Weimar bei der von ihr veranstalteten Feier seines fünfzigjährigen Maurer-Jubiläums widmete, enthält eine Andeutung, die einer genauern Erklärung bedarf. Die Loge liess am 23. Juni 1830 »dem ruhmgekrönten Meister« durch eine Deputation ihre Glückwünsche aussprechen und das Ehrendiplom überreichen. Bei der Logenfeier des folgenden Tages, die zugleich dem allgemeinen maurerischen Johannisfeste galt, war Goethe nicht anwesend. Er bezeigte aber seinen Dank und seine nach fünfzig Jahren noch ungeschwächte Anhänglichkeit an die Loge durch das ihr zugesandte Gedicht, welches der Vorsitzende, Kanzler von Müller, vor dem Schlusse seiner Festrede vortragen liess. Von der Erinnerung an das »ernst Vergangene« ausgehend (Str. 1), sprach der Dichter den Gedanken aus, dass der Bruderbund nicht durch die Zeit (Str. 2) und nicht im Raume (Str. 3) beschränkt ist, und schloss mit der Aufforderung zum fortdauernden freudigen Zusammenwirken. Mit diesem auf die einleitende Strophe zurückweisenden Schlusse deutete er zugleich an, dass er mit den Bundesbrüdern

innig vereint bleibe, wenn er sich auch an ihrer Thätigkeit nicht mehr unmittelbar betheiligen könne, und dass er im Geiste das Fest mit ihnen »*zusammen*« feierte, obwol er nicht mit ihnen »*beisammen*« war. Dem entsprechend bemerkte auch der Vorsitzende nach erfolgtem Vortrage des Gedichtes u. A.: »Wie die wahre Nähe der Geister nicht durch körperlichen Raum bedingt ist, so fühlen auch wir jetzt unsern *Goethe* mitten unter uns«. — Den vollen Sinn des Ausdrucks: »Lasset ... *kräftig* uns zusammen sein«! geben die Worte des Gedichtes zur Logenfeier am 3. September 1825: »Und so gewinnt sich das Lebendige durch Folg' aus Folge neue Kraft«. Im Sinne dieser Stelle gebraucht Goethe auch das ihm geläufige Wort »*folgerecht*« und heisst es in dem zuerst in diesem Jahrbuche (I, S. 286 fg.) abgedruckten Briefe an den Kanzler von Müller, es gereiche ihm zur Ehre und und Freude, »wenn jene dort (in dem Jubiläumsgedichte) symbolisch angedeutete, folgerechten Zustände (die Maurerei und sein auch im hohen Greisenalter fortbestehendes Verhältniss zu ihr) von denkenden Männern gebilligt werden«.

Die Loge »Amalia« sandte das Gedicht in einem Facsimile der Handschrift den mit ihr in Correspondenz stehenden Logen zu. Sie berichtete über die Feier in einem, wahrscheinlich von Geheimrath von Fritsch verfassten, vom 25. Juni datirten gedruckten Rundschreiben, welchem das Gedicht Goethes in der Nachbildung der Handschrift und auch ein Abdruck der Festrede des Kanzlers von Müller beigelegt war. Das Gedicht hatte die Überschrift: »Dem würdigen Bruderfeste Johannis 1830« (= Johannisfest). In dem erwähnten Briefe an den Kanzler von Müller könnte mit den Worten: »Das köstliche Schreiben unsers Freundes« das an die Logen gerichtete Rundschreiben gemeint sein. Dafür spricht, dass der auf das Jubiläumsgedicht bezügliche Satz sich eng an die Erwähnung des Gedichtes anschliesst. Doch wäre das Datum des Briefes (17. November 1831) auffallend, und fragt es sich, ob dasselbe richtig angegeben ist.

J. A.

---

11. *Zu dem Gedichte »Adler und Taube«.* Durch welche Gelegenheit ist dieses Gedicht, das zuerst 1774 im Göttinger Musenalmanach erschien, veranlasst worden? Diese Fabel steht hoch über den zahlreichen anderer Dichter jener Zeit, welche den Adler mit andren Thieren in Verbindung brachten, um einen allgemeinen moralischen Satz zu veranschaulichen, wie Lessing von dem Fabeldichter verlangte.

In gewissem Sinne hat das Gedicht eine Ähnlichkeit mit E. v. Kleists gelähmtem Kranich. Auch der Ausdruck bei Kleist: Ein Kranich, Den des Jägers Pfeil am Fuss getroffen, sass Allein, betrübt und stumm . . .[1] erinnert bestimmt an einige Stellen in Goethes Gedicht. Aber die anregende Veranlassung gab, wie mir scheint, ein spottender Brief Herders vom Februar oder März 1773: »Eine Bilder Fabel Für Goethe«[2]. Herder, der Falke, wird vom »frohen, bunten, lieben Specht« verlacht: »dünkt Adler sich« . . . . Herder, mit Kleistens Gedichten in frühester Jugend vertraut, singt in Erinnerung an die Verse seines Lieblingsdichters:

Da sass ein armer junger Falk,
Zu früh gelähmt im Flug,
Zerknickt sein Flügel, nur zu bald! . . . .

»Der arme Falk, er seufzte tief, Sein Flügel hing ihm schwer«. Er fertigt den Specht ab, der »Lustgeschrei und Häherjagd«[3] verlangt.

Und da trittst du verachtend an
Und höhnst sein Erdgewand,
Und gaffst den Sträuberücken an . . . .

Der Chor verlacht ihn: »Das war als Specht gedacht!« Bei Goethe sagt der Adler zu dem genügsamen, selbstgefälligen Tauber: »O Weisheit! Du redst wie eine Taube!« Herder lässt den Falken sprechen, nicht den Specht; bei Goethe erkennt man den Charakter des Taubers aus seinen Reden an den jungen Adler. Das Wort Genügsamkeit auch bei Herder. — Am 7. März 1773 schreibt[4] Caroline Flachsland ihrem Bräutigam: »Ueber Ihren geistlichen Brief und Bilderfabel haben wir uns herzlich ergötzt. Der bunte Specht wird nicht wissen, wie ihm geschieht. Aber — armer trüber Falk! wenn Du dein trüberes Weibchen holst und fliegen lehrst und hoch über der Erde wir fliegen, dann sehen uns keine Spechte mehr«. Nach Herders Brief vom 24. März nahm Goethe die Bilderfabel übel. »Der gute Junge kommt wieder von sich selbst zurecht«. Und Caroline — Ende März — berichtet:

---

[1] Hempel'sche Ausgabe besorgt von Aug. Sauer p. 105.
[2] Aus Herders Nachlass I., 46 f.
[3] *Kleist:* (und mehrte nicht)

Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden.
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

[4] Aus Herders Nachlass III., 469.

»Junker Berlichingen hat nicht Ursache, böse zu sein; Sie haben ihm ja lange nicht so geantwortet, wie er zuerst gepfiffen«. Goethes Knittelverse, von denen Caroline redet, sind nicht mehr vorhanden. Wenn meine Vermuthung richtig ist, die ich oben aussprach, so hat Goethe sich durch seine tiefempfundene Fabel aufs schönste gerächt. Da er das Gedicht mit »Mahomets Gesang« im April 1773 an Boie sendete [1], so kann die Zeit der Abfassung ziemlich genau festgestellt werden.

DANIEL JACOBY.

12. In Goethes Gedicht *»Offene Tafel«* schliessen bekanntlich sämmtliche Strophen, die beiden letzten ausgenommen, mit

Hänschen, geh und sieh dich um,
Sieh mir, ob sie kommen!

Eine Parallele hierzu findet sich in einer Chanson auf den Kanzler Daguesseau, als dieser zum ersten Mal in Ungnade gefallen war:

Le chancelier Daguesseau,
S'étant mis en tête,
Qu'on lui doit rendre les sceaux,
Nuit et jour répète:

»Va-t-en voir, s'ils viennent, Jean,
Va-t-en voir, s'ils viennent«!

Man vergl. Journal et mémoires de Matthieu Marais, avocat au parlement de Paris, sur la régence et le règne de Louis XV (1715—1737), publiés . . . . par M. de Lescure, II., Paris 1864, Seite 262.

W. L. HOLLAND.

13. *Goethes Übersetzung des »Neffen Rameaus«.* Zwei Werke Diderots hat Goethe übersetzt und commentirt und durch seine Übersetzung allgemein bekannt gemacht: den Neffen Rameaus und den Versuch über die Malerei. Le neveu de Rameau,

[1] Düntzer, Goethes lyr. Ged. erl. III.², 297 und 327. Wenn Düntzer a. a. O. äussert, »dass die Fabel durch eine Neckerei Herders veranlasst sei, ist nichts weniger als wahrscheinlich«, so wird er vielleicht durch meine Ausführung anderer Meinung werden.

1762 von Diderot geschrieben, kam als Beilage zu Grimms Correspondance littéraire nach Deutschland; Goethe wurde 1804 durch Schiller (vgl. Goethe und Schiller Briefw. vom 21. Dez. 1804 — 24. April 1805 und Schiller an Körner 25. Apr.) auf ein Exemplar dieser Handschrift hingewiesen und übersetzte sie. Diese Übersetzung wurde 1821 von de Saur und St. Géniès einer Rückübersetzung zu Grunde gelegt, die indess von den Herausgebern unredlicherweise als Diderots Original bezeichnet und trotz mannigfacher willkürlicher Zusätze von vielen Literaten als solches anerkannt wurde. Erst 1823 wurde durch den Herausgeber der Werke Diderots, Brière, das wirkliche Original nach einer von der Tochter Diderots, Mad. de Vandeul mitgetheilten Handschrift veröffentlicht und erlangte trotz anfänglicher Protestation de Saurs [1], der seine Übersetzung vertheidigen wollte, nach einem Briefe Goethes, der die völlige Übereinstimmung des Brière'schen Text mit seiner ehemaligen Vorlage zugestand, allgemeine Anerkennung.

Dieser Brière'sche Text ist von einigen späteren Editoren Diderots einfach abgedruckt worden, der neueste Herausgeber Assézat hat dagegen eine andere, undatirte Handschrift, die nach seiner Meinung aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stammt, zu Grunde gelegt. Sie ist vollständiger als der Brière'sche Text, füllt die von jenem gelassenen Lücken aus, ist sprachlich correkter als jener, enthält die Namen ganz, die dieser nur mit Anfangsbuchstaben angedeutet hatte, und bietet offenbar treuer als der bisher publicirte Text die Fassung, welche Diderot seinem Werke gegeben hatte.

Der Text, welchen Assézat zum Abdruck bringt, scheint nur eine getreue Abschrift dessen zu sein, dem Goethe gefolgt ist; [2] die Abweichungen beruhen nicht auf einer Verschiedenheit der Texte, sondern sind Schuld des Übersetzers. Goethe hat zwei Geschichten ausgelassen, weil, wie er zur Entschuldigung bemerkt, sie ihm zu frei dünkten, der französische Text bringt sie (S. 69—p. 450, S. 71—p. 452); eine Lücke, auf welche Goethe aufmerksam macht (S. 36), wird auch von Assézat constatirt (p. 408 Z. 1); nur bei Goethe

[1] Die literarischen Streitigkeiten zwischen de Saur und Brière sollen hier nicht weiter berührt werden; Assézat hat, Oeuvres de Diderot V. 364—372, das Material vollständig zusammengestellt; Goethes günstige Meinung über seinen Übersetzer erhält durch das oben S. 311 ff. migetheilte Aktenstück eine merkwürdige Bestätigung.

[2] Diderot, Oeuvres V. Paris 1875, S. 387—488, Hempel 31, S. 19—102.

und Assézat findet sich eine grössere Stelle: »Moi qui« bis »en vue«, p. 470 fg., »Ich selbst« bis »im Auge zu haben scheint«, S. 87 fg., die in der frühern französischen Ausgabe fehlt. Eine Auslassung der letztern: un vêtement frais en été (p. 485, Goethe S. 100: »ein warmes Kleid im Winter, ein kühles Kleid im Sommer«) ist gewiss auf einen Schreib- oder Druckfehler des Franzosen zurückzuführen, und die Fassung: »Für einen ausserordentlichen Mann würdet Ihr gelten« (S. 57) statt: Vous ferait un honneur singulier (S. 436) bedeutet ebensowenig, wie dass in der Übersetzung (S. 83) nuit plus affreux, im Original dagegen (p. 465): jour plus affreux citirt wird. Dagegen weisen Verwechselungen S. 27: »seine Äste sind weit verbreitet, seinen Schatten hat er Denen gegönnt. die kommen und kommen werden, um an seinem majestätischen *Thron* zu ruhen« statt: majestueux *tronc* (p. 397): S. 28: »Von Allem . . verstehe ich nicht viel . . So ganz wie ich *bin,* möchte ich wol ein Andrer sein« statt: tout ce que je *sais,* c'est que je voudrais bien être un autre (p. 398); S. 47: »Ihr glaubt, dieselbige *Ehre* sei für Alle gemacht . . . Eure Art von Ehre« statt: vous croyez que le même *bonheur* est fait pour tous . . . Le vôtre suppose (p. 423); »Das weiss die ganze Welt« (S. 89) statt: tout le monde le fait (nicht sait p. 472), oder »Der vornehme Abbé mit Überschlag und langem Kinn« (S. 99) statt: L'abbé . . en rabat et en manteau long (p. 483) deutlich auf dasselbe, vom Übersetzer nur schlecht gelesene Original hin. Dagegen werden sich wirkliche Zusätze Goethes, die aus einer andern Quelle als unserer Handschrift stammen, schwerlich aufweisen lassen. Die Hinzufügung der wenigen Worte: »Er hat Recht« (S. 62), auf die schon Strehlke aufmerksam gemacht hat, ist eher ein Beweis für die Behauptung, dass Goethe dieselbe Grimm'sche Handschrift benutzt hat, als gegen dieselbe: sie ist eine Erklärung eines an dieser Stelle schwerverständlichen, vielleicht lückenhaften Textes. Eine genaue Vergleichung möge dieses Verhältniss characterisiren.

1. sind *Auslassungen* zu constatiren, absichtliche und unabsichtliche. Zu den ersteren gehört (S. 53): »wird nicht ihre Einbildungskraft zu Nacht von gewaltsam verführerischen Bildern ergriffen« statt (p. 429): ne lui retrace, la nuit, les scènes du *portier des Chartreux*, les postures de l'Arétin, oder (S. 98): »So versteigt Ihr Euch doch auch in höhere Regionen« statt (p. 482): Et vous voilà aussi, pour me servir de votre expression ou celle de Montaigne, *perché sur l'épicycle de Mercure.* Weit häufiger sind die letzteren, vier-

mal mehrere Zeilen (p. 405): Il y a des bourses pleines d'or qui se versent de droite et de gauche et il n'en tombe pas une pièce sur toi; (das.) Est-ce que tu ne saurais pas encourager ce jeune homme à parler à mademoiselle et persuader mademoiselle de l'écouter comme un autre (beide fehlen S. 34); (p. 446) j'étends les bras, je contemple l'abbé avec une espèce d'admiration car qui est ce qui a jamais demandé pardon à l'abbé (S. 66) und (p. 448): Convenez qu'il faut un puissant intérêt pour braver ainsi le public assemblé et que chacune de ses corvées valait mieux qu'un petit écu (S. 68). Die Auslassung des zweiten und dritten Abschnittes erklärt sich leicht, die Anfangsworte des zweiten kehren bei mehreren aufeinander folgenden Absätzen in gleicher Weise wieder und das Schlusswort des dritten ist dasselbe wie das des unmittelbar vorhergehenden; für die beiden anderen weiss ich keine Erklärung. Von kürzeren Auslassungen sind folgende zu notiren: p. 390: des aires de danse qui dureront éternellement, S. 21; p. 395 Z. 18 méchant S. 26 Z. 11; p. 402 Z. 2: un peu de goût, S. 31 Z. 3 v. u.; p. 417 Z. 5: qu'on gronde, S. 43 Z. 5; p. 417 Z. 2 v. u.: je ne conçois pas sa peine, S. 43 Z. 4 v. u.; p. 423 Z. 4 v. o. bien utile S. 47, Mitte; p. 424 Z. 2 v. u.: de vos domestiques S. 48; p. 433 Z. 11: Je ne l'ai point inventée, S. 55; p. 437 Z. 2: et de jouer en dessous, S. 58 Z. 15 v. u.; p. 452 Z. 8: C'est bien fait, S. 71 Mitte.

2. *Freie Übersetzungen* finden sich gar oft, doch sind sie selten der Art, dass sie als wesentliche Veränderungen erscheinen, noch seltener so, dass sie zu Missverständnissen Anlass geben. Nur wenige seien hervorgehoben: S. 22: »Ferner hatt' ich Durst«, p. 311: après avoir mangé, j'ai eu soif; S. 23: »Er ist ein glücklicher Mann! Und besonders weiss ich an Leuten von Genie zu schätzen, dass sie nur zu einer Sache gut sind«, p. 392: Cela est heureux pour lui et c'est ce que je prise particulièrement dans les gens de génie. Ils ne sont bons qu'à une chose; S. 24: »Der Teufel hole mich, wenn ich jemals was gelernt habe und ich befinde mich nicht schlechter .deshalb«, p. 393: Le diable m'emporte, si j'ai jamais rien appris et si, pour n'avoir rien appris, je m'en trouve plus mal; S. 34: »mir ging es vortrefflich bei ihnen«, p. 401: mon caractère réussissait merveilleusement auprès d'eux; S. 89: »er war nicht abscheulicher als jene«, p. 472: il n'était ni plus ni moins abominable qu'eux.

3. Am häufigsten sind aber kleine Missverständnisse: unrichtiges Verständniss des französischen, oder unklare Fassung

des deutschen Ausdrucks. Mangeait de rage (p. 389) heisst nicht »er ass vor Bosheit« (S. 21), sondern er ass wüthend; pour son repos (p. 393) war nicht »für unsere Ruhe« (S. 24) zu übersetzen, sondern »seine«, es bezieht sich auf den moine de Rabelais; vous avait-on pris pour cela (p. 402) heisst: hatte man Sie dafür gehalten, nicht aber »hatte man Euch deshalb aufgenommen« (S. 31); qui est un homme de bien (p. 403) bezieht sich auf den Vater Rameaus, den Apotheker in Dijon, es war also nicht zu übersetzen: »ich, ein rechtlicher Mann, der niemals das Knie vor irgend Jemand gebeugt hat« (S. 33), Worte, die mit dem Character des Neffen Rameaus in keiner Weise übereinstimmen würden. Sehr seltsam ist das Folgende. p. 411 heisst es: Vous vous en souvenez? Moi. Laissons cela, oui, je m'en souviens. Lui. En redingote, de peluche grise. Goethe übersetzt (S. 39): »Erinnert Ihr Euch im — Ich. Lasst das gut sein! Ja ich erinnere mich. Er. Im Überrock von grauem Plüsch«. Sollte Goethe wirklich das letzte en mit »in« haben übersetzen wollen, oder sollte nicht das von ihm gebrauchte »im« als überleitend für das Folgende gebraucht worden sein? S. 43: »Es geht das Gerücht, dass Voltaire todt ist. Desto besser. Warum desto besser? Da gibt er uns gewiss wieder was Neckisches zum Besten. Das ist so seine Art, vierzehn Tage, ehe er stirbt«. p. 417: C'est son usage que de mourire auparavant, also: es ist seine Art sich todtsagen zu lassen, 14 Tage bevor er etwas im Schilde führt. S. 45: »Guter Ruf ist goldnen Gürtel werth« p. 420: valait mieux also ist mehr werth als. S. 48: »Das beste Betragen gegen seine liebe Hälfte bleibt immer, das zu thun, was *ihr* ansteht«, p. 425: c'est de faire ce qui lui convient, natürlich »was dem Manne ansteht,« denn nur so passt es zu der vorhergehenden Frage: »Und um Eure Frau würdet Ihr Euch wenig bekümmern« und der darauf ertheilten Antwort: »Gar nicht, wenns beliebt«. S. 60: »Ich habe niemals in meinem Leben gedacht, weder vor dem Reden, noch im Reden, noch nach dem Reden. Auch findet sich Niemand beleidigt«. Statt des letztern Satzes, der keinen rechten Sinn gibt, muss es etwa heissen: »Daher beleidige ich auch Niemanden«, (eben weil doch nur der Denkende Anstoss erregen kann); so auch im Französischen p. 439: aussi je n'offense personne. S. 62: »Der Erbauer des babylonischen Thurmes« statt: habitans p. 441; das. »und die ihre Erfahrung hätte belehren sollen« statt des in diesem Zusammenhang viel bezeichnendern französischen Ausdrucks: à qui leur miroir aurait dû apprendre. S. 86: »Er war auf dem Wege sich zu ersäufen, wie er sich

erschöpft hatte, ohne es zu bemerken, hätte ich nicht die Flasche weggesetzt, die er zerstreut am vorigen Orte suchte«, p. 468: qu'il cherchait de distraction d. h. nach der er aus Zerstreutheit griff; seine Zerstreutheit besteht eben darin, dass er überhaupt nach der Flasche greift, nicht darin dass er sie am vorigen Orte sucht. S. 87: »Wisst Ihr, dass vielleicht eher ein Kind zu finden wäre, ein Königreich zu regieren, einen grossen König daraus zu machen, als einen grossen Violinspieler?«, p. 470: Savez-vous qu'il serait peut-être plus aisé de trouver un enfant propre à gouverner un royaume, à faire un grand roi, qu'un grand violon, ein Satz dessen Sinn ist: man könne eher ein Kind zur Beherrschung eines Staats, als einen grossen Violinspieler finden, nicht aber: man könne eher aus den Kindern einen grossen König als einen grossen Violinspieler machen. S. 88 muss es statt Verwunderung »Bewunderung« (admiration) heissen. S. 90: »Alles was lebt und so auch der Mensch, sucht sein Wohlsein auf Kosten dessen, der was hergeben kann«, p. 474 aux dépens de qui il appartiendra d. h. doch auf Kosten dessen, dem er angehören wird. S. 92: »Aber bei so viel Fähigkeiten, warum versuchtet Ihr nicht ein schönes Werk«; das Original hat dafür eine andere und bessere Wendung: mais, entre tant de ressources, pourquoi n'avoir pas tenté celle d'un bel ouvrage? S. 96: »Den andern Tag stand ich auf, wohl entschlossen, mich mit den Gassensängern zu verbinden, und das würd' ich nicht am Schlimmsten gemacht haben«, statt dessen muss es heissen: Und das wäre nicht das Schlechteste gewesen, was ich hätte thun können (p. 480) Ce n'est pas ce que j'aurais fait de plus mal.

Diese Ausstellungen wollen nichts anders als kleine philologische Bemerkungen sein, keineswegs kleinmeisterliche Kritiken Goethe'scher Übersetzungskunst. Diese verbleibe vielmehr durchaus unangetastet. Gerade durch eine solche eingehende Prüfung erkennt man erst recht, mit welch feinem Verständniss und Geschick Goethe das Original behandelt hat. Doch wird man wohl bemerken, dass das Ende mit geringerer Sorgfalt gearbeitet ist, als frühere Theile, namentlich auch dass einzelne ältere Formen und Ausdrücke, Beibehaltung französischer Worte, allzuwörtliche Anlehnung an den Text den Genuss stören. Zu solchen Eigenthümlichkeiten gehört die durchgängige Wiedergabe des französischen Vous mit »Ihr«, Formen wie »chaussirt« (chaussé) »auf dem Cours« (le cours), »viereck« (carré), »mit einem Reverenz«; »sie gab mir die Marke und ich steckte *es*« (S. 44), ähnlich (S. 55)

»ein Weiberhirn giebt, *die* das aushalte«. Zu wörtlich und dadurch nicht selten falsch sind z. B. folgende Wendungen: »das ist unendlich wahrer, als Ihr *nicht* empfindet« (que vous ne le sentez); »vorgebildet« (imaginait); »indessen dass« (tandis que); »es braucht mehr Muth« S. 74: il faut plus de courage p. 455; das. »Das Schiff ist gemiethet« st. wird gemiethet, est loué; »nach Maassgabe, wie er sich mehr passionirte« S. 81: à mesure qu'il se passionait d'avantage p. 463. »ergriffen von einer solchen Entfremdung des Geistes« aliénation d'esprit (das.); »die Kraft entgeht mir« S. 84: les forces me manquent p. 467; »die der Wendung der Melodie zuspricht« S. 85: convient p. 468; »bei dem Schwung, wie die Kunst vorwärts geht« das.: du train, dont l'art s'avance.

L. G.

---

14. *Zur Übersetzung von Corneilles Menteur.* In dem Vorwort zu: Aus Goethes Frühzeit stellt Scherer zusammen, was etwa ein vierter Band des jungen Goethe an Nachträgen zu enthalten hätte. In dieser Aufzählung vermisse ich das Bruchstück einer Übersetzung von Corneilles Menteur, veröffentlicht von A. Schöll in den Briefen und Aufsätzen[2], 7 ff.

Ist dies Stück auch entfernt nicht in dem Maasse von Goethe'schem Geiste durchdrungen und für die Stilentwickelung des jungen Dichters bedeutsam wie die Übersetzungsfragmente aus Ossian, Pindar, oder selbst die Übertragung des hohen Liedes, so hat doch schon die Art wie hier der Alexandriner behandelt ist, ein gewisses Interesse[1]. Dazu tritt aber noch ein weiteres Moment, aus dem sich zugleich eine genaue Datirung des Bruchstücks gewinnen lässt. Wir können nämlich meines Erachtens die Ursache erkennen, welche Goethe veranlasste, gerade dieses Lustspiel zu einer Stilübung aus der Flut der französischen Comoedienliteratur herauszugreifen. In der übertragenen ersten Scene des Lügners werden uns zwei Freunde im Zwiegespräch vorgeführt. Dorant, der bisher als Student der Rechte in der Provinz gelebt, nunmehr aber dem jus valet gesagt, und in Paris als Cavalier auftreten will, fürchtet bei der galanten Welt der Grossstadt anzustossen. Er bittet darum seinen Freund Cliton um Verhaltungsmassregeln, insbesondere für den Verkehr mit den Frauenzimmer. Den Unterschied zwischen seinem früheren und jetzigen

---

[1] In Bartschs Aufsatz (Goethe-Jahrbuch I., 119 ff.) wird er nicht berücksichtigt.

Aufenthaltsort charakterisiert er mit den Worten (in Goethes Übersetzung):

Man lebt nicht hier und dort nach einerley Methode,
Was dort bewundert wird ist hier schon aus der Mode,
Man denkt man handelt hier man redet nicht wie dort,
Und einen Neuling stürzt ein unbesonn'nes Wort.

Musste nicht der Studiosus juris Goethe ganz Ähnliches empfinden, als er aus dem ehrwürdigen Frankfurter Patrizierhause in das flotte Treiben des modischen Klein-Paris versetzt, sich mit Mühe in die vorgeschrittene Lebensart der Leipziger eingewöhnte? Auch er trug sich damals ernstlich mit dem Gedanken, der Rechtswissenschaft den Rücken zu kehren (D. u. W. II., 31): bis auf diesen kleinen Zug erstreckt sich die Analogie zu Corneilles Dorante! Und fallen uns nicht bei dem zweiten der angeführten Verse Goethes Bemerkungen über seine Garderobe ein, deren wunderliches Ansehen, hervorgerufen durch des Vaters Vorliebe »für gewissen alten Zuschnitt und Verzierungen«, er mit zu jenen kleinen Unannehmlichkeiten des Lebens rechnet, die sich leicht im Gefolge eines Ortswechsels einstellen? Zu der dritten Zeile erinnere man sich jener weitern Prüfung, die Goethe damals in Betreff seines oberdeutschen Dialektes zu überstehn hatte (a. a. O. S. 35), namentlich der Worte, »ich fühlte mich in meinem Innersten paralysirt und wusste kaum mehr, wie ich mich über die gemeinsten Dinge zu äussern hatte!«

Die eigenem Erlebniss verwandte Situation und Empfindung empfahlen wohl die Corneille'sche Scene zur Übersetzung. Wurde doch schon in Leipzig Erfahrung das Stichwort des dichtenden Jünglings, auf den selbst beim Übersetzen und Nachdichten die Möglichkeit, das Dargestellte am wirklichen Leben zu messen, einen eigenen Reiz üben mochte. Die Übersetzung des Menteur wäre demnach in den Anfang von Goethes Leipziger Aufenthalt zu setzen.

FRANZ LICHTENSTEIN.

---

15. *Der erste Ursprung der Faustsage und des Mephistophelesnamens.*

1) Die Grundzüge der Sage von Faust stammen aus den sog. clementinischen Recognitionen. Denn in diesem altchristlichen Roman wird erzählt, dass Helena eines Zauberkünstlers Weib wird; dass Simon der Magier den Versuch macht, einen Menschen künstlich hervorzubringen und Anstalt macht, von der Erde sich zu erheben und zu fliegen. Von

dieser Sage ist scheinbar eine grosse Kluft zu den deutschen Volksbüchern von Faust und Helena. Allein dieselbe wird überbrückt durch mittelalterliche Schriften. Die Vermittelung zu den deutschen Volksbüchern von Faust bildet besonders die Kaiser-Chronik, welche bekanntlich in der Mitte des 12. Jahrhunderts geschrieben ist. In dieser wird V. 1239—4101 der Inhalt der Clementinen wiedergegeben. Der hier auftretende Simon, »der Gaukeläre« ist der Vorgänger des Faust. Letzterer ist, wie hinreichend erwiesen, eine geschichtliche Person aus der Zeit Luthers und Melanchthons.

2) Wenn man den Namen des Mephistopheles so erklären will, dass alle Formen desselben, welche bekannt sind, abgeleitet werden können, so wird die folgende Erklärung gegenüber der von Dr. Gräsze mitgetheilten gerechtfertigt erscheinen. da letztere nur die bei Goethe vorkommende Form des Namens berücksichtigt. (Vgl. Jahrbücher für deutsche Theologie Bd. XXII., p. 494): In den mittelalterlichen Zauber- und Volksbüchern, z. B. der Clavicula Salomonis regis Hebraeorum (italienisch 1453 msc.), die ja auch der Goethe'sche Faust benutzt, sind hebräische Namen höherer Geister gar nichts Seltenes. Natürlich sind sie dahin aus dem Orient gekommen. Nun erscheint bei den orientalischen Chronographen Syncellus und Georgius Cedrenus der Name Μαστιφάτ für den ἄρχων τῶν δαιμόνων. Fabricius, cod. pseudepigr. V. T. p. 862. Der Koran von Ullmann 1865, S. 38, Anm. 3. Dieser ist nichts als eine Gräcisirung des hebräischen Namens Mastema; denn wo in der griechischen Übersetzung des Buches der Jubiläen Μαστιφατ steht, ist im semitischen Text, besonders dem äthiopischen, desselben Buches Martema zu finden, d. h. das echthebräische Appellativ מַשְׂטֵמָה Hos. 9, 7. 8 oder מַשְׂטֵם Anfeindung. So gelangen wir durch einen sichern Schluss zuletzt zu einer hebräischen Verbalwurzel satam, genau verwandt mit satan, woher der Name des Satan. Erst im Abendlande entstanden durch die in allen Sprachen gewöhnliche Unbildung und Umdeutung, von der besonders lehrreich Diez. roman. Wörterbuch, 2. Auflage 1861, I., p. XXV f. handelt, die Variationen des Namens, die noch immer nicht vollständig gesammelt und kritisch behandelt sind. So zunächst durch Unbildung an den hebräischen Namen des (für David) bösen Rathgebers Achitofel die Form Mastift — ofel oder mit der lateinischen Endung Mastiftofeles, dann Mephostofeles. Sodann nach mundgerechten griechischen und lateinischen Wörtern Mephostophiles, Mephistophiles, Mephitophiles und dgl., nach

dem Namen des hinkenden Sohnes Jonathans Mephiboscheth: Mefibofets und ähnliche mannigfaltige Formen. Mit der sprachlichen Ableitung stimmt der Inhalt der Volksvorstellung überein: diese betrifft einen Dämon, der verderblich und hinkend ist. — Es mag dahingestellt bleiben, ob das mittelalterliche Wort mofiles bei der Bildung des Namens eingewirkt hat, welches bei Ducange, gloss. lat. med. aevi tom. IV., p. 462, 1845 morbi genus erklärt wird.

G. ZART.

— —

16. *Zu Goethes Faust.* In der Bibliothek der redenden und bildenden Künste, Bd. VI. (Leipzig 1809) S. 314. findet sich eine Notiz, welche geeignet ist, die Vermuthung zu bestätigen, dass Goethe die Scene in Auerbachs Keller nach einer verloren gegangenen Version des Volksschauspiels gedichtet habe. Es heisst dortselbst in einer Besprechung der Goethe'schen Dichtung: »Die herumziehenden Schauspieler führten vor etwa vierzig bis fünfzig Jahren eine sogenannte Haupt- und Staatsaction, Doctor Faust betitelt, häufig auf, die ungemeinen Beifall erhielt, besonders auch zur Messzeit in Leipzig in einer Bude vor dem Petersthore, zumal darin ein damals sehr berühmter Italiener-Keller unter Auerbachs Hof am Markte (der auch noch existirt) vorkam, aus dem Faust, der Sage nach, auf einem Weinfass reitend, herausgefahren sein soll«.

W. CREIZENACH.

17. *Erwin und Elmire unter Münchener Censur.* Vor mir liegt ein, bei Hirzel nicht angeführter Separatdruck unter folgendem Titel: »Erwin und Elmire. Ein Schauspiel in zween Aufzügen, von Göthe. Aufgeführt auf dem Churfürstl. Theater zu München. Mit Genehmhaltung des Churfürstl. Büchercensurcollegiums 1777«. 38 SS. in 8°. Der Hauptunterschied zwischen diesem Text und der ältern Gestalt des Stücks (Hempel XI., 2. S. 135—160), besteht darin, dass alle vorkommenden Lieder in Prosa verwandelt sind. Eine solche Verwandlung, an und für sich ein Unding, ist hier nicht selten mit möglichster Geschmacklosigkeit durchgeführt. So steht, um nur ein Beispiel anzuführen, an Stelle von Bernardos Lied: »Hin ist hin und todt ist todt«, die folgende Tirade: »Je nun, Elmire, der ist hin. Ihre Seufzer erreichen ihn nicht mehr. Doch mit Ihnen, in diesem blühenden Alter, mit so einem Gesichte, bey einem Vermögen, wie das Ihrige, solls keine Gefahr haben. Ich wette, ich freye ihnen den Zweyten. Und manch schönes

Fräulein in unserer Stadt würde nicht so viel Aufsehens um einen entlaufenen Liebhaber machen, so bald sie einen zweyten hätte. — Allenfalls die Erinnerung: Erwin, ja! es war ein ganz artiger guter Mann; aber dieser hier, hat er nicht auch ein Gesicht? nicht auch ein Herz?« Auslassungen und Zusätze finden sich so gut wie gar nicht; kleine Stellen, die man auf den ersten Anblick für Zusätze halten möchte, sind nichts als Andeutungen eines im Goethe'schen Texte später folgenden Gedichts. Dagegen sind mancherlei Aenderungen bemerkbar. Zunächst dialektische. So heisst es statt »willt« »willst«, statt »ihn ankommen« »ihm,« statt »von dem Staate« »von dem Prachte«. Sodann Änderung der Bühnenanweisung, Theilung des Stücks in zwei Akte, jedes Aktes in mehrere Scenen. Endlich Änderungen aus sittlichen und religiösen Gründen. Von ersteren habe ich nur eine bemerkt. Statt des Goethe'schen (Hempel S. 144): »So geh und lass Deinen Rausch bei einem Kammermädchen aus,« heisst es hier: »so geh und wähle Dir einen anderen Gegenstand Deinen Rausch bey ihm auszulassen«. Die letzteren sind häufiger. Statt »ihre heiligen reinen Augen« (S. 150), setzt der Bearbeiter »unschuldigen Augen«, statt: »ich fand ihn im Gebet begriffen« (S. 156) sagt er »in der Gemüthsversammlung« statt: »Deinen heiligen Gefühlen überlassen« und »wann darf ich diese heiligen Züge schauen« (S. 157) ändert er »frommen Gedanken« und »geweihten Züge«. Ob mit diesen von der Münchener Censur für nothwendig gehaltenen Änderungen das Stück sonderlichen Beifall erhalten hat?

L. G.

18. *Sapupi im »Götz von Berlichingen«.* Als im Jahre 1767 zu Wetzlar »zur Untersuchung der Gebrechen und Nothdurft des Kammergerichts« jene Kommission zusammentrat, die ihre juristisch-politische Aufgabe binnen 9 Jahren nur ungenügend erfüllen konnte, fand sie die mit dem Sollicitiren verknüpften Missbräuche, Bestechung, Ernennung der Spruchsenate ad hoc u. dergl. in voller Blüthe. »Man kam«, sagt Pütter (Histor. Entwicklung III., 135) »bald auf Spuren, dass drei Assessoren sich ein pflichtwidriges Betragen hatten zu Schulden kommen lassen«; Goethe (D. u. W., Thl. 3 Buch 12) spricht von »Verbrechen« und »schändlichen Missethaten«. Ein Spekulant in Frankfurt a. M. trieb einen förmlichen Handel mit Sollicitatur-Geschäften (Pütter a. a. O.). Die Untersuchung zog sich endlos hin in Folge der überaus schwerfälligen Geschäftsordnung; über alles, was vorkam,

mussten jedesmal 24 ausführliche schriftliche Voten abgefasst und im Plenum vorgelesen werden. Begreiflich, dass diese Vorgänge wenigstens in den Theilen Deutschlands, die der Kammergerichtsjurisdiction unterworfen waren, ein grosses und dauerndes Aufsehen machen mussten; begreiflich auch, dass Goethe im Götz darauf anspielt in jener, in der ersten Bearbeitung noch fehlenden, Schlussscene des 2. Akts: Götz und Selbitz auf der Bauernhochzeit. Aber warum gibt er dem »schwarzen Italiener« den sonderbaren Namen Sapupi? Ich glaube, dass der Assessor nur darum ein Italiener ist, damit er diesen Namen führen kann, der nur eine Buchstabenversetzung ist. Unter jenen zur Strafe gezogenen Mitgliedern des Kammergerichts befand sich (Pütters Selbstbiogr. S. 202) Joh. Herm. Franz v. Papius, präsentirt vom burgundischen Kreise, eingetreten 1756, kassirt durch die Visitatoren 1774. Ich kann nicht zweifeln, dass Sapupi nur eine Verschleierung von Papius sein soll. Eine Erforschung der Visitationsliteratur würde vermuthlich Näheres ergeben.

A. BUCHER.

---

19. *Goethe und Johann Gottfried Eichhorn.* In den »Noten und Abhandlungen zum Westöstlichen Divan« erwähnt Goethe mit besonderer Auszeichnung den Orientalisten Eichhorn. An Eichhorns Aufklärungen über Werth und Bedeutung des alten Testaments gedenkt er wie »an einen hohen Genuss, dem reinen orientalischen Sonnenaufgang zu vergleichen«. In dem Abschnitt »Lehrer« nennt er Eichhorn gleich nach William Jones unter den Deutschen zuerst. »Mit vergnüglicher Anerkennung«, heisst es weiter, »bemerke ich, dass ich bei meinen gegenwärtigen Arbeiten noch dasselbe Exemplar benutze, welches mir der hochverdiente Mann von seiner Ausgabe des Jones'schen Werkes vor zweiundvierzig Jahren verehrte, als wir ihn noch unter die Unseren zählten und aus seinem Munde gar manches Heilsam-belehrende vernahmen. Auch die ganze Zeit über bin ich seinem Lehrgange im Stillen gefolgt, und in diesen letzten Tagen freute ich mich höchlich, abermals von seiner Hand das höchst wichtige Werk, das uns die Propheten und ihre Zustände aufklärt, vollendet zu erhalten«. Der hier gemeinte Johann Gottfried Eichhorn, der Vater des Germanisten Karl Friedrich Eichhorn, wurde am 16. October 1752 geboren und starb in Göttingen am 25. Juni 1827. Von 1775–1788 Professor in Jena, veranstaltete er 1777 von dem berühmten Werke des William

Jones, Poeseos Asiaticae commentariorum libri VI., einen Abdruck und sandte an Goethe ein Exemplar, welches dieser, wie wir erfahren, im Jahre 1819 noch benutzte. Am Schluss der Eichhorn gewidmeten Worte bemerkt der Dichter: »Mit diesem wenigen sei nun ein dankbarer Lebensbezug zu diesem würdigen Manne treulich ausgesprochen«. Er hat aber diesem wenigen noch etwas folgen lassen: In dem »Buch der Betrachtungen« finden sich seit 1827 die schönen, oft angeführten Verse:

Vor den Wissenden sich stellen
Sicher ist's in allen Fällen.
Wenn Du lange Dich gequälet,
Weiss er gleich, wo Dir es fehlet:
Auch auf Beyfall darfst Du hoffen,
Denn er weiss, wo Du's getroffen.

Diese Verse wurden acht Jahre früher an Johann Gottfried Eichhorn gerichtet. Sie sind mit lateinischen Buchstaben quer auf ein Octavblatt verzeichnet und von der Hand des Dichters mit der Unterschrift versehen:

»Weimar den 16. November
1819. Goethe«.

Die Wittwe Karl Friedrich Eichhorns bemerkt auf dem Umschlage zur Nachricht für ihren Sohn, den am 31. August 1881 in Köln verstorbenen Geheimen Justizrath Otto Eichhorn: »Mit Übersendung des westöstlichen Divans übersandte Goethe Deinem Grossvater Johann Gottfried Eichhorn, folgendes Gedicht«. Loeper und Düntzer erinnern in ihren Commentaren an den persischen, von Chardin übersetzten Spruch: »Aimer à interroger les sages, c'est déjà la moitié de la sagesse«; aber erst durch die jetzt hervorgetretene Widmung erhalten die Verse ihre eigentliche Bedeutung und characterisiren die ganz persönliche Beziehung zwischen Dem, der sie geschrieben und Dem, der sie empfangen. Näher kann ich auf diese Beziehungen für jetzt nicht eingehen. Karl Friedrich Eichhorn erzählt in seiner vor kurzem veröffentlichten Selbstbiographie[1]: Im Frühling 1803 auf der Durchreise »fand ich in Jena viele alte Bekannte und machte viele neue Bekanntschaften. Bei Luden fand ich Goethe, der sich seinen Steinwein und Chester-

[1] Schulte, Karl Friedrich Eichhorn. Rede bei der Säcularfeier des Geburtstags des Meisters. Bonn 1881. S. 38.

Käse schmecken liess und wie der olympische Jupiter auf uns arme Sünder herabblickte. Er war um jene Zeit noch nicht mein Lieblingsdichter«. Das von Goethe im Jahre 1819 übersendete Exemplar des Divan ist nicht mehr zur Hand: wenn sich der literarische Nachlass Johann Gottfried Eichhorns wieder auffinden liesse, würde man wahrscheinlich noch manchem Erinnerungszeichen seiner Verbindung mit Goethe begegnen.

HERMANN HÜFFER.

---

20. *Pfeffel und Goethe.*

1) Dass schon Goethes Faustfragment von 1790 für alle literarischen Kreise Deutschlands ein Ereigniss war, bemerkt von Loeper mit Recht (S. XI[2]). Folgendes Epigramm von *Pfeffel* auf Beccaria zeigt, wie ich glaube, dass eine bekannte Stelle aus der »Hexenküche«, welche später zu »geflügelten« Worten wurde, Pfeffel vorgeschwebt hat.

Faust v. 2152 f.

Er ist schon lang' ins Fabelbuch *geschrieben;*
Allein die Menschen sind nicht besser dran,
Den Bösen sind sie los, die Bösen sind *geblieben.*

Pfeffel.

Für Menschenrecht hat er mit Kraft
Und mit Gefühl *geschrieben;*
Die Galgen hat er abgeschafft:
Die Schwengel sind *geblieben.*

Beccaria war 1794, nach Andren schon 1793 gestorben. Das Epigramm Pfeffels findet sich in J. G. Jacobis »Ueberflüssigem Taschenbuch für das J. 1800«; vgl. auch poetische Versuche von Gottl. Conrad Pfeffel. Tüb. 1802 VI[4], 43.

Den Antheil Pfeffels an den Schriften seiner grossen Zeitgenossen bezeugt sein Biograph: noch in den letzten Jahren seines Lebens -- er starb 1809 — habe er Wieland, Schiller, Goethes Werke ganz wiedergelesen (biogr. Versuch von J. J. Rieder, 1820, S. 77).

DANIEL JACOBY.

---

2) In Sabells Schrift: »Zu Goethes hundertunddreissigstem Geburtstag, 1879« findet sich S. 91 die Bemerkung, in einer aus Weimar stammenden Handschrift stehe am Ende ein

Gedicht, »von dem wir kaum glauben, dass es Goethe zugeschrieben werden darf. Die Sprache erscheint wenigstens nicht Goethisch«.

Dr. Faust und die Hexen.

Herr Faust bekam einst Lust, den Brocken zu befahren.
Er ritt auf seinem Mantel hin
Und sah alldort die Hexenschaaren
Auf Böcken zur Parade zieh'n.

Der Aufzug kam dem schlauen Geisterkenner
Verdächtig vor. Mit einem Talisman
Rührt' er der Teufelsbrut gehörnte Klepper an,
Und siehe da! es waren — *ihre Männer!*

Das Gedicht ist allerdings nicht von Goethe, sondern von Pfeffel, und findet sich in Pfeffels poetischen Versuchen. Tüb. Cotta 1817. Es stammt aus dem Jahr 1786 und hat keinen Bezug auf Goethes Faust. Statt »die Hexenschaaren« heisst es bei Pfeffel: »die Hexen wie Husaren« und statt »Teufelsbrut« — »Elfenbrut«. Der Spott über Hörnerträger, der Grundgedanke des Gedichts, findet sich auch sonst bei Pfeffel.

Eine Anspielung auf Goethes Werther liegt in dem Gedicht »Cato« (Fabeln u. poetische Erzählungen in Auswahl, herausg. von H. Hauff 2, 49), wo dem Cato in der Unterwelt »ein Enkel Teuts« begegnet und ihm seine Brüderschaft anbietet:

»Für meines Freundes Weib entbrannte
Wie ein Vulkan mein Löwenherz.
Nichts glich Elwiren; ich bekannte
Ihr auf den Knieen meinen Schmerz:
Sie liess mich schmachten, sie verbannte
Mich als den Mörder ihrer Ruh'
Mit hohem Ernst von ihrer Schwelle,
Und ich verschloss mich auf der Stelle
In mein Gemach und starb wie Du«.
»Das ist zu viel, selbst für die Hölle
Zuviel«! rief Cato wüthend aus.
»Ha, Cäsar, komm' und überwinde
Mich noch in einem zweiten Strauss.
Komm', schleudre mit Triumphgeschrei
Mein Haupt in eine Schindergrube;
Nur rühme sich kein Lotterbube,
Dass er wie ich gestorben sei.«

Die Anspielung auf Goethes Werther, namentlich am Schluss des Romans, ist hier klar.

Eine Parallele mit Goethe zeigt ferner Pfeffels Gedicht: Der Parse vom Jahr 1795 (Cotta'sche Ausgabe von 1817, VI, 137)

»Ein Parse kniete Tag und Nacht
Vor einem Feuer, das er nährte
Und doch als eine Gottheit ehrte.
Einst naht' aus frommem Unbedacht
Der Beter sich zu sehr der Flamme,
Und fällt hinein. Umsonst beschwört
Er seinen Gott; vergebens wehrt
Er sich. Gleich einem Opferlamme
Ward er gebraten und verzehrt.

Ihr, die ihr euch so gern zum Throne
Der Fürsten drängt, nehmt euch in Acht,
Damit der Götze mit der Krone
Den Opfrer nicht zum Opfer macht«.

Damit vergleiche man Goethes zahmes Xenion in der 7. Abtheilung:

»Anbete du das Feuer hundert Jahr,
Dann fall hinein, dich frissts mit Haut und Haar«.

Eine Abhängigkeit Goethes von Pfeffel ist schwerlich anzunehmen. Zu Goethes Gegnern darf Pfeffel nicht gezählt werden. Abgesehen von seiner freundschaftlichen Verbindung mit Schlosser, welcher er in mehreren Gedichten ein Denkmal gesetzt hat, nennt er in dem Lerse gewidmeten Gedichte: Der Fund von 1778 (2, 111, Cotta 1817) Goethe als Denjenigen, dem es gelungen

»Die Muse Shakespeares auszuspähen
Und des Kothurns Begeisterungen
Mit kühnem Aug' ihr abzusehen«.

GUSTAV HAUFF.

21. *Lucinde und Emilie.* Die Herren v. Loeper (Anm. zu »Dichtung und Wahrheit« 3, 285) und v. Biedermann (Archiv für Literaturgeschichte 7, 534 ff.) sind unabhängig zu der Vermuthung gelangt, Goethes Strassburger Tanzlehrer sei in dem von H. L. Wagner die Kindermörderinn S. 17 ver-

ewigten excellent maître Sauveur zu finden (vgl. meinen H. L. W.[2] S. 154). Goethes Anonymus »schien nicht viele Kunden zu haben« (D. u. W. 2, 162) — Sauveur (a. a. O. S. 18) hat »immer so viel mit Grafen und Baronen zu thun«. Doch das bei Seite! Es ist ganz gleichgültig.

Ich gestehe, dass mich der Zweifel an der Zuverlässigkeit dieser Taufe sogar bis zum »beherzten ἀπιστεῖν« geführt hat, zu der Frage nämlich, ob der Dichter die Episode nicht vielleicht nur erfunden habe in der künstlerischen Absicht der heiter anhebenden und elegisch resignirt schliessenden Sesenheimer Idylle leidenschaftlicher Liebeswirren vorauszuschicken. Der Contrast der beiden Schwesternpaare, des französischen städtischen und des deutschen ländlichen, das Kartenschlagen, der vordeutende, in der Erzählung der Friederikeliebe wieder aufgenommene Zug, dass »Lucinde« beim Abschied nach einer stürmischen Umarmung die Lippen verwünscht, die Goethe nach den ihrigen küssen werde, sind so weise berechnete dichterische Meisterstücke, dass ihnen niemand die volle Realität im gewöhnlichen platten Sinne zuerkennen wird. Aber das »beherzte ἀπιστεῖν« konnte doch nur eine flüchtige Anwandlung sein. Die Geschichte der beiden Schwestern in den allgemeinen Umrissen ist gewiss ein Goethe'sches Erlebniss und auch den ungläubigsten Thomas müsste folgende, seltsamer Weise noch nie in diesen Zusammenhang gezogene Stelle, aus dem ersten Brief Werthers an Wilhelm bekehren. (D. j. G. 3, 233 f.)

»Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgesucht vom Schicksal, um ein Herz wie das meine zu ängstigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unschuldig! Konnt ich dafür, dass, während die eigensinnigen Reize ihrer Schwester mir einen angenehmen Unterhalt verschafften, dass eine Leidenschaft in dem armen Herzen sich bildete! Und doch — bin ich ganz unschuldig? Hab ich nicht ihre Empfindungen genährt? Hab ich mich nicht an denen ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns so oft lachen machten, so wenig lächerlich sie waren, selbst ergötzt! Hab ich nicht — o was ist der Mensch, dass er über sich klagen darf!«

Die Umformung des Erlebten im Schmelztiegel der Poesie genauer zu prüfen, gestattet auch die Anspielung im Werther nicht. Soll aber die Familie durchaus Sauveur heissen, so darf v. Biedermann wenigstens nicht so zuversichtlich »Lucinde Sauveur« in den Reigen der Frauengestalten aus Goethes Jugend rufen. »Die arme Leonore« heisst die verschmähte Schöne in dem Romane, wo Lotte als Lotte und Friederike.

sehr verblasst freilich, als Friederike erscheint. Doch möge auch hier, wenn nicht das »beherzte ἀπιστεῖν«, so doch die Skepsis walten.

ERICH SCHMIDT.

22. *Goethe und Swedenborg.* Um Beziehungen zwischen Goethe und Swedenborg aufzusuchen, ging ich Swedenborgs 1758 lateinisch erschienene Schrift »Vom Himmel, der Geisterwelt und der Hölle« in der 1784 erschienenen deutschen Übersetzung durch. Dann auch Lappenberg: Reliquien der S. C. v. Klettenberg, 1849. Denn da Goethe mit dieser Freundin mystische und magische Studien trieb, dachte ich, es werde von Lappenberg auch der Geisterseher Swedenborg genannt. Nun bringt Lappenberg sechs Abhandlungen der Klettenberg. Die letzte, sechste verdankt Lappenberg »den durch Herrn von Bethman-Holweg freundlichst veranlassten Mittheilungen des Herrn Prof. A. Nicolovius, dessen Vater G. H. L. Nicolovius ihn von der Frau Rath Goethe erhalten hatte«. Er lag ihm »Handschriftlich« vor, überschrieben »Von dem himmel und der himmlischen Freude; mitgetheilt aus den hinterlassenen Papieren der Frl. v. Klettenberg«. Dieser Aufsatz ist aber nichts als die Übersetzung einer Abhandlung »De coelo et gaudio coelesti«, aus Swedenborgs Arcana coelestia. Sie umfasst hier die §§ 449—459 zu Anfang des Kapitels V., und §§ 537—546 am Schluss dieses Kapitels; ferner §§ 547—553 zu Anfang des Kapitels VI. Die Geichheit des Ausdrucks und der Gedanken des Aufsatzes bei Lappenberg mit denen von Swedenborgs Geisterreich etc. liess mich bald die Identität von Abschnitten hier wie dort erkennen. Aber hier fehlten verschiedene Abschnitte, die Reihenfolge war eine andere als dort, so blieb die Möglichkeit, der Aufsatz bei Lappenberg sei eine selbständige Zusammenstellung und Erweiterung Swedenborg'scher Paragraphen. Eine Anmerkung in Swedenborgs Geisterreich liess mich endlich die Arcana coelestia nachschlagen, und da ergab sich, dass der Aufsatz bei Lappenberg eine paragraphenweise Übersetzung aus Swedenborg ist. Bezeichnet man die Arcana mit A, Swedenborgs Geisterreich mit G, Lappenbergs Aufsatz mit L und versieht man die bei ihnen unnummerirten Abschnitte mit fortlaufenden Zahlen, so entspricht:

L. S. 75 Absch. 1: Was der Himmel und die himmlische Freude sei . = A. 449 = G. 395.
L. S. 75 » 2: Einige welche in der Welt erleuchtet. . . . . = A. 450; fehlt in G.

L. S. 76 Absch. 3:	Es hat ein Gewisser. der bei Leibes Leben sehr mächtig war	= A. 451 = G. 407.
L. S. 77 » 4:	Ich redete mit Geistern, welche meinten,die himmlische Freude bestehe darin, der Grösste zu sein	= A. 452 = G. 408.
L. S. 77 » 5:	Einige haben so groben Begriff zu meinen, der Himmel sei eine Audienz	= A. 453; fehlt in G.
L. S. 77 » 6:	Einige meinten, er sei müssiges Leben	= A. 454 = G. 403.

und so fort, bis zum Schluss:

L. S. 91 » 26:	Weil der ganze Himmel sich auf den Herrn bezieht	= A. 551; fehlt i. G.
L. S. 91 » 27:	Dass alle Freude im Himmel allein vom Herrn sei	= A. 552; fehlt i. G.
L. S. 92 » 28:	Welche in der Liebe untereinander sind	= A. 553 = G. 414.

Lappenbergs »Reliquien«, welche längst eine neue Auflage verdient hätten, erschienen 1849. Ein Aufsatz von K. Meinhof über S. C. v. Klettenberg und ihre Freunde, in Luthardts Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben, 1881 S. 424 ff. zeigt, dass der Irrthum über den Ursprung des fraglichen Aufsatzes noch nicht bekannt ist. Lappenberg sagt zwar, der Aufsatz setze die Bekanntschaft mit Swedenborg voraus, aber er, und sich anschliessend Meinhof, betrachten ihn als wahrsten innersten Ausdruck der »schönen Seele«. Lappenberg nennt ihn sogar »den Ausdruck des lieblich reinsten, wahrhaft englischen Gemüths, welches doch auch in seiner überirdischen Phantasie ein verständiges und zierliches Mass nicht überschreitet«. Schwerlich hätte er ihn so beurtheilt, wenn er gewusst, von wem er ist. Indess im Hinblick auf anderweitige Phantastereien Swedenborgs muss man bei diesem Aufsatz in der That von Mass und Ziel und Gemüth reden.

Wir vermuthen nun im Hinblick auf den Styl dieser Übersetzung, im Vergleich zu dem in den wirklichen Aufsätzen der Klettenberg und zu dem der deutschen Übersetzung in Swedenborgs Geisterreich, dass die Übersetzung überhaupt nicht von der Klettenberg ist, sondern von ihrem sprachgewandten Freunde Goethe, der zur Übersetzung veranlasst

worden sein kann, als er für seinen Faust'chen Himmel Swedenborgs Arcana coelestia durchsuchte. Auffallend freilich bleibt, dass Goethe, welcher schon 1772 von Swedenborg »dem gewürdigten Seher unserer Zeit« spricht und noch im Alter Aussprüche von ihm im Munde führt, in seinen Werken so schweigsam über ihn ist.

L. WEIS.

---

23. *Zu Goethes Theaterbriefen.* Von meinem hochverehrten Freund, Herrn Senator Culemann in Hannover, erhielt ich vor einiger Zeit die Erlaubniss, die in seinem Besitz befindlichen sogenannten Theaterbriefe Goethes einsehen und mit dem Drucke vergleichen zu können. Mir war anfänglich nur die Ausgabe von Dietmar (Theater-Briefe von Goethe und freundschaftliche Briefe von Jean Paul, Berlin 1835) zur Hand, ich überzeugte mich aber bald, dass die Briefe Goethes hier aus dem von Gubitz herausgegebenen »Gesellschafter« von 1832 Nr. 107—117 einfach abgedruckt worden sind. Bei der Vergleichung mit den Originalen stellte sich nun als überraschendes Ergebniss heraus, dass Gubitz — der wohl im persönlichen Verkehr mit Schauspielern schlechte Erfahrungen gemacht hatte — bisweilen ganze Sätze und Perioden eingeschoben hatte, Goethen somit harte Äusserungen über den Schauspielerstand und das Publikum in den Mund gelegt hat, die derselbe niemals gethan. Einmal freilich ist Gubitz auch prüde gewesen und hat (in Brief 37) Goethes derben Ausdruck »Prügel« in das zahmere »Schläge« verwandelt. Folgendes ist also in den Ausgaben zu streichen:

In Brief 2 am Schluss: »Nachgiebigkeit macht immer alle Mühe und Arbeit halb verloren«. Diese Worte hatte Gubitz sogar in dem Original hinzugefügt, später sie dann ausradirt. Sie sind aber noch gut erkennbar. Alle anderen ferneren Einfügungen sind von Gubitz nicht dem Original eingefügt, also wohl erst bei der Correctur hinzugethan.

In Brief 4, erster Absatz: »Bei Schauspielern muss man in der Ordnung streng am Buchstaben halten; sie sind Meister in Ausflüchten«.

In Brief 10, dritter Absatz: »Und solche Plaudereien und Mittheilungen schaden den Werken und dem Interesse: das gewöhnliche Publikum liebt nur das Neue, und an der ganzen Poesie und Kunst eben nichts als das Neue. Auf diesen Sinn muss man rechnen, bis sich ein besserer festsetzt«.

In Brief 12, zweiter Absatz: »und ich bin nicht Willen's, der Schauspieler-Eitelkeit Vorschub zu leisten«.

In Brief 16, zweiter Absatz: »und ein Wagen auf gut Glück ist hier sehr bedenklich«.

In Brief 21 schrieb Goethe nicht: »Es ist eine entsetzliche Sache um den Schauspieler Egoismus«, sondern nur »Es - — um den Egoismus«.

Sonstige Abweichungen des gedruckten Textes von dem der Originale hier zu notiren, würde keinen Zweck haben, und beschränke ich mich auf die Angabe, dass im Datum des ersten Briefes: 21. August, in dem des siebenunddreissigsten 2. November zu lesen ist, sowie dass der achtundzwanzigste Brief nicht aus Jena sondern aus Weimar geschrieben ist.

W. Arndt.

24. *Goethe und die Glyptik.* So mächtig das Ringen des jugendlichen Goethe nach Licht in der deutschen *Literatur* war, eben so machtig drängte es seinen universal angelegten Geist nach Klarheit in der *Kunst*. Die erste äussere Anregung gab schon früh der Verkehr mit Künstlern im väterlichen Hause. Und als der Jüngling im Jahre 1765, sechzehnjährig, die Universität Leipzig bezog, da drängte es ihn an Oeser, der ganz der Mann war, ihn zur Einsicht in die Kunst einzuführen, der ihm - dessen Ziel es doch, wenn er auch zeichnete und radirte, nicht gewesen, sich zum praktischen Künstler auszubilden — der ihm die »Begriffe von den Gestalten« gab, die er in sich lebendig lassen werden sollte, der ihn an den Unterhaltungen mit Fachmännern bei Betrachtung von Kunstwerken theilnehmen liess, der ihn auf das hohe Kunstleben Winkelmanns in Italien aufmerksam machte. Lessings »Laokoon« und der Besuch der Gallerie in Dresden kamen nachhaltig wirkend dazu.

Bald war der Jüngling Goethe zu Leipzig auch in die reiche kleine Wunderwelt der *glyptischen Kunst* mit ihren grossen Beziehungen und Schätzen eingedrungen.

Oeser lenkte seine Aufmerksamkeit auf Lipperts Bemühungen (Werke, Hempel 21, S. 93, 94); auch im Breitkopf'schen Hause fand Goethe Anregung zu derartigen Studien (das. S. 104).

In den *Besitz* einer Gemme scheint Goethe damals noch nicht gekommen zu sein, wenigstens hat er in den ersten 70er Jahren des Jahrhunderts noch nicht mit einer solchen gesiegelt, wie er es später öfters that (s. darüber Kestners »Goethe und Werther«, S. 18).

Goethe siegelte ferner mit einem geflügelten Amor (vgl. Goethe-Jahrbuch II., 244): mit einem schönen männlichen

Kopf (ebenda, II., 256). Auch weist die Rückseite der zweiten Ausgabe der Bovy'schen Goethe-Medaille vom Jahre 1831 (vgl. mein Werk »Die Goethe-Bildnisse« Wien 1881, Braumüller, No. LXXXIII) die Nachbildung eines geschnittenen Steines, mit welchem Goethe oft zu siegeln pflegte und der eine symbolische, auf seine »Befreundung mit der organischen Natur hindeutende« Darstellung zeigt.

Während des bedeutsamen, »seine Bildung zur Meisterschaft vollendenden« Aufenthaltes in Italien (1786–88) hat er eben auch dieses reizvolle Kunstfeld nicht aus dem Auge verloren, wie es ja natürlich und selbstverständlich war. Dies bezeugt sein Brief vom 20. Januar 1787 an den Herzog Karl August. Schon am 10. Januar 1787 hatte er aus Rom geschrieben: »Einen hübschen *geschnittenen Stein* lege ich bei, ein Löwchen, dem eine Bremse vor der Nase schnurrt. Die Alten liebten diesen Gegenstand und haben ihn oft wiederholt. Ich wünsche, dass Ihr damit künftig Eure Briefe siegelt, damit durch diese Kleinigkeit eine Art von Kunst-Echo von Euch zu mir herüberschalle«. (Werke, Hempel, XXIV., 148—49). — Am 25. Juli 1787 notirt er, dass er die Gemmensammlung des Prinzen von Piombino gesehen. (Das. S. 369, 377—78, 834.) — Im Sept. 1787 berichtet er, dass er eine Sammlung von zweihundert der besten Antiken-Gemmen-Abdrücke gekauft (a. a. O. S. 398, 399, vgl. das. S. 405) und erzählt noch in demselben Monat von seiner Beschäftigung, Pasten zu fabriciren (S. 408). Auch die damalige Correspondenz mit dem Herzog Karl August ist voll von solchen Notizen. Wichtige Stellen über seine Einkäufe 28. Sept., 7. Dez. 1787, 16. Febr. 1788, das. S. 931, vgl. an Fritz Stein das. S. 933, Briefwechsel mit Karl August I., 85 fg., 95 fg. Die in dem Briefe an Stein erwähnte Gemme (ein sogenanntes »Symplegma«) ist ein Onyx von drei Lagen, sehr schön gearbeitet. Vgl. Schuchardt »Goethes Sammlungen« II., S. 7, Nr. 42.

Auf Veranlassung Goethes hatte sich der nachmalige Grossh.-Sachsen-Weimar'sche Hofmedailleur und Edelsteinschneider Friedrich Wilhelm *Facius* (geb. 1764 zu Greitz im Voigtland, gest. 1843 zu Weimar) auch der *Glyptik* zugewendet und diese delikate Kunst bei *Tettelbach* in Dresden erlernt. — Schon am 10. Juli 1789 hat Goethe an den Herzog Karl August von den Hoffnungen geschrieben, die er auf den jungen Facius setze und bemerkt am 17. Mai 1791: ». . wenn Alles geht, wie ich denke, soll der Name *ΦΑΚΙΟΣ* (Facius) einmal mit dem Namen *ΠΙΧΛΕΡ* (Pichler) wetteifern«. (»Briefwechsel« I., 151 und 169.)

Vorher, am 28. Februar 1790 suchte er den Herzog zu veranlassen, Schwefelabgüsse von dem königlichen Gemmen-Cabinet (in Berlin) zu erhalten. (»Briefwechsel« I., 161.)

Im Jahre 1792, nach dem »überstandenen« Feldzug, kam Goethe auf einer »froheren Rheinfahrt« nach Münster, um die ihm von früher her bekannte Fürstin Amalie von Galizin zu besuchen. In seiner »Campagne in Frankreich« (Hempel, 25, S. 154—161) berichtet Goethe ausführlich von dem dortigen Aufenthalte, woselbst (wie Goethe in seinem zuerst in »Über Kunst und Alterthum« IV. Bd., 1. Hft. 1823 erschienenen Aufsatz »Hemsterhuis-Galizinische Gemmensammlung« — Hempel 28, S. 444 — erzählt) »eine von Hemsterhuis hinterlassene *Gemmensammlung* den geistig ästhetischen Mittelpunkt verlieh, um welchen sich Freunde, übrigens im Denken und Empfinden nicht ganz übereinstimmend, mehrere Tage gern vereinten«. —

In »Winckelmann« 1805 (Hempel 28, S. 216 fg.), macht Goethe auf den Gewinn aufmerksam, den Winckelmann aus der Benutzung der Stosch'schen Gemmensammlung ziehe; die Bemerkungen daselbst über die Glyptik des 17. Jahrhunderts und die Urtheile über die vorzüglichsten Glyptiker des 18. Jahrhunderts, über Flavio Sirletti, Lorenz Natter, J. Pichler, Marchant, Hecker, Cades, Amastini, sind gewiss gleichfalls unter Goethes Antheilnahme geschrieben.

Fernere Notizen über Gemmen finden sich in dem Briefe an Heinrich Meyer, 1. Dez. 1807 (Briefe hgg. von Riemer S. 81) und 8. Juli 1817 (Goethe-Jahrbuch II. 282), an Frau v. Eybenberg (das. S. 261); das 5strophige Gedicht: »Erklärung einer antiken Gemme: Es steht ein junger Feigenstock« steht seit 1815 in Goethes Werken.

In seinen 1818 in »Über Kunst und Alterthum« erschienenen Arbeiten über »Philostrats Gemälde« führt Goethe die antike Gemme: »*Orpheus*, entsetzt sich, jenem Zauberlehrling ähnlich, vor der Menge von Thieren, die er herangezogen«, mit der Bemerkung an: »Ein unschätzbarer Gedanke, für den engen Raum des geschnittenen Steines geeignet«.

Am 18. Januar 1819 schrieb Goethe aus Weimar an Zelter: » . . Meine Sammlung von Bronzen hat eine lehrreiche Vermehrung erhalten, sowie auch die *geschnittenen Steine*«. (Briefwechsel, III. 9).

Im Jahre 1820 führt er in den »Tag- und Jahresheften« (Hempel XXVII. 254) einen von Facius gefundenen *geschnittenen Chalcedon* an, »worauf ein Obelisk mit allerlei nicht ägyptischen Zeichen, ein knieend Betender an der einen, ein stehend

Opfernder an der andern Seite, von leidlicher Arbeit«. -- Ebenda (S. 286) notirt Goethe vom Jahre 1822: eine Gemme die er *Tischbein* verdankt.

Im Januar 1820 kaufte Goethe *600 Abgüsse der florentinischen Gemmensammlung* um den Preis von 15 Ducaten in Gold. Vgl. Brief vom 1. Febr. 1820 an Fritz Schlosser: »Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlass«. (S. 82—83.)

An den schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem Dichter fortgesetzt in freundschaftlicher Berührung gestandenen Bremenser Medicinalrath Dr. Nicolaus Meyer — der vielfach Alterthümer sammelte und auch gelegentlich dem Freunde in Weimar verehrte — schrieb Goethe aus Weimar am 18. Juni 1823 über einen *geschnittenen Stein* aus der römischen obgleich spätern Zeit, worauf eine Medea dargestellt war. (»Briefe an Nicolaus Meyer«. Leipzig 1856. S. 39) — Nicolaus Meyer hatte jedoch noch mehrere *Ringe mit Gemmen* zur Ansicht und Beurtheilung an Goethe gesendet, welche Goethe am 7. Mai 1826 zurückzuschicken versprach. Unter den im Juni 1826 an Nicolaus Meyer gesendeten verschiedenen Sachen befand sich auch ein Schächtelchen mit zurückfolgenden 6 Ringen (vgl. a. a. O., S. 46), über welche Goethe in dem Schreiben an denselben, 30. Juni 1826, ausführlich handelt. Vgl. ferner in demselben Briefwechsel S. 54, 59, 114.

Im 3. Heft des IV. Bds. von »Über Kunst und Alterthum«, vom Jahre 1824, bespricht Goethe De Jonges im Jahre vorher in Haag erschienene Beschreibung des Cabinets der Medaillen und der *geschnittenen Steine* des Königs der Niederlande. (Hempels Ausg. XXVIII. 447—451). In dies Cabinet war die Hemsterhuis-Galizin'sche Gemmensammlung gelangt. Goethe nennt letztere hier nachdrücklich »eine herrliche Sammlung tiefgeschnittener Steine, mit Sorgfalt vereinigt durch den vorzüglichen *Franz Hemsterhuis* . . . sie ist merkwürdiger durch das Verdienst, als durch die Menge der Steine, aus denen sie besteht. Man findet darin Arbeiten des ersten Rangs, einen *Dioskorides*, *Aulus*, *Gnajus*, *Hyllus*, *Nikomachus*, *Hellen*, und mehrere andere Meisterücke berühmter Künstler des Alterthums«[1]. Der ganze Aufsatz ist voll von hoher und

[1] Die neuere Forschung will zwar die Ächtheit der meisten der hier angeführten Gemmen mit Künstlernamen dieser Sammlung bestreiten; so ist der angebliche Augustuskopf von *Dioskorides* (De Jonge, S. 169. No. 16; Lippert II., 580) wahrscheinlich eine Arbeit des *Flavio Sirletti* (gest. um 1737); ferner: es ist nicht gewiss, ob ein Stück dieser Samm-

begeisterter Würdigung der Werke der glyptischen Kunst, sowie der Besitzer von kleinen Sammlungen derselben, die aber doch in grössere Mittelpunkte, in öffentliche Anstalten oder zugängliche fürstliche Cabinete zusammenfliessen sollen, wo sie erst geeignet sein werden, »die höchsten Zwecke in allem Umfang zu erreichen«.

Im Jahre 1828 schrieb Goethe über das 1827 erschienene, nach *Winckelmanns* »Description des pierres gravées du Feu Baron de Stosch«, Florence 1749, angefertigte »*Verzeichniss der geschnittenen Steine in dem königlichen Museum der Alterthümer zu Berlin*«. (vgl. »Über Kunst und Alterthum«, VI. Bd., 2. Hft., 1828. — »Goethes nachgelassene Werke«, IV. Bd., 1832, S. 72 u. f. — Hempel XXVIII. S. 441—443). Goethe tritt dabei, im hohen Alter, wie einst in der frühen Jugend, für die Bedeutung der Glyptik aufs lebhafteste ein.

Es wird in dem Aufsatz noch des Gründers dieser Sammlung, Philipp von Stosch, gedacht, das Schicksal derselben kurz erzählt, und es werden die Nachbildungen erwähnt und angepriesen.

Die Absicht Goethes ging dahin, eine noch weitere Ausführung über die bedeutende, reichhaltige Sammlung diesem Aufsatze anzuschliessen, was aus dem *Schema* hervorgeht, welches in seinen Papieren demselben beilag.

Der in den vorhergehenden, bis jetzt noch nicht zusammengefassten Nachweisungen aus Goethes Schriften und aus der Goethe-Literatur konstatirte Antheil des Dichters an der ebenso reizvollen als wichtigen *glyptischen Kunst* stellt sich durch seine verständnissvolle Würdigung der Werke derselben — vom höchsten Standpunkte aus — und durch die begeisterte Liebe für dieses »bedeutende Kunstfach« — wie er es vollberechtigt nennt — als ein ungemein tiefer und nachhaltig fruchtbarer heraus.

Wir sehen Goethe schon als Jüngling eine lebendige Vorliebe für die trefflichen, belehrenden, das ganze Alterthum in geschichtlicher und in Kultur-Beziehung umschliessenden Nachbildungen der vorzüglichsten Gemmen fassen; wir sehen

---

lung wirklich den angegebenen Namen enthält, nämlich die antike Paste mit einer sitzenden Pallas, das Medusenhaupt betrachtend, bezeichnet . . ΛΛΟΥ, (De Jonge, S. 143, No. 8), angeblich von *Hyllas*; oder, es ist zweifelhaft, ob es wirklich Namen von Glyptikern sind, wie bei *Aulus, Gnajus, Hellen*; oder, es ist bestimmt gar kein Glyptikername, wie *Nikomachus*. (Vgl. »Geschichte der griechischen Künstler«. Von Dr. *Heinrich Brunn*. Stuttg. 1859. II., 2, S. 487, 513 u. s. w.)

sein leibliches und geistiges Auge sinnend und sinnig daran haften und aus den tiefgehenden Betrachtungen die Principien dieser Kunst ziehen; wir sehen ihn, bei unbefangenster Auffassung der wichtigen Sache, lebhafte Propaganda für dies preciose, in jedem Sinne werthvolle Kunstbereich der geschnittenen edlen Steine machen; er spornt dann später begabte Jünger mit feingeistigem Blicke drängend an, sich dieser seltenen Kunst zu weihen, wozu er eifrig Mittel und Wege schafft; er sucht selbst in den Besitz solcher kostbaren Werke der eigensten Begabung, der emsigsten Übung und der unsäglichsten Geduld zu gelangen; er müht sich, Andere zu bestimmen, für ihn selbst Unerschwingliches von derartigen Schätzen zu erwerben; er wirkt noch als Greis durch Rede und Schrift, durch entschieden eintretende Anzeige und Besprechung hervorragender Sammlungen von Gemmen, mit niemals nachlassender Kraft, für diese reichste Quelle des Nutzens und des Genusses.

Nicht nur der eigenthümliche Reiz dieser — in unserer Zeit leider nur mehr in unkünstlerischer Weise meist fabriksmässig betriebenen Kunst fesselt ihn, welcher Reiz theils im preciosen Material liegt, theils in der erstaunlichen, kaum menschenmöglich zu denkenden Art, in so kleinen Raumverhältnissen so Vollendetes im technischen und im künstlerischen Sinne geistvoll zu gestalten, theils aber auch in der Bewunderung der zauberhaften Wirkung des flachen Reliefs -- sozusagen —, wodurch sich die glyptische Arbeit in ganz eigenthümlicher Weise von der des Bas-Reliefs unterscheidet, und welche Wirkung bei Intaglien durch das Spiel der Schatten im Bewegen und bei Cameen durch das Spiel der Lichter in den durchscheinend-glänzenden verschiedenfarbigen Lagen sich geltend macht: nicht nur diese *äusseren*, entzückenbringenden Momente fesseln ihn, — er fühlt sich hauptsächlich auch durch den weittragenden, im *Geiste* liegenden Umstand und durch die tiefanregende Thatsache dabei gefangen genommen und für dieses Kunstbereich bleibend festgehalten, dass in keiner Sphäre der Kunst das ganze Leben des Alterthums uns so reich, wie in dieser — eine ganze Welt erschliessend und in die Kunst in ihrer höchsten Blüthe einführend —, und sogar sonst Verlorengegangenes bietend, als Zeugniss wunderbarsten Schaffens glücklich erhalten ist.

Die glyptische Kunst mit ihrer weitreichenden Belehrung durch die reizvollste Darbietung der ganzen antiken Welt, mit ihrer delikaten, durchgeistigten Formung im preciosen, Auge und Herz erfreuenden Material, mit ihrem Schicksal

der Seltenheit der künstlerischen Ausübung derselben in den Zeiten der höchsten Kultur, sowie des Verständnisses für dieselbe, war so recht eine Sphäre für den Genius des auch zur tiefsten und weitesten Durchdringung des Kunstbereiches prädestinierten Dichterfürsten Goethe.

Und die Welt fühlt wohl für immer die fruchtbare Wirkung davon!

Es erübrigt noch, die *Gemmen Goethes* und die *Goethe*-Gemmen zu erwähnen.

Betreffs der ersteren ist auf *Christian Schuchardts* Werk »Goethe's Sammlungen«, 3 Bde., Jena 1848—49, hinzuweisen, in welchem — im II. Bd., S. 3—8 — die von Goethe gesammelten *geschnittenen Steine*, und S. 344—47 (No. 270—307) die *Gemmen-Pasten* seiner glyptischen Sammlung verzeichnet sind.

Hinsichtlich der *Goethe darstellenden Gemmen* sei auf mein Werk »Die Goethe-Bildnisse«, Wien 1881—82, gewiesen, welches die den Dichter durch die glyptische Kunst verherrlichenden Darstellungen — unter No. XXXVI. (geschnitten von *Höckner?*, um 1789), No. LXVIII. (Intaglie von *Philipp Hirsch*, um 1820), No. LXXXI. (Camee von *Amatini*, 1824), No. LXXXIV. (geschnitten von *Johann Karl Fischer*, 1825), No. LXXXVII. (Intaglie von *Karl Friedrich Voigt*, um 1825) und No. XCVIII. (Intaglie von *Friedrich Wilhelm Facius*, um 1827) — sowohl beschreibt, als auch in Abbildung bringt.

HERMANN ROLLETT.

---

25. *Zu Goethes erstem und zweitem Aufenthalt in Schwaben.*

1775. Schubart schreibt aus Ulm, wo er damals seine Deutsche Chronik herausgab, am 17. November 1775 an seinen Bruder, Stadtschreiber in Aalen: »Die vortrefflichen Grafen Stolberg waren auch hier, ich war immer bei ihnen — o das sind Dir Leute. Narr, greinen möcht' ich, wann ich nur an sie denk. Goethe war auch hier — ein Genie, gross und schrecklich wie's Riesengebirg; Klinger war bei ihm — unser Shakespear. Die Kerls haben mich alle liebgewonnen«. (Strauss, Gesammelte Schriften VIII., 223.)

Dieser Besuch des 26jährigen Goethe in der schwäbischen Reichsstadt Ulm im Juli 1775 wird von den Biographen theils übergangen, theils mit einem Fragezeichen versehen, und in der neuesten Schrift über Klinger wird geradezu behauptet, Schubart habe mit der Erwähnung Goethes seinem Bruder

gegenüber einfach geflunkert. Der Beweis, der für dieses Verdikt geführt wird, hat immerhin noch manche Lücken, und so möchte ich vorerst fast noch annehmen, dass Schubart, dessen arme Gattin Goethe bei seinem Stuttgarter Aufenthalt im Dezember 1779 »ihre Aufwartung machen« wollte (a. a. O. I., 301), den von ihm dithyrambisch gepriesenen jungen Dichter nicht zum ersten und einzigenmal im Kerker auf Hohenasperg (s. unten) gesehen hat.

1779. In einem »Meine Dienstjahre« überschriebenen Aufsatz, welchen der frühere Herzoglich Würtembergische Hof- und Domänenrath Georg Hartmann in Stuttgart 1806 als 75jähriger Greis niedergeschrieben hat, ist zu lesen:

»Im Jahr 1780« — es war noch im Dezember 1779 — »wurde der regierende Herzog Karl August von Sachsen-Weimar mit seinem Freund, dem Geheimenrath von Goethe, auf einer unter fremdem Namen durch die Schweiz unternommenen Reise von Lavater in Zürich an mich adressirt, um sie mit den hiesigen Merkwürdigkeiten, besonders der hohen Karlsschule, bekannt zu machen, ohne sich zu erkennen geben zu müssen. Aber um ihre Absichten ganz zu erreichen, konnten sie um so weniger unerkannt bleiben, als sie nach öffentlichen Blättern schon in der Schweiz erkannt worden waren. Herzog Karl hatte diesen ihren hiesigen Aufenthalt und ihre Adresse an mich nicht so bald erfahren, als er sie durch einen Kammerherrn an den Hof einladen liess, sie in ihrem Gasthof selbst besuchte und diese Einladung wiederholte, um, wie er sagte, dem Herzog die Ehre zu erweisen, die er ihm als Fürsten und Agnaten schuldig sei. Nachdem aber der Herzog von Weimar die Ablegung des Inkognito und damit alle öffentlichen Ehrenbezeigungen sich verbeten hatte und der Herzog (von Würtemberg) gleichwol alles unter dieser Bedingung Mögliche thun wollte, giengen nun alle Anstalten hiezu durch mich. Ich musste mich alle Tage bei den beiden Herzogen einfinden und hatte alle dem fremden Herzog und seinem Gesellschafter von Goethe gemachten Vergnügen mitzugeniessen. Ich war täglich um sie, ihr Gast und Begleiter in die Akademie, ins Schauspielhaus, auf die in der Gegend der Solitude ihnen angewiesene Jagd, nach Ludwigsburg, nach Hohenasperg zu Schubart, nach Kornwestheim zu Pfarrer Hahn etc. und ich wurde auch an die ihnen zu Ehren im Palais der Herzogin Franziska gegebene grosse Tafel mit zugezogen. Nur nach Hohenheim wurden sie vom Herzog und der Herzogin im fürstlichen Wagen allein begleitet«.

Diese Aufzeichnung meines Urgrossvaters wird ergänzt durch eine Nachricht in der Biographie seines Oheims, des Waisenhaus-Schullehrers Israel Hartmann in Ludwigsburg, des Vaters eines seiner Zeit viel versprechenden jungen Schriftstellers, Gottlob David Hartmann (1752—1775). Da die genannte Biographie in einer wenig verbreiteten Zeitschrift: Basler Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit vom Jahre 1842 niedergelegt und auch der Auszug daraus: Israel Hartmann. Von J. Volkening. Bielefeld 1851, nur wenigen Goethefreunden bekannt geworden sein wird, theile ich folgendes daraus mit:

Am Neujahr 1780 schrieb Israel Hartmann an die bekannte Elise von der Recke: »Denken Sie, den 13. Dezember 1779 gieng ich nach Stuttgart und traf bei meinem Vetter (richtiger: Neffen) den Hn. Geheimerath Goethe von Weimar, der eben von Zürich gekommen war. Über eine Stunde sprach ich mit ihm. Er sagte von Lavaters unermüdeter Wirksamkeit. Wenn der Tag 24 Stunden hätte, er wirkte an Einem fort. Am 15. kam Goethe auch mit seinem Herzog nach Ludwigsburg und noch des Nachts auch in mein Waisenhaus. In meiner Schule stellte er mich (wohl am 16.) dem Herzog vor, als des verstorbenen Professor Hartmanns Vater. Goethe freute sich über meinen kleinen Immanuel Israel, von dem er meinte, er habe einen Professorskopf«. Dazu aus Hartmanns Tagebuch: »Wir redeten von Hahn und seinen Werken[1]. Goethe war sehr begierig. Hahn zu sehen und zu sprechen. Beim Abschied war er herzlich, bot mir, da ich ihm die Hand küsste, das Gesicht, küsste mich - ich ihn. Ich segnete ihn im Herzen«. (Basler Samml. S. 377.)

J. HARTMANN.

26. *Kilian Brustfleck.*

1) R. M. Werner theilt mir mit, dass der frühere Kanonist Bachmann in Wien stets als die unbestimmte Beispielsperson den Kilian Brustfleck anzuführen pflegte. In Süddeutschland habe Kilian Brustfleck gewiss nicht zu den stehenden komischen Figuren gehört; bei Prehauser finde sich keine Spur von ihm.

L. G.

[1] Der in den frommen Kreisen seiner Heimat als ascetischer Schriftsteller heute noch geschätzte Pfarrer Philipp Matthäus Hahn verfertigte astronomische Uhren, erfand eine Waage etc. Vgl. Allgem. Deutsche Biogr. X., 372.

2) Freiherr W. von Maltzahn besitzt ein aus 8 unpaginirten Blättern bestehendes, im vorigen, wenn nicht erst in diesem Jahrhundert gedrucktes Volksbuch, betitelt:

Kilian Brust-Fleck Kurzweiliges Würfel-Spiel. Dieses ist gar gespässig gleich dem Glücks-Rath, und thut die Wahrheit nit spahren. Zum 1. werfen die Jungfrauen. 2. Die Frauen. 3. Die Mägde. 4. Die Gesellen. 5. Die Männer. Dieses Spiel wird mit 2 Würfel geworfen, und hernach das Loss dessen so geworfen hat, nachgesehen (zum Exempel) eine Jungfrau wirft 3. so schaue bey der Jungf. nach. (Holzstock: Rad in einem Schild). Gedruckt in diesem Jahr. 8°. (Eine andere Ausgabe von Hartwig beschrieben Arch. f. Litgesch. X. S. 448.)

Es enthält dieser Bogen nichts anders, als was der erste Bogen des von mir in der Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur XX. 126 beschriebenen »Lust- Scherz- und Würfel-Büchlein« enthält.

In dem »Katalog der Bibliothek aus dem Nachlasse des Herrn Franz Haydinger«, I. Abtheilung, 2. Hälfte, (Wien 1876). ist verzeichnet (No. 325):

Schnacken, Schnuren, lustige Schwänke und Einfälle des weltbekannten *Kilian Brustflecks*, welche er im Wirthshause zu Gablitz öfter zu erzählen pflegte. Nürnberg 1801. 8. Mit 1 Kupfer.

R. KÖHLER.

27. *Aus einer Zeitschrift der Sturm- und Drangperiode.* »Potpurri für die Damen. Eine Wochenschrift. Erster Band. Anspach, bey Benedict Friederich Haueisen, Commercien-Commissarius und privilegirten Hof-Buchhändler.« 1774. Achtes Stück, den 22. December 1774. S. 127:

Da nach dem allgemeinen Beyfall, den die *Leiden des jungen Werthers* erhalten haben, zu besorgen ist, dass verschiedene unserer jungen, feurigen, verliebten und melancholischen Schriftsteller auf den Gedanken kommen dürften, uns mit ähnlichen Begebenheiten unterhalten zu wollen; diese Art Schriften aber, wie es schon verschiedene *weise* und *fromme* Männer in ihren gelehrten Zeitungen gründlich dargethan haben, wahre Irrlichter sind, die uns in lauter Sümphen und Morästen herumführen; so wollen wir uns also mit diesen Gelehrten vereinigen, diesem zu besorgenden Unheil abzuwehren. Wir ermahnen also jeden, den dieser unselige Einfall anwandeln möchte, sich zu erinnern, dass er ein Christ sey; niemanden also umbringen zu lassen, und das Blut seiner Nebenmenschen zu schonen.

Ferner, da wir in einem ziemlich kalten Clima, auch in einem sehr kalten Zeitalter leben, keine so heftige Leidenschaften in den Herzen seiner *Ritter* und seiner *Donnen* anzufachen; sondern vollkommen der Natur getreu fade Jünglinge, thörichte Greisse, eitle Coquette, ganz selten aber sanfte und zärtliche Mädchen zu schildern; endlich auch mit grosser Vorsicht die vom Verfasser der Leiden des jungen Werthers gebrauchte Sprache nachzuahmen, und zu beherzigen, dass sie eben um desto schwerer sey, je natürlicher sie aussiehet, und dass man ein grosser Meister in der Kunst seyn müsse, um nicht ins niedere, nicht ins abgeschmackte und pöbelhafte zu verfallen. Wornach sich zu achten.

(L. S.) M. H.

Am 24. September 1774 hatte Goethe das erste Exemplar seines »Werther« fortgeschickt. Diese ironische Abwehr gegen die Nachahmer ist gewiss eine der besten zeitgenössischen Recensionen über den Epoche machenden Roman.

»Fünftes Stück, den 1. December 1774«. S. 77 befindet sich auch eine recht verständige Besprechung des Clavigo, die allerlei späterhin oft erhobene Ausstellungen an dem Stücke macht. Ihr Ende stimmt ganz zu dem bekannten Urtheile Mercks: »Vielleicht glauben meine Leserinnen, dies sey zu viel getadelt. — Allein berechtigt uns der Verfasser eines Götz[1] nicht, Meisterstücke zu erwarten?« — Z—x.

»Neuntes Stück, den 29. December, 1774«, S. 144 wird sogar schon mit Goethes Namen Reclame gemacht. Denn unter den Büchern, die bei dem Verleger dieser Wochenschrift zu haben sind, befindet sich hinter einer »Lebensbeschreibung Herrn Götzens von Berlichingen« angezeigt: »Göthe, vom Selbst-Mord, eine Abhandlung eines deutschen Philosophen, 8. 1775. 6 Kr.« Das Heftchen liegt mir vor; des Dichters Name steht jedoch nicht auf dem Titelblatt. Es sind 23 Seiten, mit allerlei juristischen und theologischen Citaten gespickt und ebensowenig von Goethe wie die berühmte Abhandlung über die Flöhe, sondern das gelehrte Elaborat irgend eines Schulmeisters, der den Werther gar nicht gelesen hat. — Wer der Herausgeber dieser vergessenen Zeitschrift gewesen ist, ist nicht zu ermitteln gewesen. Erwähnt fand ich dieselbe nur von Schubart in seiner »Deutschen Chronik«, 63. Stück. 3. Nov. 1774 S. 502, wo es heisst: »In Anspach kommt ein Potpourri vor Damen heraus — Ausländische und einheimische Rosen-

[1] Im Text steht »Göthe«, ein Druckfehler, der auf dem letzten Blatt des Bandes verbessert ist.

blätter, Nelken, Zimmet und Pomeranzenblüte, alles soll dieser Topf enthalten. Wollen Sie nicht — gnädige Damen, 40 Kr. daran wagen«? etc.

G. WEISSTEIN.

---

28. *Ein Gedicht von Marianne Willemer.* Nachstehendes Gedicht wurde mir von der Besitzerin, Frau Professor M. Kleinschrod, gütigst mitgetheilt. Es ist der Dank Marianne Willemers für einige von Frau Prof. Kleinschrod komponirte und ihr gewidmete Lieder. Das Gedicht selbst findet sich auf der zweiten Seite eines Stammbuch eingetragen, auf der ersten ist von Mariannes Hand einer jener künstlichen Blumenkränze geordnet, von denen im Briefwechsel Goethes mit Suleika so oft die Rede ist. Die beiden ersten Strophen sind identisch mit den beiden ersten des dreistrophigen Gedichtes an Goethe zum 7. November 1825. Nur ist in der 1. Zeile »reich« für »leicht«, in der 4. »ist« statt »war«. »Blüthenranken« steht ursprünglich auch in dem an Goethe gerichteten Gedichte; auch die zwei ersten Verse der dritten Strophe waren in jener Widmung bereits enthalten, sind aber in Goethes Umbildung weggefallen (Briefwechsel Goethes mit Marianne, 1. Aufl. S. 201). Der Brief mit welchem Goethe das geänderte Gedicht an Willemer übersandte ist von W. Creizenach im Goethe-Jahrbuche I., 249 mitgetheilt.

MAX KOCH.

Zarter Blumen reich Gewinde
Flecht ich Dir zum Angebinde
Unvergängliches zu bieten
Ist mir leider nicht beschieden.

In den leichten Blüthenranken
Lauschen liebende Gedanken,
Die in leisen Tönen klingen
Und Dir fromme Wünsche bringen.

Worte aus des Herzens-Fülle
Sind wie Duft aus Blumenhülle,
Blumen wissen oft bescheiden
Ungenügend Wort zu deuten.

Und so bringt am Jahresende
Dieses Blatt Dir Blumenspende
Mög es lieben Frühlingsliedern
Heitern Frühlingsgruss erwiedern.

Frankfurt a. M. 1849. Marianne Willemer.

BERICHTIGUNGEN UND ERGÄNZUNGEN ZU BAND II.

S. 233. »Thöricht war es ein Brod zu vergöttern« nach Boxbergers (Mag. f. Lit. des In- und Ausl. No. 25, S. 371) Vermuthung entweder eine Verspottung der christlichen Abendmahlslehre, oder eine Anspielung auf den arabischen Stamm Honeifa, der sich einen Gott aus Teig zu kneten und ihn bei einer Hungersnoth aufzufressen pflegte.

S. 235. M. vielleicht = Macht, statt = Majestät.

S. 249. No. 8. Als Adressat wird von Düntzer: Hufeland in Jena bezeichnet, der die Lotterieloose besorgte.

S. 263. No. 12. Aufklärung geben die gedruckten Briefe von Gentz in dessen Schriften V. 272 ff. (Düntzer.)

S. 272. No. 21. Als Adressatin des Briefes vermuthet Düntzer nach dem Schlusspassus eine Weimaranerin; unter der Wiener Freundin die Gräfin O'Donnell.

S. 383. L. R. = Lisette Runkel. (Düntzer.)

S. 420. Als das »Poetische«, das Goethe unter der Feder habe, vermuthet Boxberger das »Trauerspiel in der Christenheit«.

S. 431 ff, Die Epigramme Villoisons waren schon vollständiger in Düntzers »Zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlass«, Nürnberg 1858, I., 93—101 gedruckt.

S. 445. Gegen R. M. Werners Behauptung, unter dem »Besenbinder« im Jahrmarktsfest müsse ein Schwabe verstanden werden, macht Boxberger geltend, dass auch Schlesien im vorigen Jahrhundert als Land der Besenbinder betrachtet wurde. In J. C. Günthers Gedichten heisse es:

Noch jenseits blickt ein Schloss auf unsern Oderstrand
(Die Spötter suchen hier das Besenbinderland.)

S. 482. Der Brief vom 25. April 1814 ist, nach Düntzer, an Prof. Joh. Sal. Christ. Schweigger in Nürnberg, den damaligen Herausgeber der Neuen Jahrbücher für Chemie und Physik.





2. CHRONIK.

Am 5. Febr. starb THOMAS CARLYLE, Englands berühmter Historiker, 85 Jahre alt. Ist auch das Goethe-Jahrbuch nicht der geeignete Ort, um erschöpfend von seiner Bedeutung und seinen Verdiensten zu handeln, so ist es jedenfalls die geeignete Stätte, um von seinen Goethe-Studien zu berichten. Schon 1827 hatte er in einer Besprechung von Franz Horns Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen (State of German literature) sich mannigfach über Goethe auszusprechen Gelegenheit; im nächsten Jahre folgten im Anschluss an die beiden ersten Lieferungen der Ausgabe letzter Hand (Bd. 1—5, Bd. 6—10) zwei grosse Essays: Goethes Helena und Goethe. Sodann 1824 hatte er einer Übersetzung von Meisters Lehrjahren eine Einleitung vorangeschickt, 1827 in der Vorrede zu dem Sammelwerke German Romance auch eine Charakteristik Goethes beigesteuert, 1839 endlich eine neue Ausgabe der erstgenannten Übersetzung mit einer kurzen neuen Vorrede eingeführt. Goethe sprach sich über Carlyles Schriften und Übersetzungen in einem Aufsatze aus, der auch zwei Briefe Carlyles an Goethe enthält (Hempel XXIX. 778—794); das Gedicht an die 19 englischen Freunde, (Hempel III. 367), fünf Gedichtchen an Frau Carlyle (III. 354 fg.) Wichtige Stellen über Carlyle finden sich sodann bei Eckermann I. 255 ff., II. 22 fg., III. 123; Einzelnes auch im Goethe-Zelterschen Briefwechsel IV. 337, VI. 63, 66, 257 ff.

Unter den in Deutschland erschienenen Schriften über Carlyle sei wenigstens eine erwähnt! »Thomas Carlyle. Ein Lebensbild und Goldkörner aus seinen Werken. Dargestellt, ausgewählt und übertragen durch Eugen Oswald von Heidelberg«. (Leipzig, Wilhelm Friedrich 1882. 201 SS. kl. 8°). Sie empfiehlt sich für unsern Zweck dadurch, dass sie (S. 15—28)

die Beziehungen Carlyles zu Goethe ziemlich vollständig zusammenstellt, die Briefe Carlyles, die Äusserungen Goethes über ihn und Gedichte an seine Frau abdruckt. Die Schriften Carlyles werden in chronologischer Anordnung bibliographisch verzeichnet. Einzelne Äusserungen S. 118—119: Goethe und Shakespeare: 129 fg.: Realismus. Diderot, Goethe: 137: Goethe.—

Im August erschien in Thüringer Blättern folgender Aufruf, der auch hier eine Stelle finden mag:

Aufruf zur Errichtung eines Goethe-Denkmals in Dornburg.

Je weiter der Tag zurückweicht, an welchem Goethe aus dem Kreise der Lebenden trat, desto mehr zeigt sich allerwärts das schöne Bestreben, die Stätten, wo er einst wandelte, mit einem sichtbaren Zeichen der Erinnerung zu schmücken, und so ist denn auch in Dornburg der Wunsch erwacht, daselbst ein solches zu errichten: darf sich doch Dornburg rühmen, wiederholt das Tusculum Goethes gewesen zu sein.

Das erste Mal, als Goethe Dornburg betrat, erschien er in glanzvoller Jugendschöne, im März 1779, und schrieb hier in dem »überlieblichen Dornburger Schlösschen«, wie er an Knebel berichtet, einen grossen Theil seiner »Iphigenie«; das zweite Mal, als er Dornburg aufsuchte, kam er als ernster, schwerbekümmerter Greis, im Sommer 1828, um hier den tiefen Schmerz zu bemeistern, in den ihn das plötzliche Hinscheiden Karl Augusts versetzt hatte, und es entstand in diesen stillen Wochen u. A. hier das tiefempfundene Gedicht:

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Übermass der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht:

Alle Tag und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich in's Rechte,
Ist er ewig schön und gross.

mit dem er eine Summe seiner Lebensanschauung zog.

Es hat sich daher in Dornburg ein Comité gebildet, welches nun hier mit der Bitte vor alle Verehrer Goethes tritt, mit ihm gemeinsam der reizvollen Goethe-Stätte ein Denkmal zu widmen. Da dasselbe zwar ein würdiges, aber doch

immerhin nur ein schlichtes sein soll, so ist jede Spende für dasselbe, auch die kleinste, willkommen.

Das Comité zur Errichtung eines Goethe-Denkmals in Dornburg.
Ludwig Salomon, Vorsitzender. Pastor Stölten-Tautenburg.
Schreinermeister Oschatz. Cantor Hädrich.
Hofapotheker Krönig, Kassirer.

Goethe-Vorlesungen auf deutschen Universitäten. Nachzutragen ist (Sommer 1879), Breslau: Lichtenstein, über Leben und Werke des jungen Goethe. Sommer 1880 und Winter 1880/81. Rostock: Bechstein, über Dichtung und Wahrheit, im deutsch-philologischen Seminar, beidemal 2 St.

Sommer 1881. Bonn: Birlinger, Goethes, Schillers, Uhlands und Bürgers Balladen und Romanzen (1 öff.); Greifswald: Vogt, über Goethes Leben und Schriften bis zum Jahre 1775 (2 priv.); Heidelberg: Kuno Fischer, kritische Vorträge über Goethes Faust (2); Königsberg: Baumgart, über Goethe (4 priv.), ästhetisch-kritische Übungen in Erklärung einiger Dramen von Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller und einiger französ. Dichter (2 öff.); Leipzig: Hildebrand, Schiller und Goethe in ihrem Verhältniss und Zusammenwirken (3 priv.); München: Bernays, Kritik und Interpretation Goethe'scher Gedichte (2 öff.); Tübingen: Keller, Goethes Faust; Köstlin, über Goethe, sein Leben und seine Werke (3 bis 4 priv.); Czernowitz: Strobl, Lectüre von Goethes Dichtung und Wahrheit (3 gratis).

Winter 1881/82. Berlin: Scherer, über Goethes Leben und Schriften (3 priv.); Breslau: Lichtenstein, Erklärung ausgewählter Gedichte Goethes (1); Erlangen: Wagner, Interpretation lyrischer Gedichte Goethes (1); Jena: Boethlingk, über Goethes Leben und Werke (2 priv.); Leipzig: Arndt, Goethes Leben und Werke II.: die erste Zeit in Weimar bis zur Reise nach Italien (1 öff.); München: Carrière, über Goethes Faust (1 öff.); Bernays, Kritik und Erklärung der Balladen Goethes und Schillers; Muncker, literarhistorische Übungen, Goethes und Schillers Xenien; Strassburg: Henning, Goethe und Schiller (2 öff.); Zürich: Tobler, über die Faustsage und Goethes Faust (1 öff.); Graz: Werner, Erklärung ausgewählter Goethescher Gedichte (2 öff.).

Dem »Statistischen Rückblick auf die Königlichen Theater zu Berlin, Hannover, Cassel und Wiesbaden im Jahr 1880« entnehme ich, dass *Faust* (1. Theil) in Berlin 3, in Cassel 1, in Wiesbaden 3, *Götz von Berlichingen* in Berlin 1, in Hannover 1, *Egmont* in Berlin 2, in Hannover 1, in Wiesbaden 1, *Tasso* in Berlin 2, *Iphigenie auf Tauris* in Cassel 4, *Clavigo* in Wiesbaden 1, *Die Geschwister* in Wiesbaden 1mal aufgeführt wurden. Den 22 Aufführungen Goethe'scher Stücke, an den 4 preussischen Hoftheatern, stehen 54 Aufführungen Schiller'scher Stücke und 90 Shakespeare'scher Dramen gegenüber; rechnet man die übrigen Classiker, Lessing, Kleist, Molière, Calderon, Moreto, Sophokles, einzelne der Letztgenannten sind freilich nur durch je ein Stück vertreten, — so erhält man die Gesammtzahl von 213 Darstellungen classischer Dramen, die eine höchst achtungswerthe Berücksichtigung des classischen Schauspiels zeigt. Denn keiner selbst der beliebtesten und am meisten bedachten dramatischen Autoren der Gegenwart kann sich nur annähernd einer gleichen Vorstellungszahl wie Shakespeare rühmen, G. v. Moser hat für 6 seiner und für 2 mit F. v. Schönthan gemeinsam gearbeiteten Stücke nur 64 und Paul Lindau für 3 seiner Arbeiten 54 Vorstellungen aufzuweisen. Eine ähnliche statistische Zusammenstellung der grösseren Stadttheater wäre sehr erwünscht. Über die Faustaufführungen in Dresden siehe unten Bibliographie.

Im Hamburger Stadttheater fand (28. Januar — 7. Februar) ein Cyklus von Vorstellungen Goethe'scher Stücke statt. Er begann mit der Aufführung von Götz von Berlichingen und endete mit der des 2. Theils des Faust in der Bearbeitung von Rob. Buchholz (vgl. unten Bibliographie); und umfasste, ausser den oft angeführten Meisterdramen, auch mehrere kleine Stücke, die in der neuern und neusten Zeit von der Bühne fast gänzlich ausgeschlossen sind: »Die Laune des Verliebten; Der Bürgergeneral, Das Jahrmarktsfest von Plundersweilern«, ferner das Singspiel: »Jery und Bätely« mit der Musik von Reichardt.

Im Februar 1881 wurden im Nationaltheater zu Jassy »Die Mitschuldigen« von Goethe aufgeführt, ins Rumänische übersetzt von J. Grossmann.

Vom 25. Mai bis 19. Juni fand ein *Goethe-Cyklus* im Hoftheater zu Weimar statt. Ich gebe über diesen Cyklus

genaue Notizen, die mir von der Direktion des Hoftheaters übersendet worden sind, Notizen, die zugleich den pietätsvollen Sinn bekunden, mit welchem man in Weimar Goethes Werke betrachtet:

25. Mai Clavigo, zum 1. Male in Weimar 3. Febr. 1787, bis jetzt 36mal. — 28. Mai Götz von Berlichingen, zum 1. Male in Weimar 22. Sept. 1804, bis jetzt 46mal. — 1. Juni Geschwister, zum 1. Male in Weimar 29. Januar 1789, bis jetzt 53mal; Stella, zum 1. Male in Weimar 2. Februar 1805, bis jetzt 22mal in Weimar und 2mal in Lauchstädt. — 2. Juni Torquato Tasso, zum 1. Male in Weimar 16. Februar 1817, bis jetzt 32mal. — 4. Juni Iphigenia auf Tauris, zum 1. Male in Ettersburg am 6. April 1779, in Weimar 15. Mai 1802, bis jetzt 35mal. — 6. Juni Egmont, zum 1. Male in Weimar 31. März 1791, bis jetzt 57mal. — 15. Juni Die natürliche Tochter, zum 1. Male in Weimar 2. April 1803, bis jetzt 6mal. — 11. und 12. Juni und wiederholt am 18. und 19. Juni Aufführung beider Theile des Goethe'schen Faust mit den Vorspielen, bearbeitet von Devrient, Musik von Lassen, zum 1. Male in Weimar 6/7. Mai 1876, bis jetzt 20mal.





3. BIBLIOGRAPHIE.

I. SCHRIFTEN.

A. UNGEDRUCKTES.

1. GEDICHTE UND DRAMEN.

Findlinge, betreffend die Weimarische Literatur-Epoche, herausgegeben von Adelbert Kühn. Weimar. T. F. A. Kühn. 36 SS. und 2 Kunstbeilagen.

Die 2 Kunstblätter sind: eine Silhouette Goethes mit Facsimile und eine Zeichnung (nach Kraus Bild? vgl. G. J. II. S. 474, Z. 9 v. u.). Das Büchlein enthält ausser den Schiller'schen Wappen, dem Theaterzettel von der ersten Aufführung der Räuber mit Schillers Ansprache an das Publikum, einem Gedichte Schillers Schatten an Maria Paulowna, Knebels Verse beim Grabe der Frau v. Stein, Brief Wielands an Sofie von La Roche 27. Apr. 1791 und einem Gedichte Riemers: Meine Verfassung, Kleinigkeiten von Kanzler Müller, Musäus, Herder. folgende Goetheana: 1. Goethes Aussprüche über seinen Faust, zum grössten Theil auch bei Eckermann; neu: 24. Juni 1830: »es wäre toll genug, wenn ich es erlebte, den Faust zu vollenden und möglich ist es«. — 2. Theaterzettel der ersten Aufführung des Götz. Berlin 12. Apr. 1774, (vgl. G. J. II. S. 90 ff.). — 3. Prolog zu Hans Sachs von Deinhardstein, (Werke, Hempel XI. I. S. 264—267 und I. S. 113—118). Die von Kühn aus einem Separatdruck mit Veränderungen von Goethes Hand mitgetheilten Abweichungen sind fast alle in

der Hempel'schen Textrevision a. a. O., ferner I. 298 und XI. I. 424 bemerkt. — 4. Gedicht auf Nicolais Freuden des jungen Werther. (Hempel III. 198). Bei Kühn nach einer Abschrift des Hofrath Vogel mit einigen willkürlichen Varianten. — 5. Am 5. Okt. 1806 (Hempel III. 326). In dem Abdruck bei Kühn, nach einem Separatdruck sind die 2. und 3. Zeile umgestellt. — 6. An Lili (Hempel III. 101). Bei Kühn Z. 4 fehlerhaft: nah st. »da«. — 7. Wiegenlied dem jungen Mineralogen Walther von Goethe 1818 (Hempel II. 435). Bei Kühn nach einem Separatdruck (Jena 1818) mit der Aufschrift: »Den frischen Ankömmling *Wolfgang* von Goethe begrüsst, belehrt und verbindet eine Gesellschaft Mineralogen den 21. April 1818«. Varianten Z. 1 »die Blumen« st. »sie Blumen«, Z. 9 »Schüssern« st. »Schussern«. — 8. Dies letzte Goethe-Riemer'sche Ineditum (?) sei hier wörtlich nach Kühn S. 24, der es aus Riemers Handschrift abdruckt, mitgetheilt: »Auflösung des Räthsels, welches Goethe in Schillers Turandot bei einer Aufführung derselben, etwa 1812, gab, die ich auf sein Verlangen machen musste. — Das eine waren die Kegel, das zweite das Elfenbein, das dritte der Staar.

Der Dir den nahen Lenz verkündet
Und bei Dir bessre Wohnung findet
Als er sie selbst sich bauen kann,
Und der geschwätzig wiederholen kann,
*Den Du nicht liebst, wenn Du ihn hast.
Zwei Dinge sinds: sie führen gleichen Namen
Es ist der Staar, **der Augen und der Vogel.

Variante:

Ein andrer ists als den Du siehst
Doch führen beide gleiche Namen
**Der Dein Aug mit Blindheit schlägt und der Vogel.

Zwei Stammbuchinschriften. In: Das Fächer-Album Elisas von der Recke, mitgetheilt vom Oberlehrer Dr. Kropatscheck. Programm der Realschule in Brandenburg a. H. (21 SS. in 4°). S. 10 u. A. 18.

1. Aus dem Stammbuch des Freih. Ernst Diedrich v. Schöpping (geb. 1749, gest. in Mitau 1818). »Quod Dii dant fero. Francofurti ad Moenum, die 1. Octobr. 1768. Viro generosissimo Possessori, per triennium in Academia concivi, per triduum in itinere hospiti memoriae servandae gratia conscripsit Goethe«. — Die Akademie, auf der Goethe mit Schöpping zusammen studirte, ist natürlich Leipzig.

2. Aus dem Fächeralbum der Elisa von der Recke: »Zur Erinnerung des 13. Juli 1785. Goethe«. Aus Carlsbad, wo Goethe sich damals mit Frau v. Stein, Herders und anderen Weimaranern, die sich gleichfalls in dem Album verewigt haben, aufhielt.

Jeri und Bätely. Ein Singspiel von Goethe. In der ursprünglichen Gestalt zum ersten Mal herausgegeben. Leipzig. Verlag von Veit & Comp. XXXII und 47 SS. kl. 8°.

Herausgeber W. Arndt, das sehr zierlich ausgestattete Büchlein ist Fr. Zarncke zugeeignet. Das bisher ungedruckte Original befindet sich handschriftlich in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha, von der Hand eines Schreibers sehr sauber nach der Vorlage geschrieben, mit sehr wenigen Zusätzen Goethes. Die sorgfältige Einleitung Arndts enthält Mittheilungen über die Entstehung des Stücks, Aufführungen desselben, Composition, Erörterung der Frage, ob Weimarer Persönlichkeiten in denen des Singspiels geschildert werden sollten; Beschreibung der Handschrift, Vergleichung der Lieder mit dem in Weimar 1780 gedruckten Textbuch. — Eine Vergleichung beider Fassungen ergibt zunächst, dass in der ältern die Mutter Bätelys vorkommt, statt wie in der neuern der Vater (einzelnes für diesen passendes ist in der neuen hinzugefügt: Hempel IX. 146, Z. 5. 18 ff; andere Äusserungen 147, Z. 3, 17, passen eigentlich nur für die Mutter); sodann, dass statt der Prosastücke, die sich in der neuen von dem Monolog des Thomas bis zum Wiederauftreten der Bätely (Hempel S. 156—161) neben den Gedichten finden, in der ältern nur Lieder vorhanden sind. Dagegen hat auch die neuere Fassung eine poetische Bereicherung aufzuweisen: der ganze Schluss von dem Chor der Sennen bis zu den Endworten: Auf zum Altar (Hempel S. 164, 165) fehlt im Original; statt dessen hat dieses nur die etwas kühlen, abwechselnd von Jeri, Bätely, Mutter, Thomas und Allen gesungenen Verse: »Himmel der Liebe! Seelige Triebe! Ewig verbunden! Fröliche Stunden! Bleibendes Glück!« Noch eine andere freilich weniger wichtige Vermehrung ist in der neuen Ausgabe zu bemerken: Hempel S. 149. »Was ist das aber für ein Rock — buntes trägt«. Alle kleinen Varianten will ich hier nicht aufzählen; auch in ihnen ist übrigens die ältere Fassung zumeist vorzuziehen; man vgl. z. B. in der Rede des Thomas: »Am besten ist, ich thu' als wenn ich den Jeri nicht kennete und nichts von *ihr* wüsste«. (Neudruck S. 20); an deren Stelle die neuere Fassung die farblosen Worte: »und nichts von *ihm*

wüsste« (Hempel S. 152) setzt. Eigenthümlich ist der Ausdruck der alten: »In Preussen und im röm'schen Reich (Gehts auch nicht besser her«) (Neudruck S. 25), während der neue respectvoller heisst: »In Polen« u. s. w. (Hempel S. 155). — Jedenfalls ist der Neudruck sehr erwünscht und freudig zu begrüssen.

Catalogue de manuscrits de Pierre Camper et de lettres inédites écrites par lui ou lui adressées qui se trouvent dans la bibliothèque de la société Néerlandaise pour les progrès de la médecine à Amsterdam. Amsterdam Fréderik Muller et Co. 18 Seiten in 8°.

Goethe. (J. W.) Versuch aus der vergleichenden Knochenlehre, dass der Zwischenknochen der obern Kinnlade dem Menschen mit den übrigen Thieren gemein sey. Fol.

Texte Allemand et Latin et dix feuilles de dessins.

Ce manuscrit calligraphique fut envoyé à Camper par Goethe qui en avait fait faire les admirables dessins par Waitz.

Avec quelques annotations de Camper sur les dessins.

---

2. BRIEFE.

Goethes Briefe. Verzeichniss derselben unter Angabe von Quelle, Ort, Datum und Anfangsworten. Übersichtlich nach den Empfängern geordnet, mit einer kurzen Darstellung des Verhältnisses Goethes zu diesen und unter Mittheilung vieler bisher ungedruckter Briefe Goethes. Bearbeitet von Fr. Strehlke. Berlin. Verlag von Gustav Hempel (Bernstein und Frank).

Das Werk erscheint in Lieferungen, bis Ende 1881 sind veröffentlicht Lief. 1—4, S. 1—208. Voran geht eine Einleitung über die bisherige Veröffentlichung von Goethebriefen (Nachweis Döring'scher Fälschungen). Dann folgt Quellenverzeichniss. I. Gedruckte Briefe. A. Sammlungen, Briefe an mehrere Personen enthaltend (No. 1—33, mehrere mit a bis c bezeichnet, einzelne Nummern durch Striche unterschieden; welche Grundsätze bei der Anordnung gewaltet haben, ist unerfindlich). B. Briefe an einzelne Personen resp. Briefwechsel mit solchen in alphabetischer Reihenfolge (Bettina bis Zelter, 28 Nummern). C. Schriften anderweitigen Inhalts mit Briefen Goethes (69 Nummern, die Anordnung zuerst alphabetisch, theils nach dem Namen der Verfasser, theils nach dem der Behandelten, zuletzt willkürlich). D. Periodische Schriften und Journale (67 Nummern, meist alphabetisch geordnet; das G. J. I. II. ist als D 64 a. b. citirt). II. Ungedruckte Briefe. A. Archive

und Bibliotheken in Weimar, Leipzig und Berlin. B. Privatpersonen (die letztere 28 Namen enthaltende Aufzählung nach den Angaben in Diezels Verzeichniss). C. Cataloge. — S. 37 beginnt das Verzeichniss der Briefe. Ungedruckte Briefe sind mitgetheilt an Arnim 9. März 1806, Batsch 9. März 1792, 1. Juli 1795, Begas August 1827, Behrendt 14. Jan. 1808, Frau v. Berg 18. Juni 1826, v. Beroldingen 3. Mai 1811, Bertuch 11. März 1808, 8. April 1813, Frau Bethmann 14. März 1803, Biondi 28. Sept. 1807, Clemens Brentano 16. Jan. 1802, Graf Brühl 15. Okt. 1831, Dorothea v. Chasseport geb. v. Knabenau 19. Aug. 1808, 14. Okt. 1808, 13. Jan. 1829, 21. April 1830, Joh. Friedr. v. Cotta, Okt. od. Nov. 1808 (über Napoleon), 1814, 28. Dez. 1830, Coudray, Kl. W. 13. Juni 1821, 21. Juli 1821, 30. Sept. 1821, 12. Juni 1822, 15. Juni 1830, Cumberland, Herzogin v. 3. Jan. 1812, 16. Febr. 1827, Cuvier, Frl. v. Sept. 1826, P. J. David 8. März 1830. Von früher gedruckten werden wiederholt: das Briefchen an Frau v. Beaulieu-Marconnay 7. Dez. 1830, Nikolai Borchardt 1. Mai 1828, v. Buchholz 14. Febr. 1814, A. L. de Chézy 9. Okt. 1830, Deutsche Bundesversammlung 1825, Egloffstein, Karoline v. 7 Briefe 1811 bis 1830, Egloffstein, Julie v. 28. Jan. 1819. Ungedruckte Briefe werden notirt, aber nicht mitgetheilt: Becker, Heinr., Schauspieler 20. Apr. 1802, Bertuch (27 Briefe), Breitkopf, J. G. J. 18. Mai 1780, Breitkopf und Härtel 3. Juni 1802, Graf Brühl, Weimar Ende Jan. 1801, Büsching 1815 (?) und 1822, Carlyle 2. Juni 1831, Cotta, C. B. v. 18. Apr. 1830, Cotta, Joh. Friedr. v., eine sehr grosse Anzahl 1798—1831, Coudray, Cl. W. v., 15 Briefe von 1816—1831, Cramer, L. W. 8. Nov. 1822, Dalberg, K. Th. v. 1779, Dannecker 1800, Danz 10. Juni 1826, Diez, Heinrich Friedr. v. 20. Mai 1815, Döring, Heinrich Sept. od. Okt. 1827, Eckardt, Joh. Ludw. 1781.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Vierte Auflage. Erster Band mit einem Titelbild und einem Brieffacsimile. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 370 SS. Zweiter Band 467 SS. gr. 8°.

Das Facsimile des ersten Bandes ist das des ersten Briefes Schillers an Goethe (Jena 13. Juni 1794) der die Aufforderung zur Mitarbeiterschaft an den Horen begleitete, das des zweiten das der Antwort Goethes 24. Juni 1794, das Titelbild die Abbildung des Goethe- und Schillerdenkmals in Weimar. Der erste Band enthält 395 Briefnummern, und zwar die Briefe bis zum Ende d. J. 1797, sodann S. 353 bis Ende eine »Zusammen-

stellung der Abweichungen dieser Ausgabe von den früheren und Vergleichung derselben mit den Handschriften«. In dieser Vergleichung sind vor Allem die im Besitze der Cotta'schen Buchhandlung befindlichen Originale der Briefe Goethes und Schillers aufs Sorgfältigste benutzt, jeder aus diesen Handschriften gemachte Zusatz, jede auf Grund derselben gemachte Auslassung erwähnt, gar mancher Brief, der in den früheren Ausgaben eine besondere Nummer hatte, wird als Zusatz zu einem andern Briefe reclamirt; einzelne Absätze, die früher nur als Nachschrift galten, werden, nach Autorität der Handschriften, als neue Nummer eingeschoben. Die Zusammenstellung lässt sich blos auf Festsetzung der Texte ein, fügt aber keinerlei Erklärungen hinzu; ausserdem gibt sie die fehlenden Briefe an, deren Existenz sich aus Schillers Kalender oder aus Andeutungen in Goethes Briefen ergibt. —

Der zweite Band enthält die bekannte Vorrede Goethes an den König von Bayern, sodann die Briefnummern 396—999 (1798 bis 1805). In einem Anhange folgen die Briefe Goethes an Frau Charlotte Schiller, nur die bei Lebzeiten des Gatten 15 Nummern 1794 bis 1804, Brief des Herzogs Karl August an Schiller, 11. Sept. 1799 und Schillers Brief an Prof. Süvern 26. Juli 1800. S. 391—411: Zusammenstellung entsprechend der des ersten Bandes. S. 412—467 ausgezeichnet gearbeitete Register. 1. Goethe und zwar Biographisches, sodann einzelne Werke, Gedichte, Dramen, Epische Dichtungen, Erzählendes, Zur Kunst, Kunstgeschichtliches, Literarisches und Dramaturgisches, Naturwissenschaftliches, Projectirtes und Ungedrucktes, Urtheile. 2. Schiller Biographisches, Gedichte, Dramen, Zeitschriften, Abhandlungen und Werke. 3. Personenregister. 4. Sachregister, a. Werke, Aufsätze, Abhandlungen. b. Dramen, Gedichte. c. Zeitungen, Zeitschriften, Almanache. d. Verschiedenes. 5. Ortsregister. Dem Ganzen geht ein Vorwort von W. Vollmer voran (S. I—VIII), das über die Handschriften und die bei der Herausgabe befolgten Grundsätze genaue Rechenschaft gibt. Zum ersten Male erscheinen in dieser Ausgabe folgende Briefe: 160, 161, zwei Billete Goethes, Jena, Mai 1796, 254: Brief Schillers 11. Dez. 1796, längere Empfehlung seines Schwagers und Wunsch denselben in Weimar angestellt zu sehen. 538: Brief Schillers, Jena, 21. Nov. 1798, erbittet die Piccolomini um sie an Iffland zu schicken und will mit Goethe über die Theateranforderungen an das Stück übereinzukommen suchen. 539: Goethe 24. Nov. 1798 über das Familiengemälde der Kunstfreunde und Sammler. 666: Goethe, 2. Nov. 1799: Anwesenheit Burys. 680 Billet Goethes, Dez.

1799 Erkundigung nach dem Befinden von Schillers Frau. 748 Schiller, 22. Juli 1800: Erstaunen über die plötzliche Reise Goethes nach Jena und Wünsche für den Erfolg derselben. 826 Goethe, (Ende 1801) kleines Billet. Ebenso 874 16. Dez. 1802. Neu ist ferner die erste Hälfte von 301, Goethe, 22. April. 1797 über: Epos, Gesetz der Retardation, Odyssee, seinen neuen Plan; ferner ein sehr grosses Stück von Goethes Brief, Lauchstädt 5. Juli 1802, II. S. 318-320. Diese Seiten, von Vollmer selbst als der wichtigste Zuwachs bezeichnet, den die neue Ausgabe bietet, beginnen mit dem Satze: »Es geht mit allen Geschichten, wie mit der Ehe: man denkt wunder was man zu Stande gebracht habe, wenn man copulirt ist und nun geht der Teufel erst recht los. Das macht weil nichts in der Welt einzeln steht und irgend ein Wirksames nicht als ein Ende, sondern als ein Anfang betrachtet werden muss«. Sie enthalten sodann ausführliche Mittheilungen über die Lauchstädter Aufführungen, Titel der Stücke, Zahl der anwesenden Personen, Betrachtungen über die Schauspieler und Zuschauer, besonders die Studenten, zum Schluss eine längere Bemerkung über Heinrich Meyer. Der letztern geht folgende Betrachtung voran, die wichtig genug ist, um auch hier mitgetheilt zu werden: »Mein alter Wunsch in Absicht auf die poetischen Produktionen ist mir auch hier wieder lebhaft geworden: dass es Ihnen möglich sein könnte, gleich anfangs concentrirter zu arbeiten, damit Sie mehr Productionen und ich darf wohl sagen, theatralisch wirksamere lieferten. Das Epitomisiren eines poetischen Werks, das zuerst in eine grosse Weite und Breite angelegt war, bringt ein Schwanken zwischen Skizze und Ausführung hervor, das dem ganz befriedigenden Effect durchaus schädlich ist. Wir andern die wir wissen, woran wir sind, empfinden dabei eine gewisse Unbehaglichkeit und das Publikum kommt in eine Art von Schwanken, wodurch geringere Productionen in Avantage gesetzt werden. Lassen Sie das, was ich hier aus dem Stegreife sage, einen Text unserer künftigen Unterredung sein«. Durch diese neue auch äusserlich ansprechende Ausgabe hat sich Vollmer wiederum ein sehr bedeutendes Verdienst um die Goethe-Literatur erworben.

Goethes Brief an J. J. Hottinger (Helvetia, 2. Heft).

Brief vom 15. März 1799, aufgefunden im Archiv der ehem. helvetischen Republik, Wiederabdruck des bereits in der S. Hirzel'schen Publikation (Goethes Briefe an helvetische Freunde, 1867) mitgetheilten Briefs.

Lambel = H. Lambel: Goethe-Reliquien aus Böhmen. (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Redigirt von Dr. Ludwig Schlesinger. 19. Jahrg. 3. H. 1880/81. S. 161—183.)

Enthält I.: Zu Goethes naturwissenschaftlicher Correspondenz. II.: Zu Goethes Briefwechsel mit Zauper. Berichtigungen und Nachträge: 1. aus der Bibliothek des Stiftes Tepl bei Marienbad, bringt Briefe (s. Regesten) und Verzeichnisse von Mineralien (s. Regesten); 2. eine Collation der von Zauper (1840) mitgetheilten Briefe Goethes an ihn, sodann 4 Briefe Eckermanns und einen Riemers an Z. vom 15. März 1824, 25. Febr. 1826, 30. April 1832, 22. März 1837, 31. Dez. 1841, die letzten beiden mit Notizen über Eckermanns »Gespräche« und Riemers »Mittheilungen« und Andeutungen einer geplanten auch von Z. befürworteten Briefsammlung Goethes.

Burkhardt I. = C. A. H. Burkhardt: Kleine Goethiana (Grenzboten, No. 20, S. 287—289).

Burkhardt II. = Ungedruckte Goethiana zur Theatergeschichte. Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt. (Grenzboten No. 42, S. 105—111).

Die Mittheilung enthält 5 bisher nicht veröffentlichte Briefe und eine schon einmal bei J. F. Krieg, Bad Lauchstädt sonst und jetzt. Merseburg 1848 abgedruckte Eingabe an den Kurfürsten von Sachsen, Weimar 25. Juli 1797. Nur die ungedruckten sind im Folgenden berücksichtigt.

Weisstein = Goethe und das deutsche Alterthum. Zum 28. Aug. 1881 von Gotthilf Weisstein (»Die Tribüne« Feuilleton vom 28. Aug. 1881.)

Interesse für das deutsche Alterthum, durch Herder angeregt, auch später fortwirkend, neu angeregt durch H. F. H. v. d. Hagen. Theilt 2 Briefe an ihn mit 11. Sept. 1811, 28. April 1827.

Keil = Robert Keil: Erinnerungen an Goethe und Preller. (Die Gartenlaube No. 10, S. 166—168).

Beziehungen Goethes zu dem berühmten Maler Friedrich Preller (25. Apr. 1804—23. Apr. 1878), nach bekannten Quellen. zwei unbekannten Tagebuchsnotizen, s. unten und Erzählungen Prellers. Mittheilungen über Prellers Goethezeichnung (des lorbeergeschmückten Kopfs) und deren Copirung durch eine Berliner Dame.

Schulz = Verzeichniss einer kostbaren Sammlung von Autographen der berühmtesten Fürsten, Feldherrn, Staatsmänner sowie Dichter und Gelehrten aller Nationen des 15—19. Jahrhunderts. (Folgen die Namen.) Leipzig O. Aug. Schulz. 82 SS.

Die Sammlung enthält ein Stück eines Briefes von Frau Rath, s. unten, Stücke von Briefen Goethes an die Fürstin Galizin und den Kapellmeister Reichardt; angeführt sind Handschriften zweier Gedichtchen »Dem Dichter widm' ich mich« und »was euch die heilge Pressfreyheit«; ein Brief an Nees von Esenbeck vom 14. März 1828, in Goethes naturwissenschaftlicher Correspondenz hgg. von Bratranek, nicht abgedruckt, ein Billet, Weimar 1803 und ein Brief Christianens vom 5. Mai 1806. An Goethe ist ein Brief Schubarts, von dem ein Fragment veröffentlicht wird, ferner ein Brief Einsiedels 1807. Die mitgetheilten Fragmente sind, soweit bisher nicht bekannt, unten abgedruckt. Bei einem Briefe der Sophie La Roche heisst es: »schöner und interessanter Brief mit Erwähnung Goethes und Wielands«. (15. Jan. 1776.)

REGESTEN.

An Senator Textor. *Weimar 8. Aug. 1782.*

»Wohlgebohrner, Insonders Hochzuehrender Herr Oheim«. Bittet den Adressaten, bei dem Frankfurter Rath zu veranlassen, dass dem Schutzjuden Elias Löb Reiss, Weimarischen Hofagenten, der sich stets für die Angelegenheiten der Eisenachischen und Apoldaischen Kaufleute besondere Mühe gegeben habe, die Erlaubniss ertheilt werde, »Sonn- und Festtags ausser der Gasse zu gehen«. Er thue dies privatim im Auftrage des Herzogs »da Sie nicht gerne durch Ihre Intercession etwas gegen die Verfassung der Stadt verlangen und so sich entweder einer abschlägigen Antwort ausstellen oder einen ansehnlichen Magistrat etwas wiewohl ungerne zu gewähren in die Verlegenheit setzen wollen«. Empfiehlt sich »der Frau Grossmutter, der Frau Tante und allen werthen Angehörigen«.

Beiträge zur Goethe-Literatur, S. 17 fg. (vgl. unten S. 395.)

An Batsch. *Weimar 3. Febr. 1794.*

»Ew. Wohlgeb. habe in meinem letzten Schreiben ersucht mir Ihre bisherigen Vorarbeit zu der botanischen Anstalt und Ihre Gesinnungen schriftlich mitzutheilen«. Bittet die Mit-

theilungen bis zur mündlichen Besprechung in der nächsten Woche zu verschieben.
Burkhardt I., S. 288.

An die Regie und Theatercassenadministration in Rudolstadt. Weimar 14. Aug. 1794.

»Bei dem Aufenthalte der Gesellschaft in Rudolstadt«. Angabe der zu spielenden Stücke, Aufzählung der Preise für die einzelne Plätze und die Abonnements, Nennung der für das Geschäftliche thätigen Persönlichkeiten der Gesellschaft.
Burkhardt II., S. 105, 106.

An die kurf. sächs. Kammer z. Merseburg. Weimar 18. Jan. 1798.

»Bey Ihro Churfürstl. Durchlaucht zu Sachsen hat vor einiger Zeit die Oberdirection der hiesigen Hofschauspieler-Gesellschaft unterthänigst nachgesucht, dass ihr die Erbauung eines grössern und schicklichern Schauspielhauses . . zu veranstalten erlaubt . . werden möge«. Der Herzog von Weimar interessire sich gleichfalls für die Angelegenheit. Bitte, die Sache zur Entschliessung an die höchste Behörde zu befördern.
Burkhardt II., S. 107, 108.

An Frh. C. F. v. Gutschmid in Merseburg. Weimar 18. März 1799.

»Ew. Excellenz statte den verbindlichsten Dank ab für die gefällige Eröffnung der wegen der erneuten Schauspiel-Concession und des Schauspielhauses zu Lauchstädt eingegangenen Churfürstlichen gnädigsten Entschliessung« (v. 30. Nov.).
Burkhardt II., S. 108.

An Amtmann Rothe in Lauchstädt. Weimar 15. Sept. 1801.

»Der Chur-Fürstl. Sächs. Amtmann Herr Rothe«. Erklärung im Namen der Fürstl. Hof-Theater-Commission (Goethe, Luck, Kirms), dass nicht die Schauspielergesellschaft, sondern der Herzog das neue Theater baue, mit dem Baue aber erst zu beginnen gedenke, sobald die Bedingung, das neuzuerbauende an die folgende Gesellschaft veräussern zu dürfen, bewilligt worden sei.
Burkhardt II., S. 108, 109.

An den Churfürsten v. Sachsen. Weimar 27. Juni 1806.

»Einem bey bedeutenden Theatern unbestrittenen Herkommen gemäss«. Eingabe der »Herzogl. Sächss. zum Hoftheater allhier gnädigst Verordneten« (Goethe, Kirms), ent-

gegen dem, in Folge des Protestes des Pächters Äckerlein erlassenen Rescripts, der Conditor Richter dürfe keine Erfrischungen im Theater zu Lauchstädt feilhalten, nun doch »den Vertrieb von Getränken und Erfrischungen mittelst ausdrücklicher höchster Concession insoweit nachzulassen, dass unser mit dem Conditor Richter zu Lauchstädt über diesen Debit bereits bestehender Pachtcontract fernerhin gehalten werden kann«. Fernere Bitte, das Privilegium der Schauspielergesellschaft vom J. 1811 an auf anderweite 12 Jahre zu prolongiren. Begründung der Bitte durch Hinweis auf die gute moralische Führung der Schauspieler, ihre trefflichen Leistungen und die stete Möglichkeit eines guten Ensembles, da die Mitglieder auf Lebenszeit und mit Pensionszusicherung engagirt seien.

Burkhardt II., S. 109—111.

An Wolzogen. *Weimar 13. Okt. 1808.*

»E. Excellenz erhalten hierbey einen kleinen Aufsatz wegen Morgen«. (Der Aufsatz, die Festlichkeiten für Napoleon betreffend, ist bisher nicht bekannt). Anfrage, ob ein Dach an der Thüre, wo Kaiser und Könige aussteigen, anzubringen sei; Ziegesar könnte die Austheilung der Billete übernehmen.

Burkhardt I., S. 289.

An F. v. d. Hagen. *Weimar 11. Sept. 1811.*

»E. Hochwohlgeboren lassen mir Gerechtigkeit widerfahren, wenn Sie überzeugt sind«, dass er Theilnahme für seine Bemühungen habe. billigt die Hagensche Behandlungsweise, »wodurch Sie uns diese Gedichte näher bringen« . . »um so mehr als das Rohe und Ungeschlachte, was sich an ihnen findet, zwar den Charakter iener Zeit angemessen, auch bey der historischen Würdigung wohl nothwendig zu beachten, keineswegs aber zur wahren Schätzung nöthig und dem Genuss durchaus hinderlich ist«.

Weisstein, Spalte 5, 6.

An Clemens Eckl. *Marienbad 22. Juli 1822.*

»Ew. Hochw. ermangle nicht« übersendet die Sammlung der Marienbader Gesteine, grüsst den Prälaten und dankt demselben »für soviel gegönntes Wohlwollen«.

Lambel S. 166.

An Clemens Eckl. *Marienbad 10. Juli 1823.*

»E. W. gebe mir die Ehre, Beykommendes« Tafel, »die die sprunghaften Abänderungen des Tepler Barometers gegen andere recht auffallend zu Tage gibt«, erbittet den Barometerstand des Stifts Tepl für den laufenden Monat, grüsst den Prälaten.

Lambel S. 166.

An die Ges. des vaterl. Museums in Böhmen.
Marienbad 16. Aug. 1823.

»Des Hn. Präsidenten Grafen Caspar Sternberg« Anregung Steine zu sammeln, welche von der Marienbader Quelle angegriffen sind, ist befolgt worden, sendet eine solche Sammlung, ferner eine andere »die Folge vom Wolfsberg bey Czerlochin, in welcher man erst das originaire Gebirg, in seiner natürlichen unveränderten Gestalt, ferner dasselbe durch Feuer verwandelt, vom kenntlichen bis zum unkenntlichen Zustand geordnet hat«, verspricht eine Abhandlung darüber und dankt der Gesellschaft für ihr Wohlwollen.

Lambel. S. 167.

An die hohe deutsche Bundesversammlung. *Weimar Jan. 1825.*

»Die von so erhabener Stelle dem grossen Ganzen gewidmete Übersicht schliesst eine wohlwollende Betrachtung einzelner Angelegenheiten nicht aus«. Schon 1815 sei der Plan einer Gesammtausgabe der Werke gefasst worden; bei einer solchen müsse auch der Vortheil des Autors berücksichtigt werden. Früher wären kaiserliche Schutzbriefe zur Sicherung derartiger Vortheile ausgegeben worden; »sollte nun aber gegenwärtig der erhabene Bundestag, der Verein aller deutschen Souveränitäten nicht dergleichen als Gesammtheit auszuüben geneigt sein, was die Einzelnen vorher anzuordnen und festzusetzen berechtigt waren und noch sind und wäre nicht durch einen solchen Akt das entschiedenste Gewicht auf deutsche Literatur und Geistesbildung kräftigst zu bethätigen?« Bekennt, von vielen Herrschern Beweise des Wohlwollens erlangt zu haben und bittet um ein kostenfrei zu ertheilendes Privilegium für die neue Ausgabe der Werke und Schutz gegen Nachdruck in allen deutschen Bundesstaaten.

Karl Fischer: Die Nation und der Bundestag. Leipzig 1880, S. 523—525; das. S. 96, 97. Mittheilung aus den Akten, betr. die Beschlussfassung über dies Gesuch (24. März 1825) und Gewährung desselben.

An F. v. d. Hagen. *Weimar 28. April 1827.*

»E. Hochwolg. Wunsch, den Jenaischen Codex der Minnesänger«, ermahnt dringend zur Rücksendung dieses nach Berlin geliehenen Schatzes. »Für die Mittheilung von Tausend und Einen Tag 1. Band bekenne mich schönstens dankbar. Schon mit den späteren Theilen der von Ihnen herausgegebenen Tausend und Eine Nacht fand sich ein merklicher Unterschied des Sinnes und Tons angenehm zu beobachten. Diese neuesten Mährchen haben abermals etwas Anderes, wie es der Zeitgeschmack und das Bedürfniss der Hörer scheint verlangt zu haben«.

Weisstein, Spalte 7, 8.

»Verzeichniss der um Marienbad vorkommenden Gebirgs- und Gangarten«. Datirt Marienbad 20. Juli 1822.

Enthält 84 Nummern, manche a, b bis e (Aufzählung der Gesteine), mit ganz kurzen Nach- und Vorbemerkungen in vier verschiedenen Abtheilungen: zum Schlusse eine Entschuldigung wegen der flüchtigen und vielleicht ungenauen Arbeit.

Lambel S. 168—172.

»Verzeichnisse mehrerer an verschiedenen Seiten des Egerischen Bezirks und sonst aufgefundenen und in ihrem Zusammenhang beobachteten Gebirgsarten und Mineralien, wovon eine Sammlung für das Museum des Stifts Tepel eingepackt und versendet worden«.

Vom 22. Aug. 1822, und zwar Verzeichniss der am Kammerberg bei Eger vorkommenden Mineralien (a bis o), der bei Pograd vorkommenden Steinarten (a bis k), der bei Rossenreith (1 bis 16), Gegend von Radnitz und Wischkowitz im Pilsener Kreis (A bis H), Redwitz im Königreich Baiern (I bis N), verschiedene Folgen: Schlada, Delitz, Waldsassen (1 bis 19).

Lambel S. 172—175.

Gebirgs-Arten des Wolfsberges.

Datirt: Marienbad 6. Aug. 1823, nach Nummern geordnet (1 bis 24), mit kurzer Nachschrift.

Lambel S. 175, 176.

Vulkanische Producte bey den Dörfern Boden und Altalbenreuth im Fraischlande.

Datirt: Eger den 7. Sept. 1823, 8 Nummern.

Lambel S. 176, 177.

Durch das Gas des Marien-Brunnens angegriffenes Grund-Gebirg.

Ohne Datum, 20 Nummern.

Lambel S. 177, 178.

Aus Goethes Tagebuch.

1. April 1831. Maler Kaiser, die Unterstützung Serenissimi notificirend. Ich sagte ihm gute Wahrheiten. Das junge Volk hört aber nicht mehr. Zum Hören gehört freilich auch eine besondere Bildung. Nachher der junge Martersteig, ein frohes entschiedenes Talent. Würde der in einer rechten Werkstatt zum Nothwendigen und Rechten gedrungen, so könnte irgend was daraus werden.

17. Mai 1831. Der junge Maler Preller zeigte sich, kranken Ansehens, durch den widerwärtigen Schnurrbart noch unglücklicher aussehend. Leider deutet mir so fratzenhaftes Äussere auf eine innere Verworrenheit. Wer sich in einer solchen unnützen Maskerade gefällt und sich zu den hergebrachten Formen nicht bequemen kann, der hat sonst was Schiefes im Kopfe; den Baiern mags verziehen sein, da ists eine Art von Hofuniform.

Keil S. 167.

Frau Rath an Grossmann. *Fft. a. M. 21. May 1791.*

»Werthgeschätzter Herr Gevatter! Mit unserm Nationahl Theater hat es in so weit seine Richtigkeit, dass der Magistrath seine Einwilligung dazu gegeben hat — nun muss das Colegium der Herrn 51ger noch mit einstimen, Woran wir den auch nicht Zweiflen — Das ist aber auch alles was ich von der Sache weiss Dass mann schon an Ihnen gedacht haben sollte ist möglich aber als Director — das ist ein bissgen unwahrscheinlich. Nehmen Sie Sich in acht, dass Sie das gewisse nicht verliehren, und nach dem ungewissen greifen — So lange die Unternehmer nicht selbst an Ihnen schreiben; so ist alles andre geschwätz Wischi Waschi. Zudem kan ich mir nicht vorstellen dass Ihr jetziger Aufenthalt Ihnen nicht mehr behagte -- Wo Sie so viel Glück zürück lassen müssten dass Sie hir schwerlich finden würden — denn die Zeit hat viel viel verändert — das können Sie mir auf mein Wort glauben!!« etc.

Schulz S. 44. 45.



B. NEUE AUSGABEN.

Goethes sämmtliche Werke. Neu durchgesehene und ergänzte Ausgabe in sechsunddreissig Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Erster Band. Inhalt: Gedichte erster Theil. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Gebrüder Kröner Verlagshandlung. 304 SS. 8°.

Der erste Band dieser neuen Cotta'schen Ausgabe bildet den Anfang der Cotta'schen Bibliothek der Weltliteratur, welche in 110 auch einzeln à 1 Mark käuflichen, schön gedruckten, gut ausgestatteten und gebundenen Bänden Gesammtausgaben von Goethe, Schiller, Lessing, Chamisso, Körner, Kleist, Platen und Lenau bringen soll. Der Inhalt des vorliegenden Bandes entspricht ungefähr dem der früher 40bändigen Ausgabe; jedem Gedicht ist das Jahr der Entstehung beigefügt. Die Einleitung Goedekes (S. 9—16) gibt eine kurze historische Übersicht der Gedichte, die auf 4 Bände vertheilt werden soll. Voran steht ein Holzschnitt (mit Namensfacsimile) nach dem im Besitze der J. G. Cotta'schen Buchhandlung befindlichen Ölgemälde von Oswald May a. d. J. 1779. —

Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Herausgegeben von Herman Grimm. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). XXXII und 542 SS. 8°.

Voran geht eine kurze Vorrede des Herausgebers; dann folgt dessen Aufsatz über Bettina (G. J. I., S. 1—16); dann die Vorreden der Bettina selbst. Die Briefe Goethes und der Bettina sind unverändert nach der von Bettina selbst besorgten zweiten Ausgabe (1837) abgedruckt. Anmerkungen, Erläuterungen oder Register sind dem Buche nicht beigegeben; auch die in jüngster Zeit oft aufgeworfenen kritischen Fragen nicht berührt. Der erste Theil der Briefe geht bis 1808, der zweite bis 1824; der dritte Theil führt den besondern Titel: »Tagebuch zu Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal«. Diese letzteren Worte beziehen sich auf das von Bettina beabsichtigte, von ihr auch entworfene Goethedenkmal; ein nach der Originalzeichnung verfertigter Stahlstich ist dem Buche vorangeschickt.

Goethes Werke in stenograph. Correspondenzschrift nach Gabelsberger von K. Faulmann. I. — III. Wien. Bermann & Altmann.

Inhalt: 1. Ausgewählte Gedichte. 2. Götz von Berlichingen. 3. Egmont.

Goethes Gedichte. Herausgegeben von Moriz Ehrlich. Mit Zeichnungen von Paul Thumann und Alex. Zick, in Holz geschnitten von A. Brend'amour, R. Bong, G. Treibmann u. A. Neue Ausgabe, der Reihe nach sechste Auflage. Berlin. G. Grote'sche Verlagshandlung 1881. XVI und 573 SS. kl. 8°.

Diese neue, prächtig ausgestattete und gebundene Ausgabe unterscheidet sich von den früheren theils durch die Illustrationen, theils durch die neuen Zuthaten des Herausgebers. Die blattgrossen Zeichnungen Thumanns z. B. zu dem Mailied: »Zwischen Weizen und Korn«, Römische Elegien XIV, Der Besuch, Der Wanderer, Legende vom Hufeisen sind sehr schön; weniger gelungen erscheinen die Bilder zu Epiphanias und Die Braut von Corinth. Der Herausgeber hat eine sehr schöne Einleitung über das Wesen der Goethe'schen Lyrik seiner Ausgabe vorangestellt und die einzelnen Gedichte mit Anmerkungen begleitet. Diese Anmerkungen sind hier der Raumersparniss wegen gekürzt; unverkürzt werden sie in einer spätern nicht illustrirten Ausgabe erscheinen. Über das Wesen seiner Anmerkungen spricht sich der Herausgeber selbst so aus: »Es war dem Erläuterer vornehmlich darum zu thun, die anschauliche Situation, welche einem jedem Gedichte zu Grunde liegt, überall da, wo sie nicht unverkennbar ausgedrückt ist, aus dem Gedichte selbst darzulegen, oder wenn dies nicht zureicht, aus dem Leben des Dichters selbst herzuleiten, indem er die »Gelegenheit« nachweist, welcher das Gedicht seinen Ursprung verdankt. Literarische und historische Anmerkungen, welche zu diesem Zwecke unvermeidlich waren, sind desshalb nur insoweit herbeigezogen worden, als sie zur Aufklärung der Situation beitragen, ohne das Wissen und den Verstand zum Schaden der poetischen Empfindung in den Vordergrund zu schieben«. Die Anordnung der Gedichte ist die der 40bändigen Ausgabe von 1840, die seitdem neuaufgefundenen sind nicht berücksichtigt. Die Politika sind ausgelassen und in die zahmen Xenien verwiesen worden. »Der Text ist nach den besten Quellen sorgsam verglichen und die Auswahl der Lesarten, wo äussere sichere Beweismittel nicht vorlagen, mit Hülfe des innern Sinnes getroffen«.

Goethes Gedichte. In neuer Rechtschreibung. Billigste Ausgabe in eleganter Ausstattung. Elberfeld. Eduard Lolls Nachfolger Verlagsbuchhandlung. XI und 490 SS. 8°.

Bildet den 6. Band des »Museum. Sammlung literarischer Meisterwerke«. Umfang und Anordnung streng nach den neueren Cotta'schen Ausgaben, nur sind die Noten über »die Harzreise im Winter« und »die Geheimnisse« ausgelassen. Die Ausstattung ist für den sehr billigen Preis (1 M. 20) vortrefflich.

Goethes Reineke Fuchs nach dem ersten Druck vom Jahre 1794 mit Proben der älteren Thierepen herausgegeben und erläutert von Alexander Bieling. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung 1882. 226 SS. 8°.

Die Einleitung S. 1—16 gibt Mittheilungen über die zahlreichen früheren dichterischen Behandlungen des Reinekestoffes; S. 16—21 über die Goethe'sche Übersetzung, die als die beste der vorhandenen erklärt wird. — S. 22—26 erklären die Thiernamen. S. 27—156: Abdruck des Textes, getreu nach dem ersten Druck, »auch die Orthographie ist, abgesehen von offenbaren Fehlern des Textes, gewahrt und selbst die Interpunktion soviel als möglich beibehalten worden«. S. 157—158: Abweichende Lesarten: Verbesserungen des ersten Drucks und Unterschied von der Ausgabe von 1830. S. 159—206 Erläuterungen meist historischer Art, mit einzelnen Hinweisungen auf Eigenthümlichkeiten der Goethe'schen Übersetzung, Abhängigkeit von Gottsched und Verhältniss zu späteren Bearbeitungen. S. 207 — Schluss: Proben aus den älteren Thierepen.

* Goethes Faust. Zweiter Theil. Tragödie in fünf Akten. Nach der Bearbeitung von Dr. Wollheim, für die Königl. Sächs. Hofbühne eingerichtet von Oberregisseur A. Marcks. Musik von H. H. Pierson. Dresden. F. Pierson. 1880. 82 SS. in 8°.

Da die Wollheim'sche Bearbeitung alt und bekannt ist und die Musik (von derselben ist ein Clavierauszug mit Text und eine Reihe Einzeldrucke der 39 verschiedenen Compositionen gleichfalls im Druck erschienen, Mainz, B. Schott Söhne) meinem Urtheile sich entzieht, so gehe ich im Einzelnen nicht darauf ein. Erwähnung verdient aber die That-

*) Das * vor einem in der Bibliographie angeführten Werke bedeutet, dass es schon vor 1881 erschienen ist.

sache, dass die Aufführung beider Theile des Faust an der Dresdener Hofbühne auch in diesem Jahre mit grossem Glück und unter grosser Theilnahme häufig vorkommt. Die Aufführung des 1. Theils, der ich am 18. Apr. 1881 beizuwohnen Gelegenheit hatte, ist eine in Bezug auf Decorationen, liebevolle Pflege des Einzelnen mustergültige. Trotz der 22 Verwandlungen (die Walpurgisnacht ist ausgelassen, sonst ist keine Scene gestrichen und auch aus den Monologen und Gesprächen sehr wenig getilgt) wirkt das Stück niemals als Ausstattungsstück, sondern behält die dem Gegenstand angemessene Würde.

Faust. Tragödie von Johann Wolfgang Goethe. Zweiter Theil. Für die Darstellung eingerichtet, mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von Robert Buchholz. Musik von Joseph Sucher. Hamburg. Druck von Gustav Diedrich & Comp. XVI und 111 SS.

Vgl. oben Chronik S. 368. Die Einleitung gibt den Inhalt von Faust, 1. Theil, die Anmerkungen erklären meist historische und mythologische Anspielungen. — Die Akte sind in Auftritte getheilt, 1: 19, 2: 13, 3: 8, 4: 9, 5: 20. Ariel mit den Elfen und Faust (2 Auftritte) gehen dem Ganzen als Vorspiel voran.

C. ÜBERSETZUNGEN.

*Antonio Zardo: Liriche tedesche recate in versi italiani. Padova. Angelo Draghi editore. 1880. 307 SS. kl. 8°.

Ziemlich vollständige Sammlung der Lyriker des 18. und 19. Jahrhunderts, beginnend mit Ewald von Kleist, schliessend mit Rud. Gottschall und Rob. Hamerling; jedem Dichter ist eine kurze Biographie gewidmet. S. 31—64: Goethe. Die kurze Biographie wimmelt von Fehlern: Goethe habe die junge Weimarische Herzogin in Frankfurt kennen gelernt und von ihr die Einladung erhalten, nach Weimar zu kommen, er habe 1792 »al campo nella Champagne« (!) die Freundschaft mit Schiller geschlossen, er habe in Italien einige seiner vorzüglichsten Werke geschrieben. Unter seinen Schriften werden z. B. Götz, natürliche Tochter, Wahlverwandtschaften u. a. ausgelassen. Übersetzt sind folgende Gedichte: Mailied »Wie herrlich leuchtet mir die Natur« (Canto di maggio), Amor als Landschaftsmaler (Amore paesista), Das Veilchen (La Violetta), Mit einem gemalten Band (Col dono di un nastro dipinto), Der Wanderer (Il viandante), Meeresstille (Bonaccia), Am Flusse (Sul fiume), An die Entfernte (All'

amica lontana), Selbstbetrug (Illusione), Adler und Taube (L' aquila e la colomba), Nähe des Geliebten (Vicinanza dell' amata), Trost in Thränen (Conforto nelle lagrime), Meerfahrt (Viaggio di mare). Anordnung und Auswahl mögen Bedenken erregen; die Übersetzung selbst ist meist höchst stimmungsvoll und poetisch.

Goethe: Mon journal traduit par un Strassbourgois. Nancy. Berger Levrault et Cie.

Übersetzung des »Tagebuch«. Der Zusatz »von einem Strassburger« bezeichnet vielleicht eine kleine antideutsche Demonstration.

Goethe. Werther-Traduction nouvelle et notice biographique et littéraire de Louis Énault. Huitième édition. Paris librairie Hachette et Cie. 79 boulevard Saint Germain. 224 pp. in 8°.

Bildet einen Theil der »Bibliothèque des meilleurs romans étrangers à 1 Fr. 25 Cent. le vol.«, die sonst nichts Goethe'sches, wenig Deutsches, meist englische und italienische Romane enthält. S. 1—47 enthält die Einleitung. Sie gibt eine Darstellung von Goethes Verhältniss zu Kestner und Lotte; Jerusalems Tod; Übersendung des Werther und Entschuldigungsschreiben (viele Briefe des Goethe-Kestner'schen Briefwechsels sind wörtlich übersetzt); Eindruck, Einfluss Werthers auf die damalige Literatur. (Vertheidigung, betr. die sogenannte Empfehlung des Selbstmords.) Die neuere deutsche Wertherliteratur ist nicht benutzt. Die Übersetzung ist, wie schon die 8. Aufl. beweist, ältern Datums; in der Einleitung wird Kestners Buch une publication recente genannt.

*Goethe. Werther. Hermann et Dorothée. Traductions de Sevelingues et de Bitaubé soigneusement revues et complétées par Ernest Grégoire avec une préface de St. Beuve. Paris, Garnier frères. XXXV und 315 SS.

Ohne Jahreszahl, aber 1880, neue, wie es scheint, unveränderte Ausgabe einer ältern Übersetzung. St. Beuves Einleitung handelt nur über Werther und Goethe in der Wertherzeit, meist nach den Kestner'schen, auch ins Französische übersetzten Briefen. Die Übersetzung von H. u. D. ist in Prosa; der Übersetzer hat keinerlei Bemerkung hinzugefügt; nur am Schluss von Werther, bei der Erwähnung von Emilia Galotti heisst es: Célèbre tragédie de Lessing.

*Goethes Hermann and Dorothea translated by Ellen Frothingham. Boston. Roberts Brothers 1879. IV u. 165 SS.

Diese Übersetzung verdient als eine der wenigen in Amerika erscheinenden Goethe-Arbeiten auch nachträgliche ehrenvolle Erwähnung, die ihr auch wegen ihrer sehr schönen Ausstattung, wegen des im Allgemeinen trefflichen Verständnisses und wegen des eigenthümlichen Versuchs, die Verse des Originals in englischen Hexametern wiederzugeben, gebührt. Die Aufschriften der einzelnen Gesänge, sofern sie nicht durch blose Nummern bezeichnet werden, also 1, 3, 4, 5, 6, 9, sind so wiedergegeben: Fate and sympathy; the citizen; mother and son; the citizen of the world; the age; prospect. Die Illustrationen, die manchmal in auffallender Weise an Rambergs Zeichnungen (G. J. II., 490) erinnern: Zug der Auswanderer; Wirth und Wirthin vor dem Hause; Hermann und die Familie des Nachbars, auch Vater und Mutter sind zugegen, ein Bild von allerliebster Erfindung; Hermann und die Mutter unter dem Baum; Hermann und Dorothea am Quell, das letztere geziert und wenig gefällig, sind trefflich ausgeführte Holzschnitte.

Alliance des maisons d'éducations chrétiennes. Goethe. Hermann et Dorothée texte allemand publié avec une introduction, des sommaires et des notes littéraires par M. l'Abbé Gasnier, professeur à l'institution Saint-Louis, à Saumur. Paris, librairie Poussielgue frères. Rue Cassette 15. 144 SS. 8°.

Die kurze Einleitung handelt über die Entstehung des Gedichts. Dem Epos selbst geht die Widmung voran. Jeder Gesang ist in Paragraphen eingetheilt, die je eine Überschrift und besonderes Inhaltsverzeichniss haben. Die Anmerkungen sind meist für Schüler zum Übersetzen bestimmt und erklären sprachliche Schwierigkeiten, sachliche Eigenthümlichkeiten, z. Theil nach Düntzer, ästhetische Bemerkungen nach der Schrift W's. von Humboldt. Manchmal Hinweisungen auf zeitgenössische Schriftsteller, z. B. Wieland, Schiller, Lessing; manchmal kleine seltsame Missverständnisse; im Ganzen aber verständiges und liebevolles Eingehn in den Stoff.

Faust tragedie af Goethe. Oversat af P. Hansen, Kjobenhaven Gyldendalske Boghandels Forlag (F. Hegel & Son). 277 pagg. und 6 unpag. SS. 8°.

Die letzten 6 Seiten geben einige Anmerkungen. Das Buch ist prachtvoll ausgestattet, mit schönen Kopfleisten und Initialen; über die Übersetzung selbst habe ich kein Urtheil.

Goethe. Faust. Traduction de Georges Gross. Paris, Délarue libraire éditeur, 3 rue des Grands Augustins. III und 231 SS. kl. 8°.

Die kurze Vorrede ist nur dazu bestimmt, den Mangel einer Einleitung zu rechtfertigen. Die Übersetzung ist durchaus in Prosa, auch die gereimten Gedichte, obwol diese in Verse abgetheilt sind. Die Übersetzung gibt vollständig den ersten Theil, die beiden Prologe, Walpurgisnacht und Oberons und Titanias goldne Hochzeit. Zu den beiden letzteren wenige Anmerkungen, die indessen mehr auf das Erklärungsbedürftige hinweisen als wirklich erklären; S. 207, A. 1 wird Mieding fälschlich Theaterdirektor in Wien genannt.

Goethe. Faust. Première partie texte allemand publié avec un avant-propos et des notes en Français par A. Büchner, professeur de littérature étrangère à la faculté des lettres de Caen. Paris, librairie Hachette et Cie. 79 boulevard St. Germain, XII und 198 SS. in 16°.

Die Einleitung gibt eine kurze Übersicht der Faustsage, der dramatischen Bearbeitung derselben durch Goethe u. A. und eine Andeutung der Aufführungen des Goethe'schen Dramas. Die Einrichtung ist derart, dass den einzelnen Scenen orientirende Vorbemerkungen in französischer Sprache vorangeschickt und den seltsamen oder schwierigen Worten, Wendungen etc. erklärende Darlegungen, Übersetzungen einzelner Worte oder ganzer Sätze beigegeben werden. Die Anmerkungen dienen ferner zum Hinweise auf dramatische Eigenthümlichkeiten oder zur Erklärung historischer Schwierigkeiten. Diese Beigaben, höchst klar, verständig, eingehend, legen Zeugniss von gründlichster Beherrschung der beiden Sprachen ab. Manche Etymologieen, wie S. 69, A. 2 u. A. sind freilich von etwas fragwürdigem Werthe. Der Text ist gut gedruckt. Da der Text für die Jugend bestimmt ist, so sind einzelne Worte oder ganze Scenen ausgelassen, z. B.: Was Henker, freilich Händ' und Füsse (V. 1466—1469), Besonders lernt die Weiber führen (V. 1669—1682), wodurch denn freilich die folgenden Worte des Schülers nicht recht verständlich werden; Schwing Dich auf Frau Nachtigall (1746—1802), Du nennst mich Herr Baron, so ist die Sache gut (2155—2162), Ist über vierzehn Jahre alt (2210—2301) u. s. w. (namentlich auch in der Unterredung zwischen Mephistopheles und Martha). Von ganzen Scenen oder grösseren Stellen ist ausgelassen: Vorspiel auf dem Theater (statt dessen Analyse des Inhalts); Am Brunnen; die Unterredung

zwischen Valentin und Grethchen (V. 3365—3418); Walpurgisnacht; Oberons und Titanias goldene Hochzeit. Den Schluss bildet eine kurze Inhaltsangabe des zweiten Theils. — Das eben besprochene Bändchen gehört einer Sammlung Classiques allemands an, welche von Goethe noch folgende Schriften aufweist: Hermann et Dorothée, Iphigénie en Tauride, Le Tasse, Campagne de France, Morceaux choisis; ferner: Schiller et Goethe, Extraits de leur correspondance. Sämmtliche Schriften sind von B. Levy herausgegeben.

Goethe. Faust. Première partie traduction de Jacques Porchat revue par A. Büchner, professeur de littérature étrangère à la faculté des lettres de Caen. Paris. librairie Hachette et Cie. 159 SS. 16°.

Die Übersetzung, ursprünglich ältern Datums, soll in ihrer neuen Gestalt als Ergänzung zu der von demselben Herausgeber veranstalteten Ausgabe des deutschen Textes dienen. Die Einleitungen, Inhaltsverzeichnisse, Auslassungen sind daher dieselben wie in der deutschen Ausgabe, nur die dort nothwendigen Anmerkungen sind hier weggelassen; neue Anmerkungen sind sehr wenige hinzugefügt; bei der Übersetzung des Flohliedes heisst es zur Begründung der Änderung: Qui avait un beau fils de puce: Une petite circonlocution était nécessaire pour conserver aux personnages le genre masculin. Die Übersetzung ist durchweg in Prosa. Die Porchat'sche Übersetzung, von der hier nur ein kleiner Theil in revidirter Ausgabe geboten wird, ist in 10 Bänden erschienen, welche die Gedichte, Dramen, Wilhelm Meister, biographische und Reiseschriften enthalten.

Le Faust de Goethe, traduction nouvelle en vers français par Augustin Daniel. Paris. Plon. 354 pp. in 8°.

Gewissenhafte Arbeit, mit Benutzung neuer deutscher Forschungen und Ausgaben: v. Loeper, Schröer, aber ohne Poesie, platte Umschreibung der Goethe'schen Verse. Die 5 Verse des Schülers: »Ich bitt euch, nehmt euch meiner an« bis: »möchte gern was rechts hier aussen lernen« sind z. B. folgendermassen umschrieben:

Dirigez mes travaux! Comme une faveur grande,
J'ose vous supplier d'accueillir ma demande.
Jamais plus franche ardeur chez nul ne présagea
Un succès plus certain; j'ai quelque argent en poche
Et la sève bouillonne en mon coeur de vingt ans;
Ma mère à mes désirs mit obstacle longtemps,

Et je dus essuyer d'elle plus d'un reproche
Avant que d'arracher l'autorisation
De venir faire ici de solides études.

(Vgl. A. Chuquet in der Revue critique, No. 46, 14. Nov. 1881, p. 374 fg.)

A. de Riedmatten. La tragédie du docteur Faust de Goethe en vers français. Paris, Paul Ollendorf éditeur, 28 bis rue de Richelieu. 174 SS. in 8°.

Faust, erster Theil. Alles in Versen, selbst die Scene: Trüber Tag, Feld. Sonderliche Genauigkeit und hervorragendes Verständniss lässt sich wol nicht nachrühmen. Statt: »Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde! Lange verirrt und nun gefangen«! heisst es: Honte et malheur sur moi! Elle m'a bien aimée errer pendant dix mois misérable affamée, statt »Das holde unselige Geschöpf«: Elle, innocente enfante, aimante et douce femme; statt: »steh und trutze mir durch deine unerträgliche Gegenwart«: voilà mon compagnon, c'était ce scélérat. — S. 167—172 Observation, Bemerkungen über Gedankengang, Entstehung (nach Schröer), Aufführung des Faust, nebst erklärenden Anmerkungen zu einzelnen Stellen, besonders der Walpurgisnacht.

*Faust: a Tragedy by Goethe. Translated into English. Verse with Notes and Preliminary Remarks, by John Stuart Blackie, Professor of Greek in the University of Edinburgh. Second Edition. Carefully revised and largely rewritten. London, Macmillan and Co. 1880. LXXVII und 296 SS. (Vorn eine Vignette am Titelblatt, Faust und Mephistopheles Schach spielend darstellend.)

Dem Beispiele Taylors folgend, hat der Übersetzer an den Anfang des Werkes eine deutsche Zueignung an Goethe gesetzt, eine Umarbeitung eines vor mehr als vierzig Jahren erschienenen Jugendwerkes. — Eine längere Einleitung handelt über die Faustidee, mehr vom theologischen als vom philosophischen Standpunkt. Den zweiten Theil, von welchem er eine kurze Übersicht gibt, nennt er »in seiner jetzigen Gestalt und mit den Ansprüchen, die er nothwendigerweise erhebt, ein glänzendes Versehen, ein herrliches Misslingen«. Die Übersetzung selbst zeigt manchmal grosse Kraft, aber ermangelt des eigentlich dichterischen Gefühls. Sie steht den früheren Übersetzungen nach, sowol der von Taylor, als namentlich der vortrefflichen von Brooks, die bereits ihre zwölfte Auflage in Amerika erhalten hat.

Die folgenden 4 Faustübersetzungen, 1 französische und 3 englische, sind aus Catalogen mitgetheilt, in denen sie als neu erschienen erwähnt waren, es bleibe dahingestellt, ob dieselben jetzt gearbeitet oder nur wiedergedruckt sind; auch ihr bloser Neudruck würde die grosse Theilnahme des Auslandes an diesem Werke beweisen.

Faust traduit par Ger. de Nerval. Paris Garnier frères.

Faust: The German text with english notes by Leiss. London Longmans.

Faust: Translated by Bird. London Longmans.

Faust: Translated by Martin with illustrations by Kreling. London Bruckmann.

Egmont. Tragedia di Volfango Goethe. Traduzione di Augusto Foa in: Rivista europea, rivista internazionale. vol. XXV. p. 265—273, 379—388, 527—549, 691—715.

Die Übersetzung in Prosa erscheint durchaus verständig und sinngetreu; Clärchens (Clarina) Lied ist poetisch und stimmungsvoll wiedergegeben.

Die in Leipzig von Dr. J. Pervanoglu erscheinende griechische illustrirte Zeitschrift »Hesperos« beginnt in der No. vom 2. Mai mit der Veröffentlichung einer griechischen Übersetzung der »Iphigenie auf Tauris« aus der Feder des griechischen Gesandten in Berlin, Alexander Rhangabé. Die Dichtung ist im Versmasse des Originals übersetzt.

Geschichte der Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literaturen der übrigen europäischen Kulturvölker der Neuzeit. Von Dr. F. H. Otto Weddigen. Leipzig, Verlag von Otto Wigand. 1882. VIII und 183 SS. kl. 8°.

Würdigungen und Übersetzungen Goethes durch Walter Scott S. 16 fg. mit Probe, Coleridge, Woodsworth S. 23 fg. Byron. Carlyle, Bowring, Blackie; unter den Amerikanern werden Longfellow, Ossali, Hosmer, Bayard Taylor genannt. Niederländische Faustübersetzungen S. 53, Probe aus einer vlämischen S. 56. Goethes Einfluss auf Dänemark (S. 66—74) ganz nach der Brandes'schen Abhandlung G. J. II., 1. Kurze Andeutungen werden über Schweden gegeben; ausführliche über Frankreich (Frau von Staël S. 84 ff. Faustübersetzungen S. 97) Italien (Manzoni, Maffei, Zardo S. 121, Spanien, Portugal) ausführlich über Vasconcellos S. 135 f. — Oberflächlich werden zum Schluss die slavischen Literaturen, die Ungarns und Neugriechenlands betrachtet.

Der Verf. bekennt selbst ohne irgendwie zureichendes Quellenmaterial gearbeitet zu haben; Goethes Werke sind einmal nach der Teschener Ausgabe citirt.

D. EINZELSCHRIFTEN UND ERLÄUTERUNGEN.

1. ALLGEMEINES.

Goethe et ses deux chefs-d'oeuvre classiques par Paul Stapfer, professeur à la faculté des lettres de Grenoble. Paris. G. Fischbacher éditeur.

Die zwei Meisterwerke sind Iphigenie auf Tauris und Hermann und Dorothea. — Das Buch zerfällt in 4 ungleiche Abschnitte, die, wie es scheint in wenig veränderter Form, schon früher in Zeitschriften veröffentlicht waren. Über den ersten: Goethe und Lessing vgl. G. J. II., 517, den zweiten: Goethe und Schiller unten S. 420, den dritten: Iphigenie G. J. II., 517; der vierte, fast gleichzeitig mit dem Buche in der bibliothèque universelle et revue suisse veröffentlichte behandelt Hermann und Dorothea. Er füllt mehr als die Hälfte des ganzen Werkes, zerfällt in 4 Abschnitte: La poésie du sujet, l'art et la composition, la vérité des caractères, la beauté des formes. In die ästhetische Betrachtung ist die (prosaische) Übersetzung vieler Stellen verwebt. Der Verfasser fasst sein Urtheil über die beiden Meisterwerke in den Satz zusammen: »De tous les grands ouvrages de la poésie moderne ce sont peut-être les plus purs et par l'inspiration morale et par l'exécution«.

Wold. v. Biedermann: Anzeigen aus der Goethe-Literatur. (Archiv für Literaturgeschichte XI., S. 147—166).

Besprechung des G. J. Bd. II., ferner der Schriften von Schreyer, Herbst, Creizenach, Niemeyer, Rollet. —

*Goethes Dichtungen auf sittlichen Gehalt geprüft. Von Dr. Paul Haffner. Frankfurt a. M. A. Foesser 1880. 32 SS. 8°.

Bildet das 1. Heft des 2. Bandes der (katholischen) »Frankfurter zeitgemässen Broschüren«. Die Untersuchung in 9 Abschnitten, von denen je einer den lyrischen, epischen, dramatischen Dichtungen gewidmet ist, — einer der ersten ist überschrieben: »Die sittliche Idee als oberstes Gesetz der Dichtung« — kommt zu dem Resultat, dass »dem verworrenen Charakter der religiösen und sittlichen Ideen entsprechend«,

die Wirkung, welche Goethes Dichtungen und die der übrigen »sogenannten Classiker« auf Geistes- und Gemüthsbildung ausüben, »nur eine sehr zweifelhafte« sein kann. — Die grosse Flüchtigkeit des Verfs., um von seiner Urtheilslosigkeit nicht zu sprechen, geht z. B. daraus hervor, dass er behauptet (S. 9 A. 1), das kürzlich oft gedruckte »Tagebuch« sei ein Abdruck der »Briefe aus der Schweiz«.

Goethestudien von Dr. Wilhelm Fielitz. Abhandlung zu dem Programm des Wittenberger Gymnasiums Ostern 1881. Druck von Adolf Löbcke in Wittenberg. 15 SS. 4°.

Enthält 3 Untersuchungen: 1. Aus Goethes Wertherzeit vgl. G. J. II., 489. In dem Brief an Joh. Fahlmer (März 1773, auf: Einen Morgengruss) sei vielleicht: schicke »Warton« (ein englisches Werk über Selbstmord) statt: schicke Worte zu lesen. 2. Zum Reisetagebuch (1775): die »holde Blume«, die G. neben Lili erwähnt, sei Herzogin Louise. 3. Goethe'sche Verse in Schillers Prolog zu Wallensteins Lager; (neue Bearbeitung der von dem Verf. schon im Arch. f. Litgesch. IV., 475 ausgesprochenen Vermuthung): Vers 13—27, z. Th. auf Schröders Gastspiel bezüglich, vgl. auch G. J. II., 229, seien von G. eingeschoben. Eine andere G.'sche Redaktion des Prologs, von der er an Schiller Nr. 528 spricht, sei bisher unbekannt.

Beiträge zur Goethe-Literatur. Separatabdruck aus den Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. VI. p. 225 ff. Frankfurt a. M. Druck von Kumpf und Reis. 24 SS. lex. 8°.

1. Grotefend: Zur Geschichte der Familie Goethe, bereits früher gedruckt in Frankfurter Nachrichten, vgl. G. J. II. 516, 2. Zu Goethes Reineke Fuchs, vgl. unten S. 410, 3. Ein Brief Goethes zu Gunsten eines Frankfurter Israeliten, mitgetheilt von Elias Ullmann, vgl. oben S. 378, 4. W. Stricker: Zu Goethes Leben und Werken, schon gedruckt: Im neuen Reich, vgl. G. J. II. 516.

R. Sprenger: Zum Sprachgebrauch Goethes.
(Höpfner und Zacher: Zeitschrift für deutsche Philologie XII. 3 S. 348).

Gebrauch eines »es« vor dem Praedikat (ein Beispiel: Iphigenie III. 2 hatte schon Jaenicke in ders. Zeitschr. V. 84 nachgewiesen) in Götter, Helden und Wieland »Wenn ihr Hercules seid, so seid ihrs nicht gemeint«.

Daniel Sanders: Spracheigenthümlichkeiten bei Lessing.
(Auf der Höhe, Internationale Revue. Hgg. von Sacher-

Masoch. Leipzig. Gessner und Schramm. 1 Bd. 1 H. S. 101—107).

Weist darauf hin, dass in dem Gedicht des Diwan: »Zwiespalt. Wenn links an Baches Rand«, das einen ganz ähnlichen Gedanken behandle, wie eine Stelle in Claudine: »Der verdient die Liebe nur, der um der Ehre willen — Im heissen Augenblicke von der Liebe entschlossen — hoffend sich entfernen kann« u. s. w. die 4. Strophe »Fort wächst der Flötenton« dem Inhalt der 3. »Nun flötets immer voll« ganz ähnlich sei und vom Dichter an Stelle der 3., deren Fassung ihm nicht genügt habe, gesetzt werden sollte. (Sanders hat übersehen, dass von seiner schon 1856 geäusserten Vermuthung Loeper, Hempel V. S. 18 Notiz nimmt, sie aber zurückweist; es haben daher keineswegs alle Erklärer diese Thatsache unerwähnt gelassen.)

M. Koch: Eine Betrachtung zum 28. August. (Im neuen Reich No. 35, S. 305—313).

Anknüpfend an Rollets Buch über Göthebildnisse und Betrachtungen über Goethes physische und geistige Natur, gibt der Verf. einen Mahnruf zur ernsten Goethefeier, der gründlichen und immer erneuten Lektüre seiner Werke und Briefe.

Dem Koch'schen Artikel und der Weisstein'schen Arbeit oben S. 378 sind, als Festschriften zum 28. August, noch anzureihen ein stimmungsvoller Artikel von J. Proelss: Unser Goethe (Frankf. Zeitg.) und das für einen wohlthätigen Zweck bestimmte »Frideriken-Lied von Herman Rollet. Dem Goethe-Kreise in Baden bei Wien zu des Dichters 132. Geburtstags-Feier gewidmet«. (4 SS. in 8°). Baden bei Wien. Verlag des Verfassers.

2. DRAMEN.

Dramaturgie der Classiker von Heinrich Bulthaupt: Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. Oldenburg 1882, Schulzesche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei. C. Berndt und A. Schwarz. XIII und 386 SS. gr. 8°.

Über Goethe handelt S. 65—183; behandelt sind: Götz von Berlichingen, Clavigo, Stella, die Geschwister, Egmont, Iphigenie auf Tauris, Torquato Tasso, Faust. Betrachtung der einzelnen Charactere der Dichtung mit beständiger Rücksichtnahme auf die Erfordernisse der Bühne. Aufweisung von Widersprüchen z. B. in Betreff des Alters des Götz; Vertheidigung des Clavigo in ästhetischer und technischer Beziehung; Ver-

urtheilung des Egmont und ausführliche Vertheidigung der Schiller'schen Bearbeitung. Besonders schön ist der Gegensatz und der Zusammenhang von dichterischen und dramatischen Schönheiten und Forderungen bei Iphigenie und Tasso entwickelt. Der Abschnitt über Faust verdammt die Aufführung des 2. Theils; S. 163 fg. Rücksichtnahme auf die G. J. II. mitgetheilte Eckermann'sche Scene. Das Buch ist reich an Anregungen, fordert aber zu mancherlei Widersprüchen heraus.

Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung, herausgegeben von K. J. Schröer. Zweiter Theil. Heilbronn. Gebr. Henninger. CI und 442 SS.

Über den ersten Theil vgl. G. J. II. 502 fg. Das Vorwort enthält Bemerkungen über Goethes Sprache, Schreibung; ferner Nachträge zum ersten Theil. Die Einleitung enthält die Abhandlungen: Entstehung des zweiten Theils (Plan zur Fortsetzung vielleicht schon 1775, Einwirkung des Hans Sachs, Grundgedanke des Faust, Faust der Held des unbesieglichen Idealismus), sowie (von S. XXXV an) eine sehr ausführliche Analyse des Inhalts der einzelnen Akte und Scenen. Schon bei dieser Analyse mannigfache Erklärungen z. B. »der Mütter« aus einer Stelle des Plutarch; bei der classischen Walpurgisnacht Hinweis auf den Aufsatz: Über die bildende Nachahmung des Schönen. In dem Zwischenspiel Helena soll gezeigt werden, »dass sowohl in der Form des classischen Alterthums, wie in der der Romantik jenes Aufregende, Tüchtige, das Menschengeschick Bezwingende zur Erscheinung kommen kann und soll, indem dies nicht in der Form zu suchen ist, sondern nur in der Gesundheit und Thatkraft der künstlerischen Individualität, womit denn der Ausgleich zwischen beiden Richtungen gefunden ist«. Text und Anmerkungen S. 1—398. Der Text ist dreifach gezählt, 1. Fortlaufende Zahl mit Zuzählung der einleitenden Gedichte und des ersten Theils (4613—12,110, Loeper'sche Zählung); 2. Zählung des Herausgebers (7498 Verse, also 1 Vers mehr als die Loeper'sche); 3. spezielle Zählung der Verse eines jeden Aktes. Auf die Anmerkungen, die Gedankliches, Sachliches, Sprachliches mit gleicher Ausführlichkeit erklären, sehr viele Belegstellen aus alten Autoren und mannigfache Zeugnisse aus Goethes Briefen und Gesprächen enthalten, kann hier im Einzelnen nicht eingegangen werden. Die critische Betrachtung der massenhaften Einzelheiten liegt der Bibliographie fern. — S. 399—419 Register; die Abkürzungen citirter Büchertitel sind ins Register aufgenommen und erklärt.

S. 420—427: Lesarten, bemerkte Druckfehler und textcritische Zusätze zum ersten Band. S. 428—441 desgleichen zum 2. Band. Bei dem letztern mannigfache Hinweise auf Handschriften und Abdruck der betreffenden Stellen.

G. von Loeper: Recension des Schröer'schen Commentars. (Zeitschrift f. d. Alterthum, S. 452—457.)

Theilt S. 455 aus Goethes Tagebüchern folgende für die Thätigkeit des Dichters überhaupt, besonders für die Arbeit am Faust wichtige Notizen mit: 1797: 4. und 5. Juni: Die Braut von Korinth und Oberons und Titanias goldene Hochzeit; dichtet am 24. Juni die Zueignung von Faust, schreibt in den 20er Tagen des Juni den Prolog zu Faust. 1798: setzt vom 10—21. April den Faust fort. 1799: nimmt im September den Faust wieder vor. 1800: arbeitet im April am Faust, schreibt im Sommer daran, dichtet im September den Anfang der Helena. 1801: im Februar, März und April arbeitet er am Faust. 1806: schliesst vom 21. März bis zum 25. April den ersten Theil des Faust ab. —

Altes und Neues von Friedr. Theod. Vischer. Zweites Heft. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co. VIII und 280 SS.

Das Vorwort gibt kurze Bemerkungen über Marbachs und Schröers Faustcommentare (G. J. II. 501—503); S. 1—135: Zur Vertheidigung meiner Schrift: Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts, zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste (— S. 75) bereits gedruckt war (vgl. G. J. II. 501), deren zweite, noch ungedruckt, Beurtheilungen, theilweise sehr heftige Polemiken gegen Julian Schmidt: Goethes Faust, ein Versuch (Preuss. Jahrb. 1877, April), Karl Biedermann: Zur Entwickelungsgeschichte der Goethe'schen Faustdichtung (Nord und Süd 1877, November) und W. Gwinner (G. J. I. 435) enthält. Da in diesen Aufsätzen nun nichts Neues erörtert, sondern längst Vorgetragenes nur vertheidigt und mit manchen persönlichen Bemerkungen verbrämt wird, so mag diese kurze hinweisende Notiz genügen.

G. Wendt: Zu Goethes Faust.
(Literarische Beilage der Karlsruher Zeitung No. 15).

Besprechung von Schröers Ausgabe des ersten Theils und O. Devrients Bearbeitung der ganzen Dichtung als Mysterium in zwei Tagewerken.

Faust, s. Taylor unten S. 415 fg.

Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert und vertheidigt von Hermann Schreyer, Dr. phil., Professor zu

Pforta. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. XII und 422 S. kl. 8°.

1. Theil S. 1—375 Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert. 2. Theil S. 375—422: Goethes Faust als einheitliche Dichtung vertheidigt. Der erste Theil ist im Wesentlichen ein Faustcommentar, der nach dem Prolog im Himmel die 21 Scenen des ersten Theils, sodann die 5 Akte des zweiten Theils, zum Schluss Zueignung und Vorspiel auf dem Theater sehr eingehend, häufig mit Betonung der Einheitlichkeit der Dichtung bespricht; der zweite Theil enthält drei Abschnitte: Kuno Fischer, Goethes Faust, Wilhelm Scherer, aus Goethes Frühzeit, Scherer und Schröer über Magarethe und Gretchen und versucht namentlich die Behauptung Fischers, dass sich zwischen beiden Theile unlösbare Widersprüche finden, zu entkräften.

L. Friedlaender: Zu Goethes Faust.
(Deutsche Rundschau, 7. Jahrgang, 4. Heft, S. 151).

Das in dem Chor und Echo: Waldung, sie schwankt heran, Felsen, sie lasten dran u. s. w. (Faust, 2. Theil, letzte Scene: Bergschluchten, Wald, Fels), geschilderte Lokal sei dem im Campo Santo von Pisa befindlichen die Einsiedler in der Thebaide darstellenden Wandgemälde entnommen, das Lasinio (Campo Santo di Pisa tav. XII) dem Pietro Laurati zuschreibt. Lasinios Werke, 1822 erschienen, können Goethe wol bekannt gewesen sein.

Daniel Jacoby: Zu Goethe.
(Arch. f. Litgesch. X. Band.4 Heft, S. 483—487.)

1. Die Reimordnung in Gretchens Klagegebet (G. J. I., 187 ff.), auch in mehreren Stellen von »Jery und Bätely« und einmal in »Scherz, List und Rache«. 2. Ähnlichkeit zwischen dem Anfang von Jery und Bätely und Egmont. 3. Zu Faust. Vers 3230: »Und segnet mich und that so gross! Und bin nun selbst der Sünde bloss« anklingend an eine Stelle im »ewigen Juden«; das. auch die Verse: »Es waren die den Vater auch gekannt. Wo sind sie denn? ach! man hat sie verbrannt« anklingend an die faustischen »Die wenigen, die was davon erkannt, Hat man von je gekreuzigt und verbrannt«.

Goethes Faust nach seinem religiösen Gehalte. Von M. Rieger. Heidelberg. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. (Sammlung von Vorträgen hgg. von W. Frommel und F. Pfaff VI., 2.) 68 SS. 8°.

Nur der erste Plan, der in seiner allmählichen Entstehung, seiner Anlehnung an das Volksbuch und seiner Entfernung

von demselben genau verfolgt wird, sei der christlichen Anschauung verwandt; die Ausführung dagegen »steht in einem harten Gegensatz zum Christenthum« . . . »Wer Ernst aus dem Christenthum machen will, kann seine Religion nicht in diesem grossen Werke finden, und wer sie darin finden kann, unterliegt einer Täuschung oder er geht nicht den Weg des Christenthums«.

Julius Rupp sen.: Goethes Faust und das Christenthum. (Reformblätter aus dem Kreise der ostdeutschen freien religiösen Gemeinden, Nr. 1. 2. S. 3—10, 13—24.)

1. Verhältniss der Faustsage zum Christenthum: gewisser Zusammenhang zwischen der Bildung der Sage und der Entstehung der Reformation; 2. Beziehungen zwischen der Goetheschen Faustdichtung und dem Christenthum: die drei zu verschiedenen Zeiten gedruckten Stücke 1790, 1808, 1830 sind zu unterscheiden: bei dem ersten ist der christliche Gedanke der Selbstbestimmung erkennbar, obwohl Freiheitsgefühle und naturalistische Anschauung in einander schillern, bei dem zweiten tritt ein entschiedener Gegensatz zu christlichen Grundanschauungen hervor, in dem dritten der Glauben an die vergebende Liebe und der Gedanke, das Räthsel des Diesseits mit Hilfe des Jenseits zu erklären; 3. Die Faustdichtung und der Charakter des Dichters.

Faust und das christliche Volksbewusstsein von Max Bergedorf. Dresden. R. von Grumbkow, Hof-Verlagsbuchhandlung. 66 SS. 8°.

Der Verf. geht den Prolog im Himmel, der Tragödie ersten und zweiten Theil (den letztern nach seinen 5 Akten) durch und fügt eine Schlussbetrachtung hinzu. Die Tendenz der ganzen Arbeit ergibt sich aus den Schlussworten: »Die Bildung und die Cultur stehen in dieser Faustdichtung in formaler Beziehung auf der höchsten Stufe und sind doch gleichzeitig total ruinirt, weil sie des Geistes der Wahrheit und des Lebens des Christenthums entbehren. Wir haben nun die Wahl zwischen der sogenannten Manneswürde eines Faust und zwischen der Gotteshoheit unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi«. Um von der kräftigen Ausdrucksweise des Verfs. einen Begriff zu geben, führe ich zwei Äusserungen an (S. 22): »Faust geht aus dieser Tragödie hervor als ein Verführer, ein Mörder, ein Feigling, ein Schurke« und (S. 63): »Wenn an Faust durchaus ein Genie entdeckt werden soll, so ist es nur das Genie der Frechheit und Unverschämt-

heit«. (Über diese Schrift ein eifervoller Artikel u. d. T.: Der Pustkuchen des christlichen Volksbewusstseins von Franz Koppel Ellfeld, 8 Feuilletonspalten gross in der »Tribüne« vom 1. Oct. 1881. Lohnt es sich wirklich, Absurditäten wie Bergedorfs Schrift mit solchem Aufwand von Entrüstung zu bekämpfen?)

Ch. Grant: The two Faust. (Contempor. Review Juli)

Die Bühnengeschichte des Goethe'schen Faust. Von Wilhelm Creizenach. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. Rütten und Loening. IV und 59 SS. gr. 8°.

1. Geschichte der Goethe'schen Faust-Dichtung (u. A. gegen die Scherer'sche Vermuthung eines Prosa-Faust), 2. Versuche zur Aufführung des ersten Theils bei Goethes Lebzeiten: Radziwills in Berlin 1819, in Breslau 29. März 1820 (1825 und 1828 willkürliche Bearbeitung und Travestirung in London und Paris), 1829: Braunschweig (Klingemann), Hannover, Dresden (Tiecks Prolog und Einrichtung), Leipzig, Weimar (La Roche und Holteis Berichte), Frankfurt a. M., Magdeburg, 1830: München, 1831: Hamburg, 1832: Stuttgart, Königsberg, Wien. — Von den nach des Dichters Tod veranstalteten Berlin 1838 zu erwähnen. 3. Aufführungen des 2. Theils: Eckermann, Gutzkow, Wollheim da Fonseca, Otto Devrient.

Goethes Faust als Bühnenwerk.
(Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung, No. 14 bis 17, 17. 20. 24. 27. Febr. S. 81—89, 93, 94, 97—100.)

Kurze Geschichte der Aufführungen des 1. Theils, Erwähnung einzelner Künstler, Fortsetzung seitens Anderer (Schöne), Versuche zur Aufführung beider Theile (Gutzkow, Wollheim, Devrient, Marcks); dramatische Bearbeitung der Faustsage durch Andere vor Goethe; Versuch eines Nachweises, dass der 2. Theil kein gutes Stück, kein echtes Schauspiel sei, dass derselbe ohne Musik und ohne Dekorationspracht aufgeführt unwirksam bleiben müsse. —

* Julius Mosen: Über Goethes Faust. Eine dramaturgische Abhandlung (in: J. Mosens sämmtliche Werke. 6. Band. Leipzig 1880. S. 1—46).

Wiederabdruck einer schön 1845 geschriebenen und gedruckten Arbeit. Inhaltsangabe des ersten Theils des Faust mit Fingerzeigen für die Aufführung. Eine solche Aufführung ist, wie S. 332 mitgetheilt wird, von Mosen in Oldenburg

veranstaltet, eine Bühnengestaltung des 2. Theils jedoch nicht beabsichtigt worden. Das. S. 319 ein früher nicht in die Werke aufgenommenes übrigens sehr unbedeutendes Gedichtchen: Für das Friederiken-Album aus dem J. 1866.

La Roche und die erste Faust-Aufführung in Weimar.
(Europa No. 50 Sp. 1983—1988.)

Bloser Abdruck der von Schröer in der Einleitung zu seinem Faust-Commentar (vgl. oben S. 397) gegebenen Mittheilungen.

Im Reiche des Ideals. Drei Vorträge: I. Unsere Cultur-Bestrebungen und unsere Ideale; II. Gedanken über historische Kunst; III. Altes und Neues zu Faust II. Leipzig. Commissions-Verlag der Rossberg'schen Buchhandlung. 56 SS in 8°.

Die Abhandlung über Faust S. 45—56; wo der ungenannte und mir unbekannte Verfasser den ersten seiner Faust-Aufsätze veröffentlicht hat, weiss ich nicht. Der vorliegende bietet mehr Altes als Neues; besonderer Nachdruck wird auf das Ideale der Dichtung gelegt.

Heinrich Düntzer: Der Fidele in Goethes »Walpurgisnachtstraum« noch einmal.
(Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd. XIII, Heft 3, S. 354—367.)

Vgl. G. J. I, 435, II, 439 ff. Ausführliche Widerlegung der an letztgenannter Stelle abgedruckten Ausführungen v. Loepers, mit Hinweis auf frühern deutschen und Goethe'schen Sprachgebrauch; Vertheidigung der früher ausgesprochenen Ansicht Düntzers: fideler bedeute an dieser Stelle: lustig.

* Saggi di storia e letteratura di Alfredo Reumont. Volume unico. Firenze. G. Barbèra. 1880. 482 p. kl. 8°.

p. 378—395: Il monte di Venere in Italia. Vorlesung in einer Florentiner Gesellschaft 25. Mai 1871 gehalten. Zu beachten, weil G., vielleicht durch eine Notiz in der Biographie Cellinis veranlasst, dem Faust (2. Theil, 4. Akt) die Erzählung in den Mund legt, er sei von »dem Nekromant von Norcia, dem Sabiner«, dem Kaiser, dessen Dazwischenkunft ihn vormals vom Scheiterhaufen gerettet habe, zu Hilfe geschickt worden. Mittheilungen über das Hexenland von Norcia. (Vgl. H. Hüffer, Allgemeine Zeitung, 29. März, No. 88 B.)

Herman Grimm: Die Entstehung des Volksbuches vom Dr. Faust.
(Preuss. Jahrbücher, Bd. 47, Heft 5, S. 445—465.)

1. Dr. Georg Faust. Zusammenstellung der historischen Zeugnisse für die Persönlichkeit des im Faustbuch später unter anderm Namen behandelten Faust. 2. Der Faustus des Augustinus. Der Bekehrungsversuch (im Faustbuch) des »alten Mannes«, Faust noch in letzter Stunde zur Umkehr zu bewegen, entlehnt der Erzählung Augustins (in seinen Selbstbekenntnissen) von dem Greis, der ihn von dem Umgang mit den Manichäern loszureissen versucht. 3. Faustus in Paris. Faustus Andrelinus das Urbild für die von Gast erzählte Anekdote von dem Kochen fremder Vögel in Basel, Züge aus F. A's. Correspondenz mit Erasmus, namentlich die Neigung zu Liebessachen, in dem Faustbuch benutzt. 4. Der Dr. Johannes Faust des Volksbuches. Versuch, aus dem Faustbuch eine 5actige Handlung zusammenzustellen. »Hat diese Comödie existirt und dem Verfasser des Faustbuches vorgelegen oder hat dieser zuerst ein Drama schreiben wollen und ist dann zu der breiteren Form eines Romans übergegangen«? 5. Goethes Faust. »Der Manichäer liefert die philosophisch-theologische Grundlage, der gelehrte Landstreicher Faust das Abenteuerliche, der Pariser Professor Faust das Erotische, Goethe selbst gibt den Gedankeninhalt des eignen Jahrhunderts hinzu«. Den Faustus Andrelinus hatte Goethe schwerlich gekannt; den Augustinus lernte er 1778 durch Herders Schrift: »Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele«, 1781 durch Herders Theologische Briefe kennen, in denen von Augustinus als Autobiographen die Rede ist.

Moritz Carrière: Zur Faust-Literatur.
(Augsb. Allg. Zeitg. 25. Juni 1881.)

Besprechung von Grimms ebenerwähnter Arbeit und Riegers Vortrag (oben S. 399).

* Julius Bode: Die Faustsage.
(Neues lausitzisches Magazin, hgg. von Professor Dr. Schönwälder. 56. Band, 2. Heft. Görlitz. F. Remer, 1880. S. 216—242.)

Entstehung der Sage; Zaubergeschichten aus dem Alterthum und Mittelalter; Parallele von Klingsor und Faust; Vermuthung, dass das Buch »Lucifers mit seiner Gesellschaft val«, Bamberg 1493. den Übergang zur modernen Faustsage

vermittle; Luthers und Manlius Berichte; Erzählung des ältesten Faustbuchs.

Adalbert Jeitteles: Das Volkslied von Faust.
(Germania, hgg. von K. Bartsch. Bd. 26, S. 352—356.)

Das Lied in 168 Versen, österreichischer Herkunft, nach einem von dem Herausgeber in Graz gefundenen fliegenden Blatt, als Ergänzung zu der im »Wunderhorn« mitgetheilten Fassung.

Das Volksschauspiel Doctor Johann Faust. Herausgegeben mit geschichtlichen Nachrichten über den Träger der Faustsage und mit einer Bühnengeschichte des Faust von Karl Engel. Zweite umgearbeitete und vielfach ergänzte Auflage. Mit Fausts Porträt nach Rembrandt. Oldenburg, 1882. Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei. IV, 250 SS. in 8°.

1. Geschichtliche Nachrichten über den Träger der Faustsage: ausführliche Wiedergabe der Stellen des 16. Jahrhunderts. 2. Bühnengeschichte des Faust, a. Volksschauspiel: die erste 1626 englisch, seit 1669 gibt es ein deutsches; Mittheilung vielfacher Theaterzettel aus dem 17. und 18. Jahrhundert und Berichte über Darstellungen in Volks- und Marionettentheatern der z. Th. nach Goethes Faust bearbeiteten Opern, Ballette, Parodieen bis in die allerneueste Zeit. S. 145—196: Bühnengeschichte des Goethe'schen Faust; auch hier werden mit Vorliebe Theaterzettel der jüngsten Aufführungen (des 1. und 2. Theils) aus den letzten Jahren mitgetheilt. Ein Nachtrag, von S. 197 an gibt einen Abdruck des Volksschauspiels »Doctor Johann Faust« »in einer Fassung, die sich in verschiedenen Zügen von bereits früher im Druck erschienenen Bearbeitungen für Puppentheater sehr vortheilhaft unterscheidet«. Die »Faustbibliothek«, welche der ersten Ausgabe des »Volksschauspiels« beigegeben war, soll demnächst in selbstständiger ergänzter Ausgabe erscheinen.

Heinrich Düntzer: Die Aufführung des »Doctor Faust« von der Schuchischen Gesellschaft zu Berlin im Jahre 1754. Nicht 1753, wie seit Danzel überall angegeben ist.
(Archiv für Literaturgeschichte XI, 173. 174.)

Adalbert Rudolf: Meister Hephästus-Lucifer.
(Archiv für neuere Sprachen, 65, S. 369—382.)

Neue Untersuchungen über den Zusammenhang von Theophilus — Faust, Hephästophilos — Mephistopheles und

den Übergang dieser Sagen und Namen aus der griechischen Cultur und anderen alten fremdländischen in die mittelalterliche und deutsche.

*Fausts Leben von Georg Rudolf Widmann. Herausgegeben von Adelbert von Keller, Tübingen. Gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins 1880 [(Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart Bd. 146) 737 SS.

Abdruck des Widmann'schen Faustbuchs nach der Ausgabe: »Jetzo aufs neue übersehen, und so wol mit neuen Erinnerungen als nachdenklichen Fragen und Geschichten, der heutigen bösen Welt, zur Warnung vermehret durch Ch. Nicolaum Pfitzerum med. doct. nebst vorangefügtem Bericht Conradi Wolff. Platzii, weiland der heiligen Schrifft Doctorens von der greulichen Zauberey-Sünde; und einem Anhange von den Lapponischen Wahrsager-Pauken, wie auch sonst etlichen zaubrischen Geschichten. Nürnberg 1674«. Buchstäblich treuer Abdruck; auch die alten Register sind nicht vergessen. S. 725—728 bibliographische Notizen über Faustliteratur und einzelne Anmerkungen des Herausgebers z. B. über Goethes Benutzung des Buches mit der Schlussbemerkung »Andere Stellen in Goethes Faust, welche wörtlich an unser Buch anklingen, zu berühren, behalte ich mir für andere Gelegenheit vor«. S. 729—737 ein von dem Herausgeber zusammengestelltes Register.

Fausts Leben von Maler Müller (Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 3.) Heilbronn. Gebrüder Henninger XXVI und 116 SS. kl. 8°.

Die Einleitung handelt über die verschiedenen vollendeten und geplanten Faustbearbeitungen Müllers. Der Text ist ein wortgetreuer Abdruck der ersten Ausgabe von Fausts Leben dramatisirt, Mannheim 1778 und von: Situation aus Fausts Leben, Mannheim 1776.

Mephistopheles. Oper von Arrigo Boito. Ausgabe Ricordi. Berlin. Bote u. Bock 50 SS. kl. 8°.

Die italienische Oper, Anf. 1881 zuerst in Hamburg, dann in Weimar und auf verschiedenen anderen Bühnen aufgeführt, ist ein musikalisch bedeutsames, durch ernste Gesinnung erhebendes Werk. Der Inhalt ist aus beiden Theilen des Faust zusammengestellt und zwar so, dass nach dem Vorspiel im Himmel, drei Akte dem 1. Theil gewidmet sind, 1. Akt: Ostersonntag-Spaziergang; Studirzimmer: Vertrag des

Faust mit Mephistopheles: 2. Akt: Gartenscene, Walpurgisnacht; 3. Akt: Kerker; der 4. Akt: die classische Walpurgisnacht, d. h. hauptsächlich die Scenen zwischen Faust und Helena enthält. In einem Epilog wird Fausts Tod dargestellt, in seinem unveränderten Studirzimmer, in welchem er, durch Erscheinungen seliger Geister und Sirenen, letztere durch Mephisto heraufbeschworen, in Verzückung gerathen, ausruft: »Wie schön bist Du, verweile«. Der Text ist theilweise dem Goethe'schen entnommen; in der für Deutschland bestimmten Bearbeitung findet sich eine grosse Anzahl Goethe'scher Stellen wörtlich. Die von C. Niese herrührende Übersetzung des italienischen Textes zeigt kein dichterisches Talent, die Verse: Weisheit soll sie dort regieren — Den Herrscher Milde zieren, — Bald lebt auf meiner Erde — Behaglich Mensch und Heerde — sind noch nicht die schlimmsten. Lächerlich wirkt die Verwandlung des dem Faust auf dem Spaziergang erscheinenden Pudels in einen grauen Bruder, von dem Wagner sagt: »Er ist ein Sammler und pflegt seines Amtes« und Faust in der Beschwörungsscene: »Das also war des Bruders Kern? Ein fahrender Scholast«, u. s. w. So wenig man im Allgemeinen der opernhaften Bearbeitung hochernster Stoffe geneigt sein mag, so wird man doch bei einem Vergleich der Boito'schen und Gounod'schen Bearbeitung dem Italiener eine ungleich grössere Würde, bessern Geschmack und bei weitem ernstern Sinn zugestehn. Die Aufführung in Hamburg — der Weimarer vermochte ich leider nicht beizuwohnen — machte auf mich einen würdigen, manchmal geradezu erhebenden Eindruck.

Erich Schmidt: Die Mitschuldigen.
(Neue freie Presse, 23. Nov. No. 6193.)

Anknüpfend an das im Besitz des verstorbenen Reg.-Raths Wenzel befindliche Manuscript. Einfluss Lessings und der damaligen Comödien auf Goethes Lustspiele. — Das Manuscript enthält die Mitschuldigen in einem Akt. »Dieser Eine Akt umspannt durchgezählt alle Scenen des zweiten und dritten der späteren Fassungen. Der erste Akt fehlt, und ohne dass etwa im folgenden Voraussetzungen durch Erzählung oder Andeutung nachgeholt würden, beginnt das Stück gleich mit den Nachtscenen. War es für eine Truppe, die Seconda'sche vielleicht, bestimmt und schnitt Goethe den Expositions-Akt, ohne viel Federlesen weg, um den Zuschauer sofort in die drastischsten Situationen zu versetzen, in denen er sich dann schon zurechtfinden würde? Die Abweichungen zwischen dieser ersten erhaltenen Fassung

und der zeitlich naheliegenden zweiten sind nur äusserliche. Ich merkte mir, dass die Scenen zwischen Alcest und Sophie schon durchaus feststehen und einzig Beider Gespräch über den Diebstahl Einiges kürzer und plumper gibt; dass die Reden des Wirthes und Söllers öfters in Nebendingen anders lauten — zum Beispiel fehlt die Auskunft über den Dietrich; dass ein paar Vorschriften mehr für die Darstellung notirt sind, von Russen und Türken in anderer Weise die Rede ist und der »heilge Vater Papst« nebst dem »Grossmogol« das »sächsische Gespenst« und den Kometen vertritt. Hier kommt uns der Gestirnkundige zu Hilfe mit der Belehrung, dass ein grosser Komet vom 8. August bis zum 1. December 1769, und zwar am schönsten im September, den Blick anzog: also Wenzels Fassung vor dem 8. August, die Hirzel'sche vielleicht im September. Ich merkte mir, dass Alcest zum Schlusse ausdrücklich allen Dreien das Geld schenkt, dass die grosse vorletzte Scene zwischen Alcest und Söller erheblich kürzer ist und namentlich die lebhafte Alexandriner-Stichomythie über das »Randevou« (»Der junge Goethe« 1, 220 bis 222 Mitte) fehlt und dass auf Alcests Drohung »An Galgen mit dem Dieb«! Söller nicht antwortet:

Erinnern Sie sich nicht,
Dass ein gewiss Gesetz von andern Leuten spricht?

sondern ganz unverblümt sagt:

Da fällt mir etwas ein,
Sie gehen par compagnie mit auf den Rabenstein.«

Jahrmarktsfest v. Plundersweilern. (R. M. Werner: Besprechung des G. J., Zeitschr. für d. österr. Gymnasien 1881, S. 48—59.)

Heinses Brief (G. J. II.) beziehe sich nicht auf den Pater Brey, sondern vertrete die damals vielfach getheilte irrige Ansicht, Goethe habe in dem Orgelspieler des Jahrmarktsfestes Herder verspotten wollen. Im Hanswurst resp. Lichtputzer stecke vielleicht der Erfurter Professor Meusel.

Otto Hartwig: Kilian Brustfleck.
(Archiv für Literaturgeschichte, Band 10, S. 441—449.)

Nähere Nachweise zu jüngst (vgl. G. J. I, 432) angeregten Untersuchungen. K. B. ist der Beiname des Schauspielers Johann Valentin Petzold, »des seel. verstorbenen Fürsten von Eggenberg, 30 Jahr unwürdig gewesener Hof-Commoediant und agirender Bauer«; also in Steiermark, bei dem 1717 ausgestorbenen Fürstengeschlecht der Eggenberge lebend, er

hat verschiedene Schriften geschrieben, z. Th. recht derb und schmutzig, z. B. der ewige Bauernkalender 1693 und über sich in seinem poetischen Lebenslauf (1717) und in seinem Testament (1719) mancherlei Notizen gegeben, aus denen hervorgeht, dass er 1648 geboren war, vor Kaisern und Königen spielte, und am Ende seines Lebens des Sündigens überdrüssig sich der Frömmigkeit zuwandte. Der Beiname K. B. bleibt unerklärt; Hartwig vermuthet Brustfleck als einen Spottnamen für Schuster.

Christian Rumpf: Kilian Brustfleck.
(Archiv für Literaturgeschichte 11, S. 172. 173.)

Anführung einer Schrift des Genannten: Nichts vor Etwas und Etwas vor Nichts, Glückswunsch — 1704.

W. v. Biedermann: Goethes Satyros noch einmal. I. II.
(Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung, 14., 18., 21. Aug. Nr. 65—67.)

In sehr ausführlicher Weise — der Aufsatz enthält nicht weniger als 25 enggedruckte Spalten — werden die einzelnen von Scherer für Herder geltend gemachten Gründe untersucht und als unwahrscheinlich zurückgewiesen, ohne Benutzung neuen Materials. Der zweite Theil begründet im Einzelnen Biedermanns mehrfach vorgetragene Ansicht, dass im »Satyros« Basedow dargestellt sein soll. Zu diesem Zwecke werden Notizen über Basedows Leben mitgetheilt, wird wahrscheinlich gemacht, dass Goethe schon 1773 mit Basedows Ansichten vertraut gewesen sei, vielleicht auch sein Hauptwerk gekannt habe. Nachweis einzelner Übereinstimmungen in den Reden, dem Thun, dem Wesen des Satyros, (Essen, Trinken, Gefühl des Elends bei hohem Selbstgefühl, übler Eindruck auf Frauen, Umherreisen) mit denen Basedows; einzelne Lehren z. B. von dem »Unding« seien Verspottungen von Ansichten, die Basedow in seinem »Elementarwerk« vorgetragen habe. (Nebenbei wird die Bemerkung gemacht, dass Goethes Notiz, er habe im Mahommed Basedow geisseln wollen, trotz des Fehlers in der Zeitangabe, 1774 statt 1773, ganz wohl auf Wahrheit beruhen könne.) Einzelne der von Biedermann angeführten Anklänge Goethe'scher Worte an Basedows Äusserungen sind merkwürdig genug.

Goethes Egmont.
(Our Times, vol. I nro. 1, S. 59—62 ff.)

Anfang einer Studie in einer neuen seit Mai 1881 erscheinenden englischen Monatsschrift über Goethes Drama

mit Berücksichtigung englischer dramatischer Arbeiten und Characteristik der einzelnen im Drama auftretenden Personen. Ein Verfasser der Studie ist ebensowenig genannt, wie ein Herausgeber der Zeitschrift.

*Franz Kern: Über die Handlung in Goethes Tasso.
(Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, hgg. von Fleckeisen und Masius, Leipzig, Teubner 1880, Band 122, Heft 12, S. 585—600.)

Versucht den Vorwurf, Tasso zeige keine Handlung, durch Analyse des Stückes, Begriffsbestimmung des Wortes »Handlung« auf Grund Lessing'scher Aussprüche zu entkräften. Vergleich Tassos mit Schillers Gedicht »die Ideale«; Zurückweisung der Vorwürfe Menzels und Scherrs.

Ein Wörtchen über die »Tasso«-Aufführung im Königl. Schauspielhause zu Berlin (am 6. Nov. 1880). Von Hans Guttzeit. Berlin. H. Th. Mrose. 16 SS. in 16.

Strenge Critik der Darsteller der drei Rollen: Tasso, Antonio, Prinzessin, mit manchen nicht unrichtigen Bemerkungen zur Erklärung des Goethe'schen Werkes.

Ferdinand Schultz: Die Nachbildung der Antike in Goethes Iphigenie.
(Preuss. Jahrb. Bd. 48, S. 260—272.)

Vergleicht das Goethe'sche Stück mit einzelnen antiken Dramen, besonders dem Philoktet und dem Oedipus auf Kolonos des Sophokles. Das Analoge mit jenem bestehe in dem Durchbruch der Wahrheit in einer edlen unverfälschten Seele; mit diesem in der Lösung, denn auch in der sophokleischen Dichtung »finden wir eine innere Lösung, und die sittlichen Ideen, welche durch diese ausgesprochen werden, sind es, die Goethe sich assimilirt und in seiner Iphigenie zum Ausdruck bringt«.

3. GEDICHTE.

*Goethes Hermann und Dorothea. Erläutert von Heinrich Düntzer. Vierte neu durchgesehene Auflage. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag, Ernst Hoppe, 1880. 160 SS. 12°.

Bildet das erste Bändchen von Düntzers Erläuterungen. Der Inhalt ist: I. Entstehung. II. Der epische Stoff. 1. Der Weltkreis. 2. Die Handlung. III. Ausführung. 1. Die Handlung (Durchnahme der einzelnen Gesänge). 2. Die Charaktere. 3. Sinnliche Belebung.

»Glück und Frieden«! Goethes Hermann und Dorothea, ethisch ausgelegt von Karl Weiss. Zweite Auflage. Berlin, L. Oehmigkes Verlag. 128 SS. in 8°.

Vgl. G. J. II, 510 fg. Das Buch ist »prämiirt auf der Prov.-Industrie-Ausstellung zu Halle und durch die Staatspreis-Medaille für wissenschaftliche gemeinnützige Leistungen«!

H. Grotefend: Zu Goethes Reineke Fuchs. Der Maibaum zu Aachen. Nach der Zeitschrift des Aachener Geschäftsvereins mitgetheilt.

(Beiträge zur Goethe-Literatur, S. 15--67, vgl. oben S. 395.)

H. Lörsch erklärt die Stelle (6, V. 137 fg. Hempel 5, 85):

Schön mit Ränzel und Stab nach dem heiligen Grabe zu wallen,
Hatt' er dort gleich so wenig zu thun als ein Maibaum in Aachen

durch Anführung einer Erzählung des Caesarius von Heisterbach, dass in Aachen ein mit Kränzen und Laubkronen geschmückter Baum gestanden habe, der vom Volk umtanzt, vom Stadtpfarrer Johannes aber gefällt worden sei. An seiner Stelle sei nun vom Vogt Wilhelm ein noch höherer errichtet worden; zur Strafe dafür habe einige Tage später eine Feuersbrunst die ganze Stadt zerstört. — Hr. v. Meibom dagegen führt die Entstehung der Redensart auf die Familie Meibom in Burtscheid und die Rivalität zwischen Burtscheid und Aachen zurück.

Hermann Dunger: Das Heidenröslein, eine Goethe'sche Dichtung oder ein Volkslied.

(Archiv für Literaturgeschichte 10, 2. H. S. 193—208.)

Führt gegen Suphans Bemerkungen (Archiv 5, S. 84—92) aus, das Lied sei kein Volkslied, sondern bei aller Ähnlichkeit mit einem ältern derartigen Liede vom Jahr 1602, abgedruckt S. 202 fg., ein Goethe'sches Gedicht, freilich »eins von denen, die uns recht deutlich zeigen, welch' mächtigen Einfluss die durch Herder vermittelte Bekanntschaft mit dem Volksliede auf das dichterische Schaffen unseres grossen Liederdichters ausübte«.

Das Geheimniss und die innere Einheit der drey Göthe'schen Balladen, der Fischer, der Erlkönig und der Todtentanz. Von Hermann Schrader, Osterode am Fallstein. Berlin, Verlag von H. Dolfuss. 32 SS. in 16°.

Abdruck der Gedichte, sodann die Erklärung. Als Geheimniss und innere Einheit der Gedichte wird bezeichnet:

»sie schildern die Gefahren, die der phantasiereiche Mensch zu gewärtigen hat. Ihn kann die Phantasie in zwiefacher Weise erfassen, entweder mit lockenden süssen Bildern oder mit grausigen. Das Erste ist im Fischer ausgesprochen, das Zweite im Todtentanz und der Erlkönig ist eine wunderbare Mischung von beiden«.

Benno Badt: Goethe als Übersetzer des hohen Liedes.
(Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik hgg. von Fleckeisen und Masius. Bd. 124. Hft. 7. S. 346—357.)

Resultat der Untersuchung ist, dass Goethe nicht, wie v. Loeper meinte, der jene Übersetzung zuerst mitgetheilt hat, den lateinischen Text der Vulgata und die Luther'sche Übersetzung zu Grunde gelegt hat, sondern dass er direct an das Original gegangen ist, dieses selbständig, nicht selten von seinen Vorgängern abweichend übertragen, unter den Übersetzern sich aber vor Allem dem ihm in seiner Jugendzeit von Albrecht empfohlenen grossen englischen Bibelwerk (19 Bände in Grossquart 1149—1270) angeschlossen hat.

C. A. H. Burkhardt: Kleine Goethiana.
(Grenzboten No. 20, S. 287—289.)

1. Von dem Gedicht (Hempel II, 431): »Die abgestutzten, angetauchten« befindet sich das Original unter den Egloffstein'schen Papieren jetzt im Grossherzogl. Archiv zu Weimar. — 2. Mittheilung von Briefen s. oben Regesten.

Robert Boxberger: Zu Goethes Musen und Grazien in der Mark.
(Archiv für Literaturgeschichte 11, S. 17.)

Anführung des Refrains eines Volkslieds (aus Arnims Nachlass) Es wohnt ein Jäger in unserm Land | sein Nam ist Vetter Michel genannt | Hey so hop sa sa, Vetter Michel der war da).

La Faustina di Goethe in: G. Trezza, Nuovi studi critici. Verona e Padova. XI u. 298 SS. p. 195—201.

Mit Beziehung auf A. Maffeis Übersetzung der »Römischen Elegien« 1879. In denselben herrsche Schilderung der Sinnlichkeit und Wollust, aber ohne Obscönität. — Die mitgetheilten Verse Goethes sind durch unzählige Druckfehler entstellt.

Hermann Ullrich: Zu einem Goethe'schen Spruch.
(Archiv für Literaturgeschichte 10, 427, 428.)

Der Spruch (Hempel 2, 323) »Neumond und geküsster Mund | Sind gleich wieder hell und frisch und gesund«, eine

freie Übersetzung des in Boccaccios Decamerone II., 7 vorkommenden Satzes: Bocca basiata non perde ventura | anzi rinuova come fa la luna.

Wie Goethe citirt wird.
(»Die Gegenwart«, No. 3, 15. Jan. S. 747.)

Protest gegen die Verballhornung des Gedichts: »Über allen Gipfeln ist Ruh« durch Lewes und Herübernahme dieses unpoetischen Textes in die Frese'sche Übersetzung (11. Aufl. II., S. 568).

4. PROSASCHRIFTEN.

Werther und seine Zeit. Zur Goethe-Literatur von J. W. Appell. Dritte gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Oldenburg 1882. Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei (C. Berndt und A. Schwartz), VIII und 315 SS. kl. 8°.

Die erste Auflage erschien 1855, die zweite 1865. Die Bemerkung auf dem Titel bedarf der Berichtigung; das Buch, ist, wie im Vorwort bemerkt wird, nur »durchweg verbessert und durch neue Mittheilungen ergänzt«. — Der erste Abschnitt S. 3—76 behandelt die ersten Übersetzungen und Nachahmungen, Travestieen, der 2. S. 77—118, Wirkungen des Romans im deutschen Leben, Wahrheit und Dichtung im Werther: Wetzlar, Jerusalem, Charlotte Buff, Plessing, der 3. S. 119—231: Aufnahme des Romans von Seiten der zeitgenössischen Critik gibt sehr reichhaltige Auszüge aus den Critiken und den zahlreichen Wertheriana jener Zeit. Die Anmerkungen S. 233—276 geben die Belegstellen, eine Bibliographie der Werther-Ausgaben, eine ziemlich eingehende Betrachtung des Einflusses von Yorick-Sterne auf die deutsche Literatur; doch ist in den Anmerkungen die neuere und neueste Literatur nicht immer genügend benutzt. Derselbe Mangel zeigt sich auch im Schluss S. 277—315: Verzeichniss der Übersetzungen und Wertheriana; doch zeigt diese Zusammenstellung verständige und umsichtige Arbeit. Das Buch ist sehr schön gedruckt und aufs Zierlichste ausgestattet.

Rob. Falk: Das Wertherfieber.
(Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitg. No. 5, 30. Jan.)

Zusammenstellung einzelner Notizen aus Appells ebengenanntem Buch; was soll die Schlussbemerkung heissen: »Die mit Recht etwas in Misscredit gekommene Goetheliteratur«? Der

Verfasser einer dürftigen Zeitungszusammenstoppelung hat doch wahrlich nicht das Recht, sich zum Richter einer ganzen Literatur, in welcher Ernst und Wissenschaft herrscht, aufzuwerfen.

Heinrich Düntzer: Nicolais Handexemplar von »Werthers Leiden«.
(Archiv für Literaturgeschichte, 10, 385—392.)

Mittheilung der lobenden und tadelnden Randbemerkungen; z. B. bei den Worten Lottens: »just mich, das Eigenthum eines andern« schreibt Nicolai: »Ganz falsch! So konnte sie nicht reden, sie mochte ihn lieben oder nicht«. Auch literarische Verweisungen. Der beschränkte Standpunkt Nicolais, der in seiner Gegenschrift sich zeigt, kommt auch in diesen Bemerkungen zum Ausdruck.

Ein Roman aus der Werther-Zeit. Mitgetheilt von Paul Nerrlich.
(Archiv für Literaturgeschichte 10, 496—520.)

Es ist der bisher ungedruckte Roman Jean Pauls: Abälard und Heloise, den der Dichter 1781, kurz vor Abgang zur Universität schrieb. Abälard liebt Heloise, die aber schon verlobt ist, von ihrem unwürdigen Bräutigam tödtlich verwundet wird und stirbt; Abälard tödtet sich selbst.

Erläuterungen zu den Deutschen Klassikern. 79., 80., 81., Bändchen Goethes Dichtung und Wahrheit, erläutert von Heinrich Düntzer. Erster Theil: Einleitung. Zweiter Theil: Erläuterung. Leipzig. Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe). VIII, 158, 323 SS. 12°.

Die Einleitung zerfällt in zwei Theile: 1. Entstehung, 2. Quellen, Darstellung, Composition. In dem ersten wird bis ins Einzelste die Abfassung der einzelnen Bücher dargelegt und, bei den langen Zwischenräumen in der Entstehung der verschiedenen Bücher, eine Übersicht der literarischen Thätigkeit Goethes in den letzten Jahrzehnten gegeben. Von neuen Quellen sind die Weimarer Bibliotheksbücher und eine erneute Revision des biographischen Schemas benutzt. Aus den Kritiken, welche die ersten Theile erfuhren, werden ausführliche Mittheilungen gegeben. Unter den Quellen werden besonders ausführlich Bettinas Briefe behandelt; andere Stellen über die Art der Composition, Erzählungstalent, die Mottos der verschiedenen Theile, den Titel des Werks. Die Erläuterungen sind ganz in der Art der verdienstvollen und allbekannten Düntzer'schen Erläuterungen. Sprachliche Erklärungen und Bemerkungen über den Text sind in die Anmerkungen

verwiesen; der Text bezieht sich auf Inhaltsangaben, Darlegung der künstlerischen Composition, biographische und kritische Notizen über die erwähnten Persönlichkeiten. In überaus fleissiger und umsichtiger Weise, z. Th. mit Benutzung der schon oben angeführten Quellen, wird ein weitschichtiges Material zusammengetragen und in bequemer Art zur Benutzung dargeboten. Mit diesen Heften schliessen die der Erklärung Goethes gewidmeten 36 Hefte des rührigen Verfassers, die vor 27 Jahren begonnen, während dieses langen Zeitraums eifrig und erfolgreich bemüht waren, die Resultate wissenschaftlicher Forschung dem grossen gebildeten Publikum darzubieten.

R. B. Goethes Farbenlehre.
(Sonntagsbeil. der Voss. Zeitung, No. 3, 4, 5; 16., 23., 30. Jan.)

Übersetzung des Vortrags, (mit geringen Auslassungen), den der englische Physiker John Tyndall unlängst in der Royal Institution in London gehalten hat. Gegen Goethes Theorie und gegen seine Schilderung Newtons; Goethe habe sich »geirrt, indem er in seine Farbenlehre Methoden einzuführen suchte, welche der Physik und dem Studium einer rein physikalischen Frage völlig fremd waren«. — Interessant ist die Mittheilung, dass Tyndall seine Kenntniss der Farbenlehre aus dem Exemplare schöpft, welches Goethe 1830 an Carlyle geschickt hatte, »begleitet von einem langen Briefe oder vielmehr von einem Cataloge, der von Goethes eigener Hand herrührt und das Datum des 14. Juni 1830 trägt«.

II. BIOGRAPHISCHES.

A. ALLGEMEINES.

Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. In übersichtlichen Umrissen und biographischen Schilderungen von Dr. Johann Wilhelm Schaefer. Zweite vermehrte und vollständig umgearbeitete Auflage, herausgegeben von Franz Muncker. Leipzig, T. O. Weigel, XIV und 782 SS. kl. 8°.

S. 598—675 (2. Buch, 4. Capitel) Goethe. »Die Darstellung Goethes, bei der sich Schaefer wol in Anbetracht seines grösseren Werkes über diesen Dichter, ungewöhnlich streng darauf beschränkte, die entscheidenden Lebensmomente

hervorzuheben, wurde namhaft erweitert«. Auch an vielen anderen Stellen ausführliche Darstellung des Verhältnisses zu Klopstock, Lessing, Herder, Wieland, Schiller. Die Darstellung Goethes ist eine angemessene Mischung biographischer Erzählung und Würdigung der Werke; die letztere ist knapp, manchmal allzu knapp, mit Benutzung der neuen Forschungen und Andeutung der neuesten Hypothesen. (Satyros u. A.) Die Schlusscharacteristik ist recht hübsch.

German life and literature in a series of biographical studies. By Alexander Hay Japp, L. L. Dr. Marshall Japp & Company. London.

Ein Abschnitt ist Goethe gewidmet. Heftige Polemik gegen Carlyle und Lewes, »Japp weiss sich zu Goethe in gar kein Verhältniss zu setzen, Goethes Leben und Dichten bleibt ihm gleicherweise völlig unverstanden; seinen Worten und Werken bringt er ein unbestimmtes Misstrauen oder ein ausgesprochenes Vorurtheil entgegen, gleichwohl wagt er sich aber mit kleinlichen und darum gewöhnlich schiefen, oft geradezu schamlosen Urtheil an beide heran. Der Grundzug in Goethes Character bildet nach Japps Darstellung ein unbegrenzter Egoismus, aus dem die niedrigsten Schwächen entspringen: Selbstüberhebung, Eitelkeit, Neid, Missgunst, Verkleinerungssucht, Undank gegen die Freunde, Kälte und Herzlosigkeit gegen die Geliebten«. (Franz Muncker: Im neuen Reich, I. S. 924).

* Studies in German Literature by Bayard Taylor. With an introduction by George H. Boker. New-York. G. P. Putnams Sons. 182 Fifth avenue. 1880. IX u. 421 SS. 8°.

p. 304—337. Goethe, p. 337—388. Goethes Faust. Die erste Abhandlung gibt eine kurze Würdigung von Goethes Leben und Wirken, mit enthusiastischen Vergleichen und einigen Citaten aus den Werken. Bemerkenswerth ist die richtige Würdigung Christianens und die Notiz (S. 322) When I was last in Weimar, I discovered a great many facts which throw an entirely new light on this subject. Die Abhandlung über Faust ist nach einer kurzen Übersicht der Faust-Literatur und Geschichte der Goethe'schen Faustbearbeitung, hauptsächlich eine geschmackvolle Analyse des Inhalts beider Theile des Faust, nebst einer grossen Zahl geschickt ausgewählter Proben mit gegenübergestelltem deutschem und englischem Text. Die verständnissvoll in den Sinn des Dichters eindringende Übersetzung rührt gleichfalls von Taylor her. Auch in den übrigen Abhandlungen des Bandes über

Schiller, Wieland, Herder wird Goethes häufig und liebevoll gedacht.

* Coleridge. Shelley. Goethe. Biographic Aesthetic Studies, by George H. Calvert. Boston: Lee and Shepard, Publishers, New-York. Charles J. Dillingham. (1880.) SS. 297.

257—297 über Goethe. Ein Vortrag vor dem Goethe-Verein in New-York, den 10. Januar 1877 gehalten. Ziemlich schwärmerisches Urtheil über Goethe.

R. Waldmüller: Das Goethe-Haus 1832—1882. (Im neuen Reich, S. 132—36.)

Spricht das Verlangen aus, das Haus mit seinen Schätzen von Reichswegen zu erwerben, so zu verwalten, »dass allen Rücksichten auf die überlebenden Angehörigen Rechnung getragen, zugleich aber die auf andere Weise unmögliche Vereinigung von Zugänglichkeit und exemplarischer Sicherstellung erreicht werde«, und äussert Vermuthungen über den Bestand des Archivs und der Bibliothek.

* The Life and Times of Goethe, by Herman Grimm. Translated by Sarah Holland Adams. Boston. Little Brown and Company, 1880. Dasselbe: Second Edition. 1881. VIII und 559 SS.

Die Übersetzung ist im Ganzen vortrefflich; einige Fehler erscheinen in der Wiedergabe der Eigennamen, wie Wiedermann für Biedermann, Folkstadt für Volkstedt, Ravona für Navona, Herzel für Hirzel u. s. w. Einige Stellen geben nicht genau den Sinn des Originals wieder wie in dem Citate von Crabb Robinsons Tagebuch, S. 341. Druck und Papier sind schön.

Les mères illustres, études morales et portraits d'histoire intime par M. de Lescure. Ouvrage orné de douze gravures sur bois d'après les documents originaux. Paris, librairie de Firmin-Didot et Cie. Imprimeurs de l'Institut, rue Jacob 56. XXXII und 436 pp. lex. 8°.

Sammlung von 20 Biographieen, chronologisch geordnet von Cornelia, Mutter der Gracchen an bis Maria Anna von Rathsamhausen, Baronin von Gerando. S. 235—269: Cathérine Elisabeth Textor, mère de Goethe. Das Bild vortrefflich d'après un dessin du musée de Darmstadt. Der Text bietet nichts Selbständiges, meist nur wörtliche Anführung von Stellen der französischen Goethe-Biographen Hédouin und

Mézières, sowie Übersetzung eines grossen Theils des Briefwechsels zwischen Bettina und Frau Rath, von dem der Herausgeber seltsamerweise sagt: que n'ont pas assez feuilletés et cités les critiques et les biographes.

Goethes Mother. Correspondence of Catherine Elizabeth Goethe with Goethe, Lavater, Wieland, Duchess Anna Amalia of Saxe-Weimar, Friedrich von Stein and Others. Translated from the German with the addition of Biographical Sketches and Notes, by Alfred S. Gibbs. With an Introductory Note by Clarence Cook. New York. Dodd. Mead & Company. XXXIV u. 265 SS.

Am Titelblatt eine Abbildung des Goethe'schen Hauses in Frankfurt. Die Briefe sind hauptsächlich aus den Veröffentlichungen von Dorow, Eberts, Kahlert, Keil, Hirzel. Das Vorwort von dem bekannten Kunstkenner Clarence Cook spricht von dem Übersetzer, der vor der Erscheinung seines Buches starb. Die Einleitung handelt über das Leben der Frau Rath. Die Sammlung enthält 132 numerirte Briefe, wovon 96 von und 31 an die Frau Rath sind, andere sind erläuternde Briefe zwischen verschiedenen Freunden des Weimarer Kreises. Die Briefe an Bettina sind ganz weggelassen. Die Anmerkungen enthalten kurze Nachrichten über die in den Briefen erwähnten Personen und Ereignisse. Ein Anhang handelt über das Goethe-Haus in Frankfurt. Dieser Aufsatz erschien früher in Scribners Monthly für November 1875. Das Buch enthält 3 Bilder von Goethes Mutter und Bilder von dessen Vater und Schwester und Lavater.

B. BIOGRAPHISCHE EINZELHEITEN.

Goethe in Wetzlar, 1772. Vier Monate aus des Dichters Jugendleben. Von Wilhelm Herbst. Mit den Bildnissen von Kestner und Lotte Buff. Gotha, F. A. Perthes. XII und 216 SS.

Die Entstehungszeit des Bildes von Kestner — mit Autograph — ist nicht bekannt, Lottens Bild ist eine Silhouette, mit Goethes Unterschrift: Lotte gute Nacht am 17. Juli 1774. Als neue Quellen sind tagebuchartige Bemerkungen von J. C. Kestner und einzelne Notizen aus dem Reichskammergericht in Wetzlar benutzt, doch ist das benutzte oder mitgetheilte Material — Erwähnung verdient ein Brief des jungen Jerusalem 25. Juni 1772, S. 65—68 — nicht geeignet, die bisherige Auffassung zu ändern, oder ganz neue Thatsachen

bekannt zu machen. Das Buch zerfällt in 10 Abschnitte: Zur Einleitung; Wetzlar; Goethe am Reichskammergericht; Goethes Freundeskreis in Wetzlar; J. Chr. Kestner; die Familie Buff; Goethe und Lotte; die Giessener Episode; Dichten, Studien und Weltanschauung; letzte Tage, Vorblick, Epilog. S. 154 ff. Faustidee schon in Wetzlar; S. 159 ff. philologische Studien (Pindar und Homer); Benutzung der Damm'schen Übersetzung?; S. 179 ff. Parallele der Kestner'schen Charakterisirung Goethes und der Catechisationsscene im Faust (sehr fraglich.) Die Anmerkungen S. 199—216 »Quellen und Belege« enthalten literarische Nachweisungen verschiedener Art, u. A. auch ein grosses Gedicht von E. Chr. Dressler an Frau Amtmann Buff. Der Verfasser gedenkt ferner »die theologisch-philosophische Entwickelung des jungen Goethe zum Gegenstand einer besonderen litterarisch-kritischen Würdigung zu machen«. Die Schrift ist sehr schön ausgestattet.

Eine blose allzu enthusiastische Besprechung des Herbst'schen Buches bietet K. H. Keck's etwas anspruchsvoll überschriebener Artikel: Zur Goethe-Biographie (Im neuen Reich, No. 18, S. 683—685); eine critische Würdigung H. Düntzers eingehender Aufsatz: Zur Werther-Literatur (Augsb. Allg. Zeitg. 4. Mai, No. 124): besonders werden hervorgehoben Herbsts neue Aufklärungen über die im August eingetretene Krisis und über das Zusammentreffen Goethes mit Lotte in Giessen; dagegen, dass schon in Wetzlar Goethe mit der Faust-Idee beschäftigt gewesen sei.

Goethe en Italie. Thèse présentée à la faculté des lettres de l'académie de Lausanne par Théophile Cart, candidat à la licence. Paris. Sandoz et Fischbacher. XVI und 241 SS. lex. 8°.

Zerfällt in 5 Abschnitte: Vorbereitung, Erster Aufenthalt in Rom, Neapel und Sizilien; Zweiter Aufenthalt in Rom; Wirkungen. Besonderes Gewicht wird auf die literarischen Erzeugnisse jener Reise gelegt: Iphigenie, Nausikaa, Egmont. Iphigenie soll in keiner Weise eine Frucht des italienischen Aufenthalts sein; bekämpft die Vermuthung Scherers, dass Goethe 2 Pläne zur Nausikaa in Italien gefasst habe. Briefwechsel und neuere Literatur sind sehr ausgiebig benutzt. — Unter den Thesen ausserdem eine, welche behauptet, dass der Plan des »Grosscophta« vor der Revolution und das Drama, trotz Goethes Versicherung, nicht dazu bestimmt sei, die sociale Umwälzung des vorigen Jahrhunderts ahnen zu lassen.

Von demselben in kl. 8° IV und 235 SS.: Goethe en Italie. Étude biographique et litéraire. Deuxième édition. Die grosse literarisch-critische Einleitung ist weggelassen — statt deren ein wenige Zeilen umfassendes Vorwort eingeführt —, ebenso die Thesen; das Format verkleinert, sonst scheint nichts geändert zu sein.

Albert Lindner: Eine Erinnerung an Goethe.

(Didaskalia, Unterhaltungsblatt des Frankfurter Journals, 26. Nov., No. 328.)

Stark feuilletonistisch gefärbte, dem Vater des Erzählers in den Mund gelegte Schilderung eines Besuches, welchen Goethe 1829 in der Saline Sulza machte, der von ihm gegebenen Rathschläge zur Anlegung von Soolbädern, Sammeln nützlicher Pflanzen u. s. w. Äusserungen wie die folgenden: »Wie eine Insel also, die trocken geblieben, während die Kriegswogen um sie herumrauschten« oder: »Die Natur deckt an jedem Busche, an jedem Raine ein volles Mahl, aber der träge Mensch läuft lieber zur Apotheke, als dass er sich für den Haushalt besorgen sollte, was die kleinsten Kinder besorgen können« tragen schwerlich den Stempel Goethe'schen Geistes an sich.

Neumann-Strela: Prinzessin Augusta und Goethe.

(Tägliche Rundschau, hgg. von Fr. Bodenstedt. Berlin 30. Nov., S. 325, 326.)

Romanhaft gefärbte Erzählung von den Weimarer Jugendtagen der jetzigen deutschen Kaiserin. Die Notizen über Goethe und die Prinzessin zumeist aus den Briefen an Zelter.

H[ammeran]: Das Grab der Frau Rath Goethe.

(Didaskalia, Unterhaltungsblatt des Frankfurter Journals, No. 174, 26. Juni.)

Versucht nach den Epitaphienbüchern des St. Petri-Kirchhofs in Frankfurt a. M. nachzuweisen, dass das wirkliche Grab der Frau Rath etwa 80 Fuss von der jetzt angenommenen Grabstätte entfernt gewesen sei und überlässt es einer fernern Untersuchung: ob und inwieweit die Tradition der bisher supponirten Grabstätte irgendwelche beachtenswerthe Anhaltspunkte überhaupt darbietet, auf welche Gründe hin man seinerzeit die neu hergestellte Sandsteinplatte mit dem Namen der Frau Rath an jenen Platz gelegt hat.

C. GOETHES VERHÄLTNISS ZU SEINEN FREUNDEN UND VORGÄNGERN.

* Paul Stapfer: Goethe et Schiller, leur amitié.
(Revue politique et littéraire, 10. année, 2. série, no. 25, 18 déc. 1880, p. 583—591.)

Zerfällt in 3 Abschnitte, der 1. erörtert Feindseligkeit und Entfernung beider Dichter von einander und die Gründe derselben; der 2. die Art der Beeinflussung, welche beide auf einander ausüben, u. A. Schillers manchmal hervortretende seltsame Gleichgiltigkeit gegen die Leiden seines Vaterlandes hervorgerufen durch Goethe (?); der 3. die Verschiedenheit in Goethes Wesen, die drei Stufen seiner Dichtung: romantisch, classisch, symbolisch; Mischung von Idealismus und Realismus; Vaterlandsliebe und Mangel an politischem Interesse; Subjectivität und Objectivität. Wenige Meisterwerke neben einer Unzahl von Fragmenten, bei deren Betrachtung der Autor sich fragt: si cet amateur sans pareil est vraiment un des grands poëtes de l'humanité comme Shakespeare et comme Molière et s'il serait ne pas plus justement nommé le plus grand des alexandrins. Die Antwort, die in dieser Fragestellung schon mitenthalten ist, entbehrt doch wohl sehr der rechten historischen Wahrheit.

J. Minor: Goethe und Lessing.
(Neue freie Presse, 5. März, No. 5933.)

Betont, dass die durch C. F. Weisse colportirten Urtheile Lessings über Goethe sich weniger auf Goethe als auf die Jungen Dichter überhaupt beziehen und dass diese Urtheile durch den Berichterstatter entstellt wurden. Über Götz und Werther. Vorrede zu den philosophischen Schriften des jungen Jerusalem.

W. Hosäus: Ein Jugendfreund Goethes. Ernst Wolfgang Behrisch 1738—1809.
(»Die Grenzboten«, No. 14, 15, 17, S. 13—25, 49—61, 154—165.)

Von neuen Quellen sind benutzt: ein Kirchenbuch in Dessau und die Selbstbiographie von Behrischs jüngstem Bruder Heinrich. Behrischs Leben, Beziehungen zu Goethe und den übrigen Mitgliedern des Weimarischen Kreises; Besprechung seiner Dichtungen. Amüsant ist unter den letzteren ein Gedicht, das Behrisch zu seinem Geburtstag (1797) gemacht, in welchem die Verse vorkommen:

Gelänge mir d*er* Epos so wie Goethen,
Der unnachahmlich schön die wackern Bürger malt,
De*n* Vieweg, ehe dann die andern mehr noch böten,
Für jeden Pinselstrich des Thalers Hälfte zahlt

mit einer Anmerkung über die Art und Weise, in welcher Vieweg Verleger von Hermann und Dorothea geworden, deren Richtigkeit dahingestellt bleiben mag. Wichtig ist ein Brieffragment A. von Rodes an Knebel, in welchem Ersterer durch Knebel Goethe seine »Correspondenz mit Behrisch 1767—78, 1788, 1794 nebst einigen Oden und Liedern, einer Hymne an Flora und einer von Goethe in Kupfer gestochenen Landschaft«, die sich durch seltsamen Erbgang im Besitze eines Dessauer Gärtners befanden, anbietet. Goethe kaufte die Schriftstücke, wie aus einem fernern Briefe A. von Rodes vom 2. Febr. 1818 ersichtlich ist. In diesem Briefe schreibt Rode ferner: »Ich hätte gewünscht, dass Goethe seinen Briefwechsel mit Behrisch zu der Zeit besessen, als er an dem zweiten Theil seines Lebensromans gearbeitet, er würde schonender mit ihm verfahren sein und ihn nicht blos von seiner lächerlichen Seite geschildert haben. (Er habe Hof und Leben in würdiger Weise verlassen.) Und um dahin zu gelangen, gehört wohl etwas mehr gediegenes Verdienst dazu, als man nach jener Schilderung vorauszusetzen geneigt ist«.

Lebens- und Charakterbilder. Von Dr. Friedrich Koldewey, Professor am Herzogl. Gymnasium zu Wolfenbüttel. Wolfenbüttel, Druck und Verlag von Julius Zwissler. VIII und 207 SS.

S. 167—202: Werthers Urbild. Die Lebensgeschichte des jungen Jerusalem ist mit Benutzung der bekannten gedruckten Literatur, hauptsächlich aber mit Zugrundelegung der Akten des herzoglichen Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel, erzählt. Die Mittheilungen des Zeitgenossen von Dithfurth, Briefe Jerusalems an Eschenburg u. A., Berichte Hoeflers, der sich z. B. über Jerusalems Mangel an anständiger humanité und über seine elende Kenntniss der Latinität beklagt, und des Angeschuldigten Schreiben an den Herzog sind mit Umsicht benutzt und zu einem anziehenden Lebensbild vereinigt. — Aus den Briefen Jerusalems sei die Notiz über Goethe hervorgehoben (S. 195, 18. Juli 1772): »Er war zu unserer Zeit in Leipzig ein Geck, jetzt ist er noch ausserdem Frankfurter Zeitungsschreiber«.

Charlotte von Stein: A Memoir. By George H. Calvert. Boston: Lee and Shepard, Publishers. New-York.

Charles J. Dillingham. 280 SS. mit zwei Bildern von Frau von Stein und einer Abbildung des Schlosses zu Kochberg.

Quelle ist das grössere Werk von Düntzer. Die gegnerischen Ansichten werden kaum berücksichtigt. Kurze Übersicht der Hauptmomente im Leben der Frau von Stein mit vielen Auszügen aus ihren Briefen an ihren Sohn Fritz. Der Styl des Verfassers ist oft mehr deutsch als englisch. Einige Stellen sind ganz mit der deutschen Wortfolge wiedergegeben. Die Behandlung des Stoffes stimmt mit dem früheren Werke desselben Verfassers »Goethe, His Life and Works«, ganz überein.

August von Kotzebue. Urtheile der Zeitgenossen und der Gegenwart. Zusammengestellt von W. von Kotzebue. Dresden. Wilhelm Baensch, Verlagshandlung. V u. 184 SS.

S. 26—68: W. v. Biedermann: Goethe und Kotzebue (vgl. G. J. II., 526). S. 68—71: Ergänzende Bemerkungen zu dem vorhergehenden Artikel über Falk und Palleske; es existirt der Entwurf eines Schreibens von Kotzebues Mutter an Goethe, in dem sie ihn in höchst characteristischer Weise zur Rede stellt; Notizen aus Briefen derselben über Goethe 1806, 14. Okt. 1808, 12. Juli 1815, aus denen ein dauerndes Interesse Goethes für Kotzebue ersichtlich ist. Auch in den übrigen Abschnitten: Urtheile über Kotzebues Wirksamkeit als dramatischer, politischer Schriftsteller, als Journalist und Kritiker, als Mensch, ist gelegentlich von Goethe die Rede. Zum Schluss eine Zusammenstellung von Kotzebues 213 dramatischen Arbeiten, nach Rubriken geordnet.

* E. Caro: La fin du dix-huitième siècle. Etudes et portraits. 2 voll. Paris 1880.

Vol. II p. 189—205, Souvenirs de Coppet (suite et fin): Madame de Staël et Goethe. Reise der Frau v. Staël nach Weimar; der Bericht Goethes in den Annalen enthalte quelque malignité, aber Goethe habe an anderen Stellen in würdiger Weise das Wesen der Frau v. Staël und ihre Versuche, deutsches Geistesleben gründlich kennen zu lernen, zu characterisiren verstanden.

White, Byron G. and Mr. Matthew Arnold. (Contempor. Review, August.)

M(ax) K(och): Preller und Goethe.
(Allgemeine Zeitung, Beil. No. 342.)

Gibt kurze Andeutungen über das Verhältniss zwischen

Beiden (vgl. oben S. 383), das in dem kürzlich erschienenen Werk: »Friedrich Prellers Odysseelandschaften, in Holzschnitt ausgeführt von R. Brend'Amour. Mit einem Bild und einer Biographie des Künstlers von Alphons Dürr, Leipzig 1881« nicht genügend gewürdigt ist.

H. Pröhle: Goethe und Göttling.

(Sonntagsbeil. zur Voss. Zeit. No. 15, 30. April.)

Fast nur Lebensbeschreibung Göttlings; neu der Hinweis auf seine Beziehungen zu F. L. Jahn.

G. W. Göttling und sein Verhältniss zu Goethe.

(Preuss. Jahrb. XLVII. 2, S. 133—143.)

Göttlings Leben nach K. Fischers Vorrede zu den Opuscula und Lothholz' Programm (1876). Auszüge aus den Briefen (G. J. I., 428 ff.). Manche von Göttlings Briefen müssen fehlen; die meisten der von ihm gerügten Irrthümer der Taschenausgabe sind in der Oktavausgabe verbessert.

H. Rollet: Christian Albrecht Frhr. v. Kielmannsegge und seine Beziehungen zu Goethe.

(Augsb. Allg. Zeitg. 29. Sept. 1881, No. 272, Beil. S. 3993 f.)

Geb. 1748, gest. 1811, 1772 in Wetzlar, zu Jerusalems und Goethes Freundeskreis gehörig. Zusammenstellung der über ihn handelnden Stellen aus Goethes und Bürgers Briefwechsel. Die Erwähnungen reichen nur bis zum Jahr 1778.

* Le sublime Goethe et Victor Hugo par A. Serre. Paris. Blériot, libraire-éditeur 1880. 36 SS. in 8°.

Mit dem Motto aus H. Heine: Le Faust de Goethe est aussi vaste que la bible. Der Verfasser hat 1879 eine Trilogie: Faust herausgegeben und kündigt als demnächst erscheinend Euphorion fils de Faust an, von dem S. 26 fg. eine kurze Scene abgedruckt wird. Der erste Theil der seltsamen Schrift, der sich angeblich mit Goethe beschäftigt, ist meist eine Polemik gegen Alexander Dumas, in der u. A. nachgewiesen werden soll, que l'art théâtral est absolument insignifiant. Der 2. Theil tritt sehr energisch gegen Victor Hugo auf und plädirt für die Anerkennung deutschen Wesens. Der letzte Abschnitt der Schrift beginnt mit der Apologie: Dans son poëme de Faust se trouvent tous les trésors du génie humain und schliesst mit einem Anruf an Leo XIII., der Menschheit Friede und Ruhe zu geben!

Vor den Coulissen. Original-Blätter von Celebritäten des deutschen Theaters. Herausgegeben von Josef Lewinsky. Berlin. A. Hofmann u. Comp. XII u. 319 SS. 8°.

S. 272—296: Heinrich Franke, Ehrenmitglied des Grossherzogl. Hoftheaters in Weimar: Aus der Goethezeit. Interessante Mittheilungen über Goethes Benehmen bei den Proben. Verhalten zu den Schauspielern; Äusserungen zu Müller und Eckermann; Verhältniss zur Jagemann; Goethes Rücktritt vom Theater; Hund des Aubry (Theaterzettel der ersten Aufführung S. 286), Schauspieler-Anekdoten; letzte Begegnung mit Goethe 28. Aug. 1830, vor der Aufführung des Götz, in welcher Franke den Lerse spielte. — Die Mittheilungen anmuthig und anspruchslos geschrieben und mancherlei Interessantes enthaltend, hätten verdient an einem Orte zu stehen, an dem sie ernsteren Literaturfreunden leichter zugänglich geworden wären, als in der angegebenen Sammlung.

(Rudloff): Ein Grossneffe Goethes.
(Weimarische Zeitung 10. April, Sonntagsbeil.)

Kurze Biographie des Ferdinand Nicolovius (geb. 23. Sept. 1800, gest. 27. Febr. 1881 als Oberforstmeister a. D. in Frankfurt a. O., Sohnes der Marie Anna Louise Schlosser und des G. H. L. Nicolovius. Über sein Verhältniss zu Goethe sind schriftliche Aufzeichnungen nicht vorhanden.

Bernhard Suphan: Goethe und Spinoza 1783—86. 35 SS. gr. 8°.
(Separatdruck aus der Festschrift zu der zweiten Säcular-Feier des Friedrichs-Werder'schen Gymnasiums zu Berlin. Veröffentlicht vom Lehrercollegium des F.-W. G. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung, S. 158—193.)

Goethe sei 1780 nicht im Stande gewesen, Herder für Spinoza zu gewinnen; vor 1784 sei bei ihm von einer Kenntniss Spinozas nicht die Rede. I. Der Streit über Lessings Spinozismus. Durch Jacobis den Weimarern frühzeitig mitgetheilte Schrift wird er auf selbständige Spinozastudien gebracht. II. Goethes Spinozastudien 1784—1786. Beginn: Dez. 1784; Studium genau aus der Correspondenz verfolgt; der ethische, psychologische Gehalt des Hauptwerks hält ihn fest; auf die metaphysischen Grundlagen geht er nicht ein; auch in seinen Naturstudien durch Spinoza gekräftigt. III. Herder und Goethe. Volle Übereinstimmung Beider in Auffassung und Beurtheilung Spinozas; Herders »Gott« (1787) im Grossen und Ganzen auch ein Beleg für Goethes damaliges Verhält-

niss zu Spinoza. — Zum Schluss die Vermuthung, dass in der Stelle (Ital. Reise 1. März 1787, die man wegen der Erwähnung der erst 1791 erschienenen Übersetzung der Sakontala als Einschiebsel aus einem spätern Brief betrachtet): »Wer hat es nicht erfahren, dass die flüchtige Lesung eines Buches, das ihn unwiderstehlich fortriss, auf sein ganzes Leben den grössten Einfluss hatte und schon die Wirkung hatte, zu der Wiederlesen und ernstliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzuthun konnte. So ging es mir einst mit Sakontala« Spinoza statt Sakontala zu lesen ist.

Goethe und Calderon. Gedenkblätter zur Calderonfeier. Herausgegeben von Edmund Dorer. Leipzig. Wilhelm Friedrich. Verlag des Magazin für die Literatur des In- und Auslands. IV u. 43 SS. 8°.

S. 3—14 Zusammenstellung von Goethes Urtheilen über Calderon im Allgemeinen, einzelne Dramen (Standhafte Prinz, Tochter der Luft, Leben ein Traum) und Calderons Einfluss. Bei den Urtheilen sind aber die Quellen nicht angegeben, aus denen die Urtheile entlehnt sind. S. 17—28: Calderon und die Bühne in Weimar: Der standhafte Prinz, das Leben ein Traum, Zenobia; in Betreff des ersten ein langer Brief der Charlotte v. Schiller, in Betreff der letzteren Notizen über Darstellung und Darsteller.

Hugo Schuchardt: Neueste deutsche Calderon-Literatur. (Augsb. Allg. Zeitg. 198—200.)

Der zweite Theil, eben in den angeführten Nummern enthalten, dieser ausgezeichneten critischen Übersicht, beschäftigt sich vorzugsweise mit Goethe und Calderon und gibt nicht nur eine ins Einzelne gehende Critik der flüchtigen und unmethodischen Zusammenstellung Dorers, sondern auch eine aus den Quellen geschöpfte Darstellung des Verhältnisses Goethes und des ganzen von ihm beeinflussten Literaturkreises zu dem spanischen Dichter. — Es ist lebhaft zu bedauern, dass eine so vortreffliche Arbeit, die dem Goethe-Jahrbuch zur Zierde gereicht hätte, demselben entgangen ist.

D. STELLUNG ZUR WISSENSCHAFT UND KUNST.

Goethes Pädagogik. Vortrag, gehalten zum Besten der Wilhelm-Augusta-Stiftung für Frankfurter Lehrerkinder, am 7. Februar 1881, von Dr. F. Eiselen, Direktor der

Musterschule. Frankfurt am Main. Moritz Diesterweg. 28 SS. 8°.

Goethes Liebe zu Kindern; erzieherischer Sinn bewährt in der Erziehung des Fritz von Stein. Ausführliche Darlegung von Goethes Pädagogik nach den Wahlverwandtschaften und Wilhelm Meister. Grundanschauung sei, »dass die Erziehung wesentlich Entwicklung dessen sei, was in der menschlichen Natur liegt, und dass eine gesunde Erziehung sowohl zu Gunsten des Zöglings selbst als auch zum Besten der menschlichen Gesellschaft nichts anderes wollen könne als eben dieses«. In Bezug auf weibliche Erziehung der Grundsatz, das Weib müsse dienen lernen, um zu herrschen; in Bezug auf männliche zwei Perioden, die erstere: allseitig harmonische Bildung, die letztere: Rücksicht auf Individualität, Lebensthätigkeit und Tüchtigkeit.

Ferdinand Cohn: Goethe als Botaniker.
(Deutsche Rundschau VII. Jahrg., Heft 10, S. 26—57.)

Mit Benutzung eines noch ungedruckten Manuscripts, welches von Goethes botanischem Famulus F. G. Dietrich abgefasst wurde. Geschichte seiner botanischen Studien, Leben im Garten, Reisen, Einwirkung Linnés; Goethe einer der ersten, der eine insektenfressende Pflanze beobachtet. Veröffentlichung der »Metamorphose«. Garteneinrichtung nach der von Frankreich aus eingeführten natürlichen Methode der Pflanzenfamilien; Untersuchungen über Wirkung des Lichts auf die Pflanzen; Mitwirkung bei der Errichtung des Botanischen Instituts in Jena (G. J. II., 250); persönliche Beziehungen zu den Brüdern Humboldt; »Zur Morphologie«; französische Bearbeitung der »Metamorphose«; Briefwechsel mit Nees von Esenbeck. Zum Schluss wird daran erinnert, »wie oft auch der Dichter Goethe aus seiner Vertrautheit mit den Pflanzen Stoff zu Bildern und Gedanken entnommen, die uns in so manchem seiner Lieder anmuthen«.

Über Goethes Stellung zur Tonkunst von Dr. Ernst Niemeyer. Beigabe zum Osterprogramm des Königl. Gymnasiums zu Chemnitz. Chemnitz. Druck von Pickenhahn. (Progr. No. 461.) 4°. 27 SS.

Beantwortet von den zwei Fragen: In wie enge Beziehungen ist Goethe zur Tonkunst getreten? und: Wie tief ist er in das Verständniss derselben eingedrungen? nur die erstere. Liebe zur Musik; Verhältniss zu Musikern: Kayser, Reichardt; Leitung der Weimarer Bühne seit 1791 und Sorge für die

Oper; Zelter; chronologische Aufzählung der musikalischen Ereignisse seit 1804, z. B. Zusammentreffen mit Beethoven; Felix Mendelssohn-Bartholdy; Frau Szymanowska; abnehmende Empfänglichkeit im Alter. — Sorgfältige chronologische Zusammenstellung des einschlägigen Materials.

Literarische Stossvögel. Neue Randglossen zu Zeit- und Streitfragen von R. Treitschke. Leipzig. Edwin Schlömp 1882. 167 SS. 8°.

S. 147—167: Goethes religiöse Überzeugungen: Einfluss der Frl. v. Klettenberg, Naturbetrachtung; Ansichten über Unsterblichkeit; in den späteren Jahren wieder grössere Achtung vor dem Geschichtlichen und Positiven; zuletzt: Philosophie der positiven Religion (pädagogische Provenz der Wanderjahre). Als Resultat: »Religion ist ihm weder Wurzel noch Spitze der Sittlichkeit, sondern etwas der irdischen, gesunden, nach Zielen in Thätigkeit sich hinbewegenden Menschennatur lebensvoll Inlebendes und Unumgängliches und zugleich unendlicher Entwicklung Fähiges«.

E. NOTIZEN ÜBER GOETHE.

W. Arndt: Briefe Friedr. Leop. Stolbergs an Johann Heinrich Voss, über die Schweizerreise des Jahres 1775. (Grenzboten Bd. IV, No. 44, S. 201—207.)

Im Ganzen 5 Briefe (nach den Originalen in der Münchener Bibliothek) vom 18. März bis 29. Juli. Die Briefe mit vielfachen literarischen Bemerkungen über Klinger, Lavater, Lenz, Merck, auch wenigen ganz kurzen Notizen über Goethe sollen auch zur Critik des Berichtes des Letzteren über die mit Stolberg unternommene Schweizerreise dienen.

Ch. F. D. Schubart an Goethe. Ulm, 3. Okt. 1775.

»Vortrefflicher junger Mann, Bewunderung und Dank vor die herrlichen Stücke, die Sie unserm Vaterlande liefern! Alles, was ich von Ihnen gelesen habe, entzückt mich, schwillt mein Herz im edlen Stolz empor, dass wir dem Auslande einen Mann entgegen setzen können, den sie nicht haben und nach ihrer Versteinerungssucht niemals haben werden. Ihre Idillen sind so ganz Natur, so voll reicher Geniezüge und starker deutscher Pracht, dass Gessners idealische Hirtenwelt umreissen kann . . . .« Erwähnt ausserdem den Minnesänger Miller und Friedr. von Stolberg. Schulz (oben S. 378) S. 70

Heinrich Düntzer: Klinger in Weimar.
(Archiv für Literaturgeschichte XI, S. 64—86.)

Chronologische Untersuchungen im Anschluss an, grösstentheils in Widerspruch mit Riegers Buch (G. J. II. 528); doch kann ich hier nicht darauf eingehen, diesen einzelnen Datenbestimmungen zu folgen; zum Schluss gegen die Glaubwürdigkeit von Böttigers Berichten. —

Bertuchs Briefe an Gleim. Mitgetheilt von H. Pröhle.
(Grenzboten, No. 11, S. 472—485.)

S. 481 fg. 22. Juni 1776: »Goethe ist wirklicher geheimer Legations Rath mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil geworden«. Bertuchs Briefe vom 18. Dez. 1777 an sind nicht erhalten. In Briefen Bertuchs an Göschen, von denen Pröhle Einsicht genommen, findet sich 25. Juli 1786 die Stelle: »Goethe ist gestern nach Carlsbad; vermuthlich haben Sie ihn noch da getroffen, gesprochen und den Contract mit ihm abgeschlossen. Er wünscht es. Vermuthlich haben Sie ihm und meinem Copist Vogel, der mit ihm ist, um dort noch verschiedene seiner Manuscripte zu mundiren, eine Parthie Annoncen gelassen, sonst müsste ich ihm welche schicken«.

Adolf Stern: Chr. Gottfried Körner und J. G. Göschen.
(Grenzboten. No. 3, 4. S. 118—125, 161—169.)

Nach zum Theil ungedruckten Briefen Körners in der Dresdener Bibliothek, aus denen hervorgeht, dass Körner, der 1787 noch an der Göschen'schen Handlung Mitbetheiligte, damals 1500 Thlr. zur Goethe-Ausgabe hergegeben hat, aber wegen des Geldes in grossen Sorgen war. (Vgl. G. J. II 395 ff.)

Johann Georg Hamann in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode. Von Jacob Minor, Privatdocent an der Universität Wien. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 66 SS. 8°.

S. 38 ff. Einfluss auf Goethe, S. 47: Urtheil über Götz. S. 51 A. 1: »Und was ich gemalt hab', das hab' ich gemalt« (»Des Künstlers Fug und Recht«) nach dem Schluss von »Christiani Zachaei Telenarchi Prolegomena; das. A. 2. Zusatz auf dem Titel der Schrift: Zwo wichtige biblische Fragen, von einem Landgeistlichen in Schwaben« nach dem ebenso lautenden Zusatz auf dem Titel von Hamanns Schrift: »Beilage zu den Denkwürdigkeiten des seligen Sokrates«.

Michael Denis. Ein Beitrag zur deutsch-oesterreichischen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Dr. P. v. Hofmann-Wellenhof. Insbruck, Wagner. 378 SS. 8°.

S. 335 Bestreitet, dass die Besprechung von Sineds Liedern (Hempel XXII, 65 ff.) wirklich von Goethe herrührt.

Aus dem Herder'schen Hause. Aufzeichnungen von Johann Georg Müller (1780—82), herausgegeben von Jakob Baechtold. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. XXVII und 123 SS. 8°.

S. 18: »Mit Wieland und Goethe hatte ich nicht viel, weil ich zu blöde war«. S. 48: Notiz, dass Herder in Strassburg mit Goethe bekannt wurde. S. 70 fg. (13. Okt.): »Und nun zu Goethe . . . Goethes Haus, ganz romantisch. Ein kleines, ganz simples Haus, wie bei uns die Gartenhäusli; ein zugespitztes Dach, grosse Altane, kleiner Garten, und hinten wilde Bäume; vor ihm die grosse Wiese. Ich ging hinauf; auf der Laube lagen einige Büsten auf dem Boden. Ich musste in ein klein Zimmer treten, das deutliche Spuren eines vor Kurzem Angekommenen hatte; (Goethe war einige Tage vorher von Kochberg zurückgekommen) Bücher, Atlasse, Kleider u. s. w. lagen umher. Er trat hervor, hatte ein blaues Kleid mit Gold an, sah ziemlich ernsthaft und führte mich sofort auf die Altane. So schön sah ich ihn noch nie — alle Porträte, auch das letzte in Zürich erreichen seine Grösse nicht. Auch meine Silhouette ist zu düster. Wir redten von Zürich und von Passavant und Göttingen; für das erstemal wenig Interessantes, aber er nahm mich ganz ein. Bald kam einer vom Hofe und ich verabschiedete mich, ungern«. S. 76: »Goethe soll an einem Werk über die zwölf ersten Caesars arbeiten. (Dies hab' ich hier gehört.)« S. 79: Notiz über den von Goethe aufgenommenen Schweizer Hirtenbuben Peter Imbaumgarten. S. 87 (15. Okt.): »Beim Kaffee redten wir lange von Wielands Weibheit, Kauffmann, Goethen, Merk und Knebeln«. (S. 20: Goethes Verlangen nach einem in Herders Besitz befindlichen Kunstwerk; S. 85: Einrichtung von Goethes Park.)

Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Zeitungscritiken, Berichte und Notizen, Schiller und Goethe und deren Werke betreffend, aus den Jahren 1773—1812, gesammelt und herausgegeben von Julius W. Braun. Eine Ergänzung zu allen Ausgaben der Werke dieser Dichter. Erste Abtheilung: Schiller. 1. Bd. 1781—1793, 2. Bd. 1794—1800. Leipzig. Verlag von Bernhard Schlicke (Balthasar Elischer) 1882. XIII und 415, VIII und 410 SS. 8°.

Noch ein dritter Band ist für Schiller in Aussicht gestellt; die zweite, Goethe gewidmete Abtheilung, von der nicht angegeben ist, wie viele Bände sie umfassen wird, soll April 1882 erscheinen. Schon in dem Prospect werden einzelne auf Goethe bezügliche Critiken mitgetheilt: ein Auszug aus Merkels Briefen über die wichtigsten Producte der schönen Literatur 1800, über Goethes neue Schriften Band 7, und ein Aufsatz des Archivs der Zeit, Berlin 1797 »aus dem Xenienkampf«. — Die zeitgenössische Beurtheilung der Xenien ergibt sich aus den II. S. 258—337 zahlreich veröffentlichten, Critiken über dieselben, die dann ausführlicher Schiller II. 388—407 mitgetheilt sind und der Besprechung der gegen sie erschienenen poetischen und prosaischen Gegenschriften. Keine irgendwie vollständige Sammlung der Antixenien, wie sie in dem Boas'schen Xenienkampf vorliegt, sondern nur eine Auswahl der etwa in Zeitschriften jener Zeit mitgetheilten oder der von den Journalcritikern in ihren Beurtheilungen herausgehobenen Verse.

Heinrich von Kleist in der Schweiz von Theophil Zolling. Stuttgart. W. Spemann 1882. VIII und 178 SS. in 4°.

S. 25 A.: Aus einem Briefe Wielands an Heinrich Gessner über einen Besuch Goethes im Gessner'schen Hause und die freundliche Beurtheilung von Wielands Schwiegertochter. S. 98 findet sich folgendes sehr merkwürdige Urtheil über die Wahlverwandtschaften (Brief Wielands an Herders Wittwe): »Mit lebhaftem Interesse habe ich Ihr Urtheil über Goethes Wahlverwandtschaften gelesen und wie so oft den Scharfsinn Ihres Verstandes bewundert, der immer dem Herzen die Waagschale hält und wo Sie wollen dominirt. Das scheint mir der Fall mit Goethes genialischem Geistesprodukt gewesen zu sein. Da Ihnen die moralische Tendenz so wenig als mir gefallen konnte, wollten Sie sich auch durch (vielleicht ausgelassen: nichts?) mehr rühren lassen und Ihr feiner Witz behielt die Oberhand. — Gerne gebe ich Ihnen zu, dass die Stellen, welche Sie vorzüglich choquirt haben, auch mein Gefühl beleidigten, allein ich bin toleranter im Punkte der Liebe, als meine strenge Freundin. — Was ich nicht selbst erfahren, kann ich mir dennoch als möglich denken — und ich finde die Nüanzen der Entstehung dieser im Anfange so unschuldigen Neigung so zart und fein, dass sie, wie mich dünkt, die zartesten Saiten des menschlichen Herzens berühren. — Mir schauderte innerlich davor, dass ein so reines unschuldiges Kind als diese Ottilie so verstrickt werden konnte

und ich finde den Gang ihrer Empfindung nicht natürlich. Auch die Liebe, welche sie dem neuen Ankömmling beweist, Alles bürgt für die Reinheit ihrer Gefühle für Eduard. Dieser Eduard aber wäre mein Mann auch nicht, er zeigt am unrechten Ort Kraft und Festigkeit, doch scheint es mir, Goethe wollte auch keinen Helden aus ihm machen. Er schildert ihn wie alle übrigen Personen mit allen ihren Mängeln und Gebrechen und liebenswürdigen Eigenschaften. Das Leben und Weben dieser Person geht so natürlich an uns vorüber. Wir glauben sie spielend, auftreten zu sehen und ich gestehe Ihnen, meine Freundin, dass ich dieses wirklich schauerliche Werk nicht ohne warmen Antheil zu nehmen gelesen habe«.

Briefe von Heinrich Voss an Karl Solger.

(Archiv für Literaturgeschichte XI, S. 94--141.)

Die Briefe von 1803—1806 sind ungemein reich an Nachrichten über Goethe, die, wenn sie auch theilweise schon in des Briefschreibers »Mittheilungen über Goethe und Schiller« zu finden sind, doch wegen der sehr reichhaltigen Ergänzungen, des ungemein frischen Tones der Briefe und der enthusiastischen Verehrung für den Dichterheroen höchst beachtenswerth sind. Besondere Hervorhebung verdienen S. 104—106 Gespräche über Italien, 113fg.: Neubearbeitung des Götz, 116fg.: Goethes schwere Krankheit, 124—126: Stimmung bei Schillers Tod und Voss' Mitarbeit an der Herausgabe der Goethe'schen Werke. Die Briefe sind von Karoline Solger, der Tochter des Adressaten, herausgegeben und mit zahlreichen Anmerkungen von Polle und Schnorr v. Carolsfeld begleitet.

L. G. Aus der Franzosenzeit.

(Tribüne, Berlin 24. Juli.)

Bericht Loders an Hufeland, Petersburg 27. März, 18. April 1807 über den Aufenthalt der Franzosen in Weimar. Über Goethe heisst es: »Es ist nicht wahr, dass Wieland und Goethe aus Achtung gegen ihren berühmten Namen eine Wache bekommen haben. Goethe ward allerdings geplündert und ein paar brutale Kerls drangen mit ihren Degen auf ihn ein und hätten ihn vielleicht umgebracht oder wenigstens verwundet, wenn die Vulpius sich nicht auf ihn geworfen und ihn theils dadurch, theils durch einige silberne Leuchter, die sie sogleich hergab, gerettet hätte. Dafür hat er sie geheyrathet und der Herzog hat nachher seine Einwilligung dazu gegeben, auch haben die Weimarischen Damen — Egloffstein's Frau mit zuerst — die neue Geheime Räthin in ihre Gesellschaften gebeten und sie dadurch gefirmelt. Dass Goethe

sich unter dem Donner der Kanonen hat copuliren lassen, wie in der Hamburger Zeitung stand, ist ein platter Spass oder vielmehr eine dumme Lüge«.

Christian Gottfried Körner. Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus. Aus den Quellen zusammengestellt von Dr. Fritz Jonas. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung 1882. 406 SS. 8°.

Mannigfache Mittheilungen über Körners Verkehr mit Goethe, zumeist aus bekannten Quellen; sehr interessant die Mahnungen Wilhelms von Humboldt und Theodor Körners früherem Lehrer Dippold (letztere bisher ungedruckt), der jugendliche Dichter möge sich mehr Goethes als Schillers Dichtungen zum Muster nehmen. Verschiedene Notizen über Goethe, z. B. Körners des Vaters Brief an den Sohn (19. Juni 1810, ungedr.): »Neulich hat eine grobe Recension gegen Goethe in der Hallischen Literaturzeitung gestanden, worin unter Anderem behauptet wird, dass Goethe im dramatischen Fache doch nie soviel geleistet hätte als Schröder. Bei der Hallischen Zeitung kommt noch der Brotneid dazu, weil Goethe besonders für die Erhaltung der Jenaischen Zeitung viel gethan hat«.

Dorothea v. Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel im Auftrage der Familie Veit herausgegeben von Dr. J. M. Raich, 2 Bände, Mainz, Franz Kirchheim XVI. 448, VI, 556 SS. 8°.

Band II, S. 355—412 ein Abschnitt überschrieben: Goethe und die christliche Kunst 1816, 1817, der aber seinem Titel durchaus nicht entspricht. Er enthält nämlich nur S. 356—358 heftige Bemerkungen der Dorothea gegen Goethe, weil er in »Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden« Schlegels Verdienst um die altdeutsche Malerei verschwiegen und Äusserungen über das Christenthum gethan, welche die Schreiberin nicht billigt, S. 388 fg. die Erklärung, dass Fr. Schlegel nichts dagegen schreiben werde, S. 393 fg. Bemerkungen über resp. gegen Cornelius Bilder zu Faust. Manche andre Notizen über Goethe verdienen Beachtung I. 52 fg. (1800, Aufenthalt in Jena), 66 (lobt A. W. Schlegels Ehrenpforte gegen Kotzebue), 94 (aus dem Tagebuch, das. noch 2 andere unbedeutende): »Goethe soll gesagt haben: »Ich weiss wohl, es giebt jetzt einige Leute, die behaupten, Schiller wäre kein Dichter! so lange *ich* aber lebe, soll sich gewiss niemand unterstehn es zu sagen«. 244 fg. (1808): Urtheil über den Faust, wenig befriedigt von der Walpurgis-

nacht, nicht ganz einverstanden mit dem grossen Monolog, entzückt von der Kerkerscene, S. 253 (1804). Lob der scherzhaften und vermischten Gedichte, S. 256; »Goethes Zauberlehrling geht doch wol auf das Christenthum; die beiden Wasserträger, Protestanten und Katholiken«, 261. Ist mit dem angeblichen Worte Goethes, »dass im Meister eigentlich die Schauspielergesellschaft die Welt wieder vorstellen solle«, nicht einverstanden, 433. (Okt. 1810). Bericht der Henriette Herz über ihr Zusammentreffen mit Goethe. — II., S. 140 fg. Dorothea über den 2. Theil von »Dichtung und Wahrheit«, er sei besser als der erste, »es will einem aber doch nicht klar daraus werden, woher denn nun der ausgezeichnete Mann, der Dichter seines Volkes daraus hat entstehen können«.

Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen, geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus. Dritter Theil. Leipzig. F. A. Brockhaus. VIII und 533 SS.

S. 401. Briefe Hasses an F. A. Brockhaus (Karlsbad, 4. Juni 1820): »Unter den hiesigen Fremden war Goethe der merkwürdigste. Ich hatte das Glück, ihn einmal zu sprechen; leider verliess er Carlsbad schon im Mai. Er äusserte sich mit vieler Rührung über die Achtung seiner Zeitgenossen an seinem letzten Geburtstagsfeste. Seine Gesundheit ist noch fest. Er geht rüstig und kräftig einher. Über die hohe Gestalt ist das Schlichte und Einfache schön verbreitet«.

J. Löwenberg: Briefe Alexander v. Humboldts an Frau v. Wolzogen.
(Voss. Zeitg., Sonntagsbeil. No. 42, 16. Okt.)

Berlin 14. Mai 1806 . . Was Sie auch scherzhaft von meiner Universalität sagen, so trauen Sie mir doch deutschen Sinn genug zu, um mich recht mit herzlicher Rührung täglich Ihrer und Goethens und des Verewigten zu erinnern, um nicht zu fühlen, dass es etwas Grosses und Rühmliches für mich ist, einmal zwischen Ihnen und diesen nicht ganz unbeachtet gestanden zu haben . . . . Überall ward ich von dem Gefühle durchdrungen, wie mächtig jene Jenaer Verhältnisse auf mich gewirkt, wie ich, durch Goethes Naturansichten gehoben, gleichsam mit neuen Organen ausgerüstet worden war . . . Kommen Sie, Theure und Goethe denn nicht nach Lauchstädt . . Goethen den Ausdruck meiner kindlichen Gesinnung.

Berlin 29. März 1834 . . *Fries* ist in seiner mathematisch-philosophischen Richtung eine Wohlthat für Deutschland, die

nicht genug erkannt wird. Sein Lehrbuch der Naturlehre, von dem leider! der zweite Theil nie erschienen, ist ein wichtiges Buch. Es ist nicht schön, dass Schmeichelei, in physikalischen Dingen unwissender Freunde den grössten unserer Zeitgenossen in dem so ungleichen, oft unwürdigen Briefwechsel mit Zelter zu so rauhen, despotisch thörichten Ausfällen gegen Fries verleitet haben.

Lauchstädt. Ein Modebad vor hundert Jahren.
(Grenzboten No. 25, 26, S. 485—501, 557—568.)

S. 560 bis zum Schluss: Darstellung des Lauchstädter Theaters und Goethes Betheiligung an demselben, nur nach bekannten Quellen.

Studienblätter. Cultur- und literarhistorische Skizzen von Otto Franz Gensichen. Berlin, Druck und Verlag von Eugen Grosser. 334 SS. 8°.

S. 285—333: Auf classischem Boden. Schilderung Weimars und seiner Umgebung: Belvedere, Tiefurt, Ettersburg, sowie der von Goethe oft besuchten Thüringer Plätze; Jena, Ilmenau, Dornburg, mit manchen Mittheilungen über Goethe-Reliquien. Erzählung eines Besuchs bei Walter von Goethe; Beschreibung des Gartenhauses und Gartens des Dichters.

G. Weissstein: Ein französischer Goethefresser.
(Das Mag. f. Lit. des In- u. Ausl. No. 7, S. 100, 101.)

Besprechung des Barbey-d'Aureville'schen Buches (G. J. II., S. 515), mit einer kleinen Blüthenlese der von dem Franzosen gebrauchten Schimpfwörter.

*Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde. Von Joseph Galland. Köln 1880. J. P. Bachem. VIII u. 229 SS.

S. 161—182. Die Fürstin Gallitzin und Goethe. Meist Wiederholung bekannter Thatsachen: nur einzelne auf Goethe bezügliche Stellen aus ungedruckten Briefen der Fürstin und ihrer Tochter, S. 165 A., 168 A. An der erstern Stelle nähere Bestimmung von Goethes Aufenthalt in Münster: 2. bis 5. Dez. 1792; Goethe sagt indessen nicht, wie Galland angibt, er sei im November dort gewesen (Werke, Hempel XIV, S. 152).

F. STATUEN, BILDER.

Die Goethe-Bildnisse. Biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt. Von Dr. Hermann Rollet. 1. Lieferung. Mit 2 Radirungen und 18 Holzschnitten. 2. Lieferung mit

1 Radirung, 1 Heliogravüre und 17 Holzschnitten. Wien, Wilhelm Braumüller, K. K. Hof- und Universitäts-Buchhändler. 128 SS. gr. 4°.

Das wundervoll ausgestattete Werk, das zum ersten Male einen für die Goethe-Literatur wichtigen Gegenstand in umfassender Weise behandelt, soll in 5 Lieferungen, die 10 blattgrosse Radirungen und sehr viele kleinere Holzschnitte enthalten sollen, abgeschlossen sein. Unter Goethe-Bildnissen sind indessen blos die Darstellungen gemeint, welche bei Lebzeiten des Dichters erschienen sind. Von blattgrossen Radirungen und Heliogravüren, künstlerisch vollendeten Blättern sind bisher mitgetheilt: 1. nach dem Gyps-Medaillon von Joh. Peter Melchior 1775, im Schlösschen zu Tiefurt, 2. nach dem Ölgemälde von G. O. May 1779, im Besitz des Freiherrn v. Cotta in Stuttgart, 3. nach der Marmorbüste von Alexander Trippel 1787, im Schloss des Fürsten von Waldeck zu Arolsen, 4. nach der Originalzeichnung von Johann Heinrich Lips 1791 im Besitz des »Freien Deutschen Hochstifts« in Goethes Vaterhause zu Frankfurt am Main.

Die Einleitung gibt eine Zusammenstellung von Äusserungen der Zeitgenossen über Goethes Antlitz und Gestalt, eine Aneinanderreihung der interessanten aber typisch gewordenen Porträts und endlich eine Liste der Künstler, welche sich mit der Darstellung Goethes beschäftigten, nach Kunstarten, und, innerhalb derselben, nach Ländern geordnet und zwar: Zeichner und Maler, Bildhauer, Gemmenschneider, Stempelschneider, Silhouetteurs, Kupferstecher, Holzschneider, Lithographen. Die Darstellung beginnt (S. 19) mit dem etwa 1753 von J. K. Seekatz gemalten Familienbilde, in der Mitte die Mutter, daneben der Vater, im Hintergrunde Knabe und Mädchen, beschreibt den Schattenriss des etwa 14jährigen Knaben (mit Abbildung) und bespricht in der ersten Lieferung im Ganzen 23 Darstellungen, eigentlich 28, da No. 21: Büsten von Klauer, Mittheilungen über 6 verschiedene Ausführungen enthält, handelt in der zweiten über No. 24 bis 55, von 1780 bis 1812. Von diesen sind nur wenige ohne Illustrationen, z. B. das Seekatz'sche, das Miniaturgemälde auf einer Tabatière um 1767, von dem freilich nur zweifelhafte Kunde vorhanden ist, und die Bleistiftzeichnung von J. C. Lavater. Als hauptsächlich interessant verdienen ausser den genannten eine besondere Hervorhebung die Radirung von A. F. Oeser um 1768, dessen Autorschaft allerdings vielfach bestritten ist; der Schattenriss von Höpfner (1774) an Lotte gesandt; die überaus anmuthige Silhouette 1776 (Ganze Figur in elegant geschnittenem halb-

langem Rock, mit reicher Brustkrause und zierlich gebundenem Zopf vor einer unter einem Baum auf ein Postament gestellten weiblichen Büste stehend und auf dieselbe mit der wenig vorgestreckten linken Hand deutend, während die rechte vorne in den Rock gesteckt ist), sodann die beiden Bilder von G. M. Kraus, für die übrigens G. J. II, 473 zu vgl. ist. Ferner seien genannt der Schattenriss aus dem Jahre 1780: ganze nach links schreitende Figur; der Schattenriss 1782: ganze Figur nach rechts gewendet lesend, an einem Baumstrunk mit beblätterten Ästen stehend. Um einen Begriff von der Verbreitung zu geben, welche einzelne dieser Bilder durch Vervielfältigungen fanden, sei die Thatsache mitgetheilt, dass von einer Radirung, um 1775, vermuthlich von F. Hess, die weder sonderlich ähnlich noch von ausserordentlichem Kunstwerth ist, nicht weniger wie 11 Nachbildungen: Photographieen, Stiche, Holzschnitte, Medaillons existiren und dass das freilich mit Recht hochberühmte May'sche Oelgemälde in 8 Kupfer- und Stahlstichen, 5 Holzschnitten, 6 Lithographieen, 4 Photographieen verbreitet, ausserdem zu 3 anderen Darstellungen (ganze Figur oder Gruppen) benützt worden ist, im ganzen also 26 verschiedene Nachbildungen in kaum einem Jahrhundert erfahren hat. Rollets Text ist mit ausserordentlicher Liebe zum Gegenstande gearbeitet, das Ganze ein gediegenes Prachtwerk, auf welches die Goethe-Literatur mit Recht stolz sein darf.

Die critische Würdigung der einzelnen Angaben gehört nicht hierher. Doch ist es Pflicht auf die gediegene, viele Einzelheiten berichtigende, sehr ausführliche Besprechung hinzuweisen, welche der hervorragendste Kenner auf diesem Gebiete, Friedrich Zarncke, der ersten Lieferung des Rollet'schen Buches gewidmet hat. (Literarisches Centralblatt 1881, No. 22, vom 28. Mai, S. 771 bis 775).

Fr. Zarncke: Zu den Kügelgen'schen Goethe-Bildnissen.
(Augsb. Allg. Zeitg. No. 101, 11. April.)

Zwei Aufnahmen sind zu unterscheiden, 1. Winter 1808/9 in Weimar. Ein Exemplar in der Aula der Universität Dorpat, ein zweites Eigenthum der Fabrikbesitzerin Pongé in Fiddichow in Pommern. Von demselben existiren auch kleinere Ölcopieen, in denselben Zusammenhang gehöre die Kreidezeichnung (G. J. II, 535). 2. 1810 in Dresden, mit Zugrundelegung einer Durchpausung des ersten Bildes. Auch hier sicher 2 Exemplare: das Original auf Stift Neuburg bei Heidelberg, eine Wiederholung im Besitz der Frau v. Dehn in Esthland;

ein drittes (zweifelhaft) im Besitze der Hirzel'schen Familie in Leipzig. Endlich die an die 2. Aufnahme sich anschliessende — aber ohne Ordensband und Ordensstern — Kreidezeichnung, von Kügelgen zum Zwecke der Vervielfältigung durch Kupferstich angefertigt, gleichfalls im Besitze der Hirzel'schen Familie.

Fr. Zarncke: Karl August und Goethe von Juel.

(Augsb. Allg. Zeitg. 19. Aug. No. 231. Beil. S. 3385, 3386).

Der dänische Maler Juel malte wahrscheinlich 1779 in Genf den Herzog Karl August (Orig. auf der Weimarer Bibliothek) und machte vermuthlich in denselben Tagen (28. Okt. bis 2. Nov.) eine Kreidezeichnung von Goethe, die sich in der Lavater'schen Sammlung der kaiserl. Familienbibliothek befindet (ein Holzschnitt davon bei Rollet, S. 42). Vielleicht sandte Goethe sie im Auftrage des Herzogs, Winter 1780/81, an Lavater (Briefe Goethes an Lavater 7. Mai 1787).

Zur Goethe-Literatur. Belege zur Beurtheilung über Goethes Kunsturtheile. 50 ausgewählte Werke mit kunstgeschichtlichem Text in unveränderlichem photographischem Druck. Dresden. Wilhelm Streit.



REGISTER ZU BAND I–III.

I. PERSONEN-REGISTER.

Die römischen Zahlen bezeichnen den Band, die arabischen die Seiten. Die hinter den cursiv-gedruckten Namen stehenden Zahlen geben den Ort an, wo Abhandlungen des Betreffenden gedruckt sind. »Brief an« bedeutet einen Brief Goethes an den Genannten.

Abeken I, 249. II, 332. 442.
Abramson II, 30.
Ackermann, Charlotte I, 26.
Ackermann II, 334.
Adami, Hofrath II, 465.
Adams, Sarah III, 416.
Addison III, 30.
Agrippa, H. C. III, 82. 100.
d'Aguilar, Miss Rose II, 99.
Ahlefeld, Charl. v., geb. v. Seebach (Ernestine Selbig) I, 371.
Ahlefeld, Jos. Rud. v. I, 371.
Aja, Frau, s. Goethe, Katharina Elisabeth.
Alberti, L. B. II, 80.
Aldrovandi, Ulisse II, 246.
d'Alembert I, 52.
Alesina I, 400.
Allibone III, 34.
d'Alma, Ingenieur II, 424.
Alten, F. von I, 255.
Altenstein, v., Minister II, 238. III, 200.
Amastini III, 354.
André I, 396.
Andreae, J. V. I, 378.
d'Angevillers III, 278.
Anseaume I, 185.
Augereau, Marschall II, 424.
Appell, J. W. II, 2. 99. 438. III, 412.
Arentzen, Kr. II, 15.
Ariost II, 234. III, 82.
Armstrong, John III, 35.
Arndt, Wilhelm I, 225 ff. II, 219 ff. III, 199 ff. 351 fg.
Arndt, Wilh. I, 396. II, 228. 237. 395. 475. 477. 489 fg. III, 367. 372 fg. 427.
Arnim, Achim v. I, 3 ff. 11. 418. II, 21. 75. III, 96. 374.
Arnim, Bettina v. I, 1—16. 373 ff. 395. 418. II, 519. III, 376 fg.
Ash, E. III, 39. 40 fg. 60.
Assézat III, 333 fg.
Aubry III, 30.
Auerbach, Berthold II, 22. 457.
Auerbach, Jacob II, 523.
Auersperg, Graf II, 291.
Augustinus III, 130.

Babo III, 62.
Bach II, 322.
Bachmann III, 360.
Bächthold I, 444 fg. III, 429.
Baden, Markgraf von III, 409.
Badt III, 411.
Baggesen II, 5 ff. 10 ff. 15. 31.
Baggesen, Sohn II, 17.
Bahrdt II, 67. 89.
Baiern, Ludwig von 348. 350. III, 240. 245.
Baker III, 57.
Balle, N. E. II, 2.
Balzac I, 288.
Banssa, Frl. I, 362.
Barack I. 291.
Barbey-d'Aurevilly II, 515. III, 434.
Bärmann II, 482.
Barruel, Abbé III, 56.
Bartsch, Karl I, 119—137. II, 237 ff.

Bartsch III, 338.
Basedow I, 81. 83. 95. 108. 110 fg. 150. II, 499. III, 258.
Batsch, A. J. K. I, 180. 186. II, 253. 256. III, 374. 378.— Briefe an. I, 276 ff.
Batt I, 255.
Batteux III, 156.
Bauer, Buchhändler I, 407. II, 428.
Baumgart I, 392. III, 157. 367.
Baumgartner I, 443.
Bayle II, 74. III, 116.
Beaulieu-Marconnay, C. v. I, 225 ff. II, 445 ff.
Beaulieu-Marconnay, C. v. I, 397. 441.
Beaulieu-Marconnay, Frau v. III. 374.
Beaumarchais II, 507.
Beccaria III, 345.
Bechstein III, 367.
Bechtolsheim, Frau v. II, 366. 391.
Becker I, 319. II, 436. III, 374. — Brief an Wieland I, 315 fg.
Beckh, Ritter von II, 479. III, 122. 250.
Beethoven I, 3. 12. 374 fg. Brief von II, 264 fg. 461.
Behrendt III, 374.
Behrisch, E. W. III, 420 fg.
Belgien, König von II, 469.
Belli-Gontard I, 264.
Bellomo I, 413. 447. II, 171.
Benda, Juliane II, 394.
Bender, W. III, 72.
Bendix III, 238.
Beresford, J. III, 71.
Berg, Frau von III, 374.
Bergedorf III, 400 fg.
Bergk I, 81 fg. III, 324.
Bernard, Lilis Onkel I, 396. II, 162 ff.
Bernays, Michael 392. II, 104 fg. 131. 475. III, 325. 367. 441.
Bernstorff, Gräfin I, 316 fg. II, 431.
Bernstorff, Minister II, 33.
Bernus, Alexander jun. von I. 250.
Beroldingen, J. A. S. von III, 374.
Bertuch I, 97. II, 236. 412. 430 fg. 474. 478. III, 374. 428. — Brief an 250 ff., Brief von 254 fg., aus Bertuchs Nachlass, Correspondenz mit Göschen II, 395 ff.
Bethmann, v. II, 485. 530.
Bethmann-Holweg, v., Cultusminister II, 455.
Bethmann, Mad. II, 430. III, 374.
Bettelheim II, 507.
Beulwitz, v. II, 322. 340.
Beulwitz, Caroline v. II, 179.
Beust, Graf v. II, 298.
Beuth, Geheimrath I, 253. II, 485 fg.
Beyer, Constantin I, 397.
Beyschlag I, 435.
Biedermann, Woldemar Frhr. v. I, 17—43. II, 229 fg.
Biedermann, W. v. I, 81. 151. 243. 284. 292. 330. 337. 338. 432. 435. II, 226. 271. 333. 354. 450. 477. 500. 508 fg. 526. III, 201. 317 ff. 347 ff. 394. 408. 422.
Bieling, A. III, 386.
Bird III, 392.
Birkenstock II, 482.
Birlinger II, 475. III, 361.
Bitaubé III, 388.
Björnson Björnstierne II, 47.
Blackie III, 392.
Blankenburg, Brief an Bertuch II, 80. 83 fg. 376 fg. 410.
Blaze de Bury II, 495.
Bloemer II, 458.
Blücher I, 341.
Blumenthal, Briefe an II, 284 ff.
Boas II, 265. 433. 436 ff.
Bobertag, Felix I, 43—78.
Bobertag II, 475.
Boccaccio I, 101.
Bock, Frau von III, 193.
Bode III, 403.
Bodinus III, 92.
Bodmer (Rubeen) I, 379. II, 220. III, 28.
Boeckh II, 462.
Böckmann I, 98. 108. 112.
Boehtlingk II, 367. 475.
Böhlendorf I, 32.
Böhme, Albert von I, 388.
Boito, A. III, 405 fg.
Bölling II, 380.
Börne II, 41.
Bohne, C. E. II, 436. 438.
Boie I, 34. 149. 196. II, 122. 332. Briefe an Nikolai II, 433 fg. 436 fg.
Boileau I, 378.
Boisserée, Gebrüder I, 338. Sulpiz I, 5. 273. 276. II, 63. 189. 534. III, 8. 10. 15 fg. 20. 26. 239.

Bojanus II, 326.
Boker II, 514.
Bolt I, 323.
Boltschauer II, 474.
Bondeli, Julie I, 82. 104.
Bonneville III, 39.
Borchardt, Nicolai III, 374.
Borchsenius II, 15.
Born, St. II, 475.
Böttiger, K. A. Briefe an von Goethe I, 229. — von Verschiedenen I, 315fg. — Briefe von I, 332. 335fg. 347 ff. II, 374 fg. — II, 247 fg. 252. 416.
Bouhours, P. III, 29.
Bouillon I, 426.
Bourbon, Herzog von II, 248.
Bouterwek III, 236.
Bovy II, 474. III, 353.
Boxberger, R. I, 314—359.
Boxberger, R. I, 435. 440. II, 81. 176. 226. 521. III, 177. 311. 328. 364. 411.
Brahm, Otto II, 190—216. 444 fg.
Brahm, O. II, 466. 509. 519.
Branconi, Frau von I, 407. II, 478.
Brand II, 483.
Brandes, Georg II, 1—48.
Brandes III, 39. 73.
Brandl, Alois III, 27—76.
Brandl I, 346.
Brandt II, 285. 474.
Bratranek, F. Th. III, 248 ff.
Bratranek II, 301. III, 199.
Braumüller, Wilh. II, 471.
Braun, J. W. II. 430.
Braune III, 101.
Brawe II, 71.
Brechter, Diakonus I, 178.
Bredahl II, 23.
Breitkopf I, 173. 412. III, 374.
Brentano, Bettina s. Arnim.
Brentano, Clemens I, 1 ff. 141. 375. II, 21. III, 374.
Brentano, Maximiliane s. La Roche.
Brentano, Peter I, 142. 400 fg.
Brenning, II, 453.
Bretlach, Frau von 401.
Brière III, 133.
Brion, Friderike, von Sesenheim I, 127. 157. 391 fg. 443. II, 42. 457. 466 fg. 517. III, 324. 326 fg. 348.
Bröchner, Hans II, 44.
Brockhaus, F. A. II, 469. III, 433.
Brockhaus, H. E. III, 433.
Bröckhausen II, 355.
Broges II, 401.
Brooks III, 392.
Brossecke II, 236.
Brück II, 438. 443. 530.
Brückner II, 93.
Bruhle, Herr von III, 253 ff.
Brühl, Graf III, 374.
Brun, Friderike, — Brief an Böttiger I, 323.
Brunn II, 514.
Bucher, A. III, 342 fg.
Buchholz, W. H. S. I, 379. — Brief an II, 244 fg.
Buchholz, R. III, 368. 387.
Buchholz, v. III, 374.
Buchner II, 500.
Büchner, A. III, 390 fg.
Bückeburg, Graf Wilhelm v. II, 256.
Buff, Charlotte (Lotte) I, 7. 143. II, 119. 125. III, 348. 418 fg.
Buff, Charlotte Amalia I, 414.
Bülow, v. III, 243.
Bull, Frau II, 30.
Bulthaupt III, 396 fg.
Burckhardt, Jacob III, 79.
Burkhardt II, 392.
Burkhardt, C. A. H. I, 382 ff.
Burkhardt, C. A. H. I, 396. II, 111. 336. III, 377. 411.
Bürger II, 43. 187. III, 45 fg. 62.
Buri I, 404. II, 106. 172. 473. III. 92.
Burney III, 34.
Burns III, 34. 45.
Büsching, A. F. I, 252.
Büsching, J. G. Brief an I, 252 ff. III, 374.
Büttner, Hofrath II, 359.
Byern II, 81.
Byron I, 190. 382. 447. III, 51. 73 ff. 240.

Cades III, 354.
Caffarelli III, 20.
Cagliostro I, 83. III, 96. 165.
Calandrelli II, 460.
Calderon II, 37. 85. III, 122. 425.
Calvert III. 416. 421.

Camper, P. III, 373.
Candolle, A. P. de II, 323. 326 fg. 367.
Canning III, 51. 54.
Canzler II, 76.
Capodistria, Graf I, 285.
Carlyle III, 38. 76. 365. 374. 414.
Caro III, 422.
Carracci III, 8. 12.
Carrière I, 373. II, 367. 439. 475. III, 403.
Carstens III, 319 fg.
Cart III, 418 fg.
Catel I, 323.
Cattaneo, Gaetano I, 388.
Caumars, Marquis de III, 289.
Cedrenus, Georg III, 340.
Cellini, Benvenuto III, 18. 229 fg.
Celtis, Conrad III, 82 fg.
Chardin III, 344.
Chasseport, Dorothea v. III, 374.
Chatterton III, 37.
Chelard II, 322. 356.
Chézy, A. L. de III, 374.
Chodowiecki II, 400 fg.
Chuquet, A. III, 392.
Cigognara I, 425.
Cimarosa I, 411.
Claude Lorrain III, 319 fg.
Claudius, M. I, 355. II, 51. 89. III, 280.
Clave, Sir II, 322, 354.
Clermont, Frl. v. II, 430.
Clodius I, 20. III, 134.
Cohn, F. III, 426.
Coleridge III, 68. 72 fg. 416.
Collins III, 28.
Constant, B. I, 394.
Conta, von III, 237. 374.
Corneille III, 133. 338 fg.
Cornelius II, 360. III, 8. 26. 96.
Correggio II, 19.
Cotta, J. F. von I, 258, 273. 276. II, 181. 330. 344. 471. III, 228 ff. 235. 374. — Brief an II, 364 fg.
Coudray, Oberbaudirector I, 273 fg. 350. 352. 356. II, 334. 355. 358. 361. III, 374.
Cramer II, 220. III, 374.
Creizenach, Th. I, 247 fg. II, 328.
Creizenach, W. I, 225. 360 ff. 370 fg. II, 451. III, 325 fg. 341.
Creizenach, W. I, 392. II, 66. 68. 73. 76. 475. III, 363. 401.
Credner, Herm. II, 258.
Crespel I, 405.
Creuzer I, 339. 341.
Cronice, St. George I, 386.
Crotus Rubeanus III, 87.
Culemann, Senator III, 351.
Cumberland, E. Aug., Herzog von, später König von Hannover I, 246.
Cumberland, Herzogin von III, 374.
Curtius III, 133.
Cushing II, 291.
Cuvier II, 352. III, 237. 240.
Cuvier, Frl. III, 374.

Daguesseau III, 332.
Dalberg, Coadjutor dann Erzkanzler I, 397. 406. 414. II, 177. 179. 236. 301. III, 374.
Dänemark, Erbprinz v. II, 1.
Dänemark, König v. II, 1.
Daniel, A. III, 391.
Danneker III, 374.
Dante II, 37. 347. 360 fg.
Danz III, 374.
Danzel II, 76 fg. III, 25.
Darmstadt, Christian v. II, 366.
David, Bildhauer I, 351. III, 374.
Dawe, George I, 260 fg.
Daxenberger II, 534.
Deinet II, 429.
Deinhardstein III, 370.
Delbrück, Staatsminister II, 239.
Delbrück III, 327.
Delff, Hugo III, 94 fg.
Dell, Briefe an Bertuch II, 394.
Denis, M. III, 428.
Derschau, v. II, 241.
Desport & Comp. I, 237.
Dester I, 402.
Devrient, Carl I, 388.
Devrient, E. II, 532.
Devrient, O. II, 445. III, 369.
Devrient und Frau, geb. Brandes I, 354.
Diderot I, 179. III, 19. 99. 225 fg. 234 fg. 255. 313 ff. 332.
Dies III, 12.
Dietrichstein, Graf, Brief an II, 263 ff.
Diez, H. F. von III, 374.
Diezel I, 243. 247. 271. 283 fg.
Dingelstedt II, 100.

Dinier I, 351 fg.
Domaritius I, 447.
Domenichino III, 8.
Donndorf II, 460.
Dorer III, 425.
Döring III, 374.
Dorow II, 328. 349.
Dowden, Edward II, 454.
Drachmann, H. II, 47.
Drake N. III, 39.
Dreher II, 525.
Dryden III, 35.
Ducange III, 341.
Dufour II, 406.
Dumeix, I, 402, II, 379. 382.
Dumpf II, 413 fg.
Dunger III, 410.
Düntzer, Heinrich I, 140—154. 439. II, 168—189. III, 132—158. 326 ff.
Düntzer, H. I, 54. 56. 82 fg. 87. 102. 107. 190. 192. 200 fg. 211 —220 passim. 228. 240. 292 384. II, 81, 102. 115. 131 fg. 227. 316. 360. 395. 404. 430. 439 ff. 503. 513. III, 179. 332. 344. 364. 402. 404. 409. 413. 428.
Dürkheim I, 444. II, 451.
Dürer, Albrecht II, 86. 241. 360. 432. III, 80. 85 fg. 109. 120.
Dürr I, 445, II, 261. III, 5.
Dusch I, 125. 380.
Dyk I, 320. II, 273.

Ebeling, I, 81. 180.
Ebert II, 81.
Eberwein I, 344. II, 449.
Eckardt, J. L. III, 374.
Ecker II, 529.
Eckermann I. 65 fg. 77. 147. 272. 284. 288. 346. 349. 354. 388. 420 ff. 430. 438. II, 2 fg. 169. 187 fg. 260. 328. 357. 359. 446. (Zwischenscene zu Faust 2. Theil) 514. III, 14. 24 fg. 157 fg. 217. 240. 329. 332.
Eckl, Clemens III, 381.
Edelsheim, Baron v. II, 436.
Edling, Graf I, 372. II, 377.
Effingham, Lord III, 32 fg.
Eggers I, 5. II, 478.
Egloffstein II, 236. 415.
Egloffstein, Caroline, geb. Reichsfreiin v. Aufsess II, 361. 458. III, 268. 270. 274. 374.
Egloffstein, Henriette II, 480.
Egloffstein, Julie v. II, 337. 348. III. 374.
Egriès II, 349.
Ehrlich, Moriz I, 205—225.
Ehrlich, M. III, 385.
Ehni II, 506.
Eichhorn I, 253. III, 144. 236.
Eichhorn, J. G., im Verhältniss zu G. III, 343.
Eichhorn, O. III, 344.
Eichstädt I, 234. 248 fg. 337. 357. II. 260. 270 fg. 375. 419. 481. III, 319. — Briefe an von H. Meyer.
Einsiedel, Friedr. Hildebrand von I, 231. 330. II, 111 ff. 261. 334. 355. 417. 431. 479 fg. III, 378.
Eiselen III, 325 fg.
Elkan I, 279. II. 307.
Ellis, G. III, 52.
Elzheimer III, 6.
Enault III, 388.
Engel II, 80—84 passim. III, 404.
Engelhardt, M. v. II, 324.
England, Georg der Dritte, König v. III. 28.
Enslin II, 563.
Eobanus s. Hessus.
Erasmus III, 83. 131.
Ernesti II, 154.
Eschenburg I, 30. 33. 35. II, 97. 438.
Escher III, 229. 234.
Esenbeck s. Nees
Ettinger I. 227.
Everdingen III, 6.
Ewald I, 125. 396.
Eybenberg, Marianne v., geb. Meyer II, 261 fg. 273. III, 354.

Facius I, 413. III, 319. 353 fg. 474.
Facius, Fräulein II, 301. 303. 485 fg.
Fahlmer, Joh. I, 87 fg. II, 113. 128. 146. 385. 430. 489. — Auszug aus einem Briefe an Fritz Jakobi II, 378 ff.
Falk, J. D. II, 177 fg.
Falk III, 412.
Falkenstein II, 348. 360.

Färber I, 388.
Farrel, Mus. III, 33.
Fassmann I, 378.
Faulmann III, 385.
Faust, Dr. III, 95 ff. 340.
Faustus, Andrelinus III, 98. 131. 403.
Feilsch II, 289.
Feller, H. I, 389.
Fernow III, 22. 319 fg.
Fichte II, 11. 51. 181. 260. III, 56.
Fielding III, 34.
Fielitz, W. II, 489. 517. III, 184. 395.
Filtsch I, 448.
Fiorillo III, 229. 235. 320.
Firnstein I, 419.
Fischart III, 91. 110.
Fischer, Augustin I, 259.
Fischer, Kuno I, 392. 396. 435. II, 65 fg. 80. 321. 329. 501. III, 367. 399.
Flachsland, Caroline s. Herder,
Flaxmann I, 331.
Flayder I, 381.
Foa, Augusto III, 393.
Folkening III, 360.
Fontenelle III, 212.
Forckenbeck, v. II, 463.
Förster, Fr. I, 395.
Fortis II, 131 fg.
Francia III, 8.
Francis, Anne III, 33.
Frank, Dr. I, 352.
Franke, H. III, 424.
Frankenberg II, 236.
Franske II, 51.
Franzutti II, 504 fg.
Frauenholz II, 247.
Frege II, 261.
Freiligrath II, 338
Frere Hookham III, 51. 54.
Frese, Jul. I, 250. 395. 441.
Freytag, Gust. II, 212.
Friedel, A. C. III, 39 ff.
Friedländer, L. III, 399.
Friedrich der Zweite I, 175.
Friedrich, Goethes Diener II, 318.
Fries I, 427. III, 433.
Frischlin I, 378. III, 85. 125.
Fritsch, v. I. 344 fg. 355. 432. 441. II, 354 fg. 357 fg. 360. 523. III, 330.
Fritsch, Henriette v., geb. v. Wolfskehl I, 382 fg.
Frommann, der ältere I, 233. II, 379.
Frommann, F. J. II, 318. — Brief an Stüve II, 320.
Froriep, v., Obermedicinalrath II, 374. 418. III, 311. — Loos an II, 302 fg. — Peucer an III, 312.
Frothingham, Ellen III, 388.
Fulda, Bischof von III, 232.
Funk, v. I, 414.
Fürstenberg, von III, 277. 302. 304. 306.
Fust, Johannes III, 96.
Füssli I, 372.

Gall I, 35. 334. — an Bertuch II, 411.
Galland III, 434.
Galizin, Fürstin Amalie von III, 276 ff. 292. 378. 434 ff. — an Goethe III, 297 ff. 300 ff. — Jacobi an Goethe über die III, 306 fg. 319. 354 fg.
Garde, de la II, 396.
Garve I, 35. 101.
Gasnier, Abbé III, 389.
Gassner III, 96.
Gast III, 92.
Gebler, Freiherr v. II, 78. 80. 96.
Gedike II, 236. 322.
Geiger, Abraham II, 228.
Geiger, Ludwig I, 373 ff. 384. 430. II, 226 ff. 237. 316—414. III, 220 ff. 311 ff. 332 ff. 341 fg. 360.
Geist, Ludwig, an J. M. Wagner I, 234.
Geissler, d. j. I, 316.
Gellert I, 19. 27. 41. II, 56. III, 5.
Gellius II, 76.
Genast I, 242. 355.
Genast, d. Sohn I, 352.
Gensichen II, 530. III, 434.
Gentz III, 364.
Georges II, 219.
Gerocks II, 430.
Gersdorf II, 277.
Gerstenberg I, 32. 292. III, 134.
Gervinus I, 81 fg.
Gessler, Graf I, 413 fg. III, 222. 231. 235.
Gessner III, 28. 45.
Gessner, Chorherr I, 371.

Geyser II, 401.
Gibbs III, 417.
Gifford, John III, 30.
Gimbernot I, 269.
Gisborne III, 56.
Glaser, Ignaz I, 388.
Gleichen, Frau v. I, 275.
Gleim I, 30. 32. 86. 92. 439. II, 71. 74. 78. 80. 376. — (an Bertuch 386. 394.) 434. III, 428.
Glogau I, 392.
Glower, Fr. III, 275.
Gluck I, 407.
Gmelin III, 319 fg.
Gnau I, 439.
Gnevkow, R. II, 466.
Göchhausen, Frl. v. II, 106. 431. — Epigramm auf II, 433.
Göchhausen an Bertuch II, 387 ff. 390 fg.
Göckingk I, 125.
Goedeke, K. I, 225.
Goedeke I, 82. II, 149. 278. 292. 475. III, 182. 326.
Goldbeck II,306.
Goldschmidt, M. II, 41.
Goldsmith, Oliver II, 149. 157. 164.
Gonz, v. (Genz) II, 263.
Gonzago, Anselmo Guerrieri I, 389 fg.
Göschen, Brief an Wieland I, 316. 318. II, 224. 376. 410. 479. — Correspondenz mit Bertuch II, 395 ff. III, 428.
Gotha, Herzog von II, 236. III, 296.
Gotha, Prinz August von II, 219. 478.
Goethe, Alma v. II, 474.
Goethe, August v. I, 248 fg. 345. 350. 352. 369. 418. 420. 429. II, 16. 287 fg. 302. 307. 319 ff. 334. 416. 420. 474. 530. III, 10. — Brief an, vom Grossherzog von Strelitz II, 366 ff.
Goethe, Christiane, geb. Vulpius I, 318. 333. 376. 442. II, 52, 181, 185. 376. 420 ff. 457. 474. III, 228. 235. 431.
Goethe, Cornelia I, 397.
Goethe, Eltern u. Schwester II, 457.
Goethe, Familie II, 451. 516.
Goethe, Johann Caspar (Herr Rath) I, 345. II, 309 ff. III, 4. 134.
Goethe, Katharina Elisabeth (Frau Rath, Aja) I, 145. 243. 247. 263 ff. 345. 370. 389. II, 100. 157 fg. 392. 429 fg. 467. III, 4. 194. 275. 349. 417. 419. — Briefe an Senator Stock I, 264 fg. — An Herrn und Frau Senator Stock I, 360 ff. — An Bettina I, 375 fg. — An Philipp Seidel II, 309. — An Anna Amalia II, 310 ff. — An Grossmann III, 383 fg.
Goethe, Ottilie v. I, 349. 357. 386. II, 320. 338. III, 243. 247. — Brief an I, 281 ff.
Goethe, Walter von I, 345. 357. II, 368.
Goethe, Wolfgang (Wolf) von I, 289. 345. 357. II, 473. III, 371.
Gotter I, 82. 149 fg. 200. II, 226. III, 325.
Gotter, Pauline III, 194. 196.
Göttling I, 396. 419 ff. II, 245. 306. 321. 329. 451. 484. 488. III, 423.
Gottsched I, 20. 27. 119. II, 66. 69. 75 ff.
Götze, J. M. II, 2.
Götze, Bauinspektor II, 319.
Gotzberg, F. III, 72.
Goué I, 82.
Grabbe III, 111.
Graff I, 352.
Grant III, 401.
Grätze, Dr. III, 340.
Gray III, 28.
Greblinger I, 381.
Grégoire III, 388.
Grien, Hans Baldung, III, 120.
Gries, J. D. II, 320.
Griesbach, Joh. Jak. II, 254. 259. 358.
Griesbach, Friderike Juliane II, 358.
Griepenkerl III, 156.
Grillparzer I, 84. 347.
Grimm, Baron I, 93. III, 333 fg.
Grimm, Herman I, 1—16. 338 ff.
Grimm, Herman I, 158. 199. 315. 369. 373. II, 214. 239. 457. 459 fg. 465. 513. III, 86. 130 fg. 376 fg. 403. 416.
Grimm, Jacob I, 39. 315. II, 233 fg. 442. 455. 458 ff. 462. 464. — Brief an von Wilhelm Grimm I, 338 ff.

Grimm, Louis, I, 340.
Grimm, Wilhelm I. 3. 9. 315. II, 233 fg. III, 96. — Briefe an Jacob Grimm I, 338 ff. — Jacob an I, 339.
Groschlag I, 402.
Gross, K. III, 390.
Grossmann, J. III. 368. 383 fg.
Grotefend III, 395. 410.
Groth, Klaus I, 392. II, 232. 475.
Grotthuss, Frau v. II, 262. 273.
Gruber II, 375.
Grundtvig, N. F. S. II, 9. 24 fg.
Grün, A. II, 467.
Grüner, Polizeirath I, 388. 419. II, 332. III, 214.
Grupen, Chr. U. I, 257.
Gubitz III, 351.
Guercino III, 8.
Guido Reni III, 8.
Güldenapfel, Prof. II, 283. III, 318.
Günderode, Caroline v. I, 1.
Günther, J. C. III, 364.
Günther, Johann Jacob, Medicinalrath, Brief an I, 250 ff.
Günther I, 346.
Gutschmid, C. F. v. III. 379.
Guttzeit III, 409.
Gutzkow II, 39.
Gwinner I, 435 ff.

Hackert III, 7. 13. 16.
Häfeli I, 91.
Haffner I, 434 ff. II, 97. III, 394 fg.
Hagen, von der I, 253. III, 378. 380 fg.
Hahn, Pfarrer III, 359 fg.
Haller II, 51, III, 328.
Halm I, 436.
Hamann II, 43. 51. 90. 139. 141. 350. III, 305. 428.
Hammer, Jos. Briefe an Böttiger I, 342. 353.
Hammeran III, 419.
Hansen, P. III, 389.
Hanstein, v. Prof. II, 452.
Harles I, 84.
Harnack, Prof. I, 371.
Hartenstein II, 283.
Hartknoch II, 405.
Hartknoch, Mad. I, 346.
Hartmann, G. D. III, 359 fg.
Hartmann, J. III, 358 fg.
Hartmann, Israel III, 360.
Hartung I, 477.
Hartwig III, 361. 407 fg.
Hasse II, 452. III, 433.
Hassloch II, 479.
Hauch, Carsten II, 27 ff.
Hauff, Gustav III, 345.
Haugwitz, Baron v. I, 372. II, 236.
Hausen II, 377.
Haym, R. I, 115—118. II, 141. 166. 525.
Hazlitt III, 72 fg.
Hebbel II, 39 fg.
Hecker III, 354.
Heeren II, 260.
Hegel I, 437. II, 36. 51. III, 217. 241. 243.
Heiberg, Joh. Ludw. II, 35 ff.
Heidegger I, 371.
Heidler II, 288.
Heigelein II, 245.
Heine II, 41. 43. 46. 62. 510.
Heinitz, v., Minister II, 315.
Heinrich, Prof. an Böttiger I, 322.
Heinse, W. I, 36. 82. 86. 88 fg. 291. II, 171 fg. 383. 528. III, 107.
Helbig II, 353.
Helvig, Amalia v. II, 22.
Hemke II, 95.
Hemsterhuis III, 279. 302 ff. 345.
Hendel I, 126.
Henderson I, 347.
Hendrich, v. II, 375. 423.
Henisch II, 93. 95.
Henkel von Donnersmark, Gräfin I, 281 fg. III, 237.
Henning, Leopold von, Briefe an III, 199 ff.
Henning, R. III, 367.
Herbst II, 513. III, 418.
Herder, J. G. I, 29—32. 86 ff. 145 ff. 176. 194. 200. 402 ff. 408. 412. 438. 445 fg. II, 43. 50. 54. 56. 59. 148. 150 ff. 156. 164. 169. 182. 192. 235 fg. 243. 387. 400 ff. 405. 414. 421. 430 fg. 443. 451. 474 fg. 527. III, 5. 46. 134. 136. 162. 165. 331 fg. 378. 403. 424 fg. 428. — Über Götz von Berlichingen I, 26. — Modell zum Satyros I, 83 ff. — Mittheilungen und Nachweise aus seinen Papieren über ältere Gestalten

Goethescher Gedichte II, 103 ff. — Apostrophirung I, 133 ff. — Erwin und Elmire, Hochzeitsgedicht für I, 149 ff. — Caroline und I, 150 ff. 159 ff. — Zerwürfniss mit Goethe I, 165 ff. — Epigramm auf I, 432. — Über die Tragödie III, 54 ff.
Herder, Caroline, geb. Flachsland I, 85 fg. 92 ff. 103 ff. 107. 113 fg. 117 ff. 145. 148. 154 ff. 176. 178. 185. 318. 415 fg. II, 125. 133. 141. 165. 252. III, 302. 331 fg.
Herder, v., Oberberghauptmann I. 387. 415.
Herders Tochter I, 357.
Hermann, G. II, 457.
Hermes, Probst II, 332.
Hertz, Henrik II, 34 ff.
Herzberg, Minister v. II, 315.
Hesse, Fräulein v. III, 43.
Hesse, Geheimrath II, 157 ff.
Hessen-Homburg, Landgraf Friedrich von I, 445.
Hessus, Helius Eobanus III, 84. 123.
Hettner I, 83. II, 457. 528.
Heun, Commissionsrath III, 251 fg.
Heygendorf, Frau von I, 383. II, 451.
Heyne, Ch. G. Prof. Brief an I, 238 ff. 412. II, 242 ff.
Hildebrand II, 475. III, 367.
Hiller I, 348.
Hilpert II, 474.
Himer I, 344.
Hirt II, 247. 315. 410. III, 13. 17 ff.
Hirzel, Ludwig I, 225. 371 ff.
Hirzel, Salomon I, 200. 373. 392. II, 104. 219. 231. 315. 325. 465. III, 319. 324. 341. 377.
Hitzig II, 360.
Hoffmann I, 102.
Hoffmeister III, 182.
Hofmann-Wellenhof, v. III, 428.
Hohenfeld, Herr v. I, 399 fg.
Holbein III, 117. 120.
Holberg I, 378. II, 67.
Hölderlin I, 11. II, 43. 50.
Holland, W. L. I, 225. 392. III, 332.
Hollander II, 504.
Holstein-Eutin, Herzog v. II, 156.
Holtei I, 352. 370. II, 503 fg.
Homberger I, 390.
Home III, 28.
Honegger II, 475.
Höpfner III, 435.
Horey III, 230.
Horn, Dr. I, 377.
Horn, Franz III, 365.
Hosäus III, 420.
Hotho II, 457. 460. 464.
Hottinger III, 377.
Houwald I, 380.
Hoym, Minister, Graf II, 236.
Huber, F. H. II, 406. III, 177. 179. — Böttiger an I, 332.
Huber, Therese II, 78.
Hüber II, 521.
Hübner-Trams I, 240.
Hude II, 460.
Hufeland, Friedr. II, 258 fg. 292. 376. III, 364. 431. — An Bertuch II, 410. 413 fg.
Hüffer, Herrmann I, 225. 354 ff. III, 343. 402.
Humboldt, Alexander v. I, 9. 129. 314. 322. II, 28. 454. 531. III, 433. — An Loder I, 322.
Humboldt, Wilhelm von I, 56. 237. 437. II, 301. 529. 531. III, 152. 156. 182. 389.
Hummel I, 345 fg. 347 fg. 355. III, 236.
Huschke II, 334.
Hutten, U. v. I, 378. III, 84. 87. 274.
Hyginus III, 138 ff.

Jacob, Tochter des Staatsraths von I, 347.
Jacobi, Auguste I, 382.
Jacobi, Betti I, 82. 87 ff. II, 128. 227.
Jacobi, Friedr. Heinr. (Fritz), Staatsrath von I, 27. 32. 34 fg. 40. 82. 87 fg. 98. 102 ff. 159. 171 fg. 194. 290. 347. 363 fg. 398 fg. 407. 414. II, 6 fg. 51. 112 fg. 128 fg. 242. 363. 376. 385. 394. 451. 482. 530. III, 53. 284. 305. — Über die Fürstin Galitzin III, 306 fg. — Briefe von an Wieland II, 377 ff.
Jacobi, Helene Elisabeth I, 82. II, 458.
Jacobi, J. G. I, 87. 191 fg. 291. 415. II, 146. 380. III, 284. 286. 325. 345.

Jacobi, Lotte I, 82. 131.
Jacobi, Sohn III, 301. 306.
Jacobs, Brief an Böttiger I, 331, 335 fg.
Jacobsen, J. P. II, 47.
Jacoby, Daniel I, 186—205. III, 174—188, 330 fg. 345.
Jacoby, Daniel I, 174. III, 399.
Jagemann I, 241. II, 416 ff.
Jahn I, 377. II, 506.
Jansen III, 291.
Japp III, 415.
Jaquin, v. II, 289.
Jarick, Friedrich I, 254.
Ibsen, Henrik II, 40.
Jean Paul (Richter, J. P. Friedrich) I, 315. II, 463. III, 413. — Brief an Böttiger I, 330.
Jeitteles, A. III, 404.
Jerusalem, d. junge I, 35 ff. 40. 141 fg. 398 fg. II, 2. 458. III, 388. 421 fg.
Iffland I, 241, 318. II, 202, 265 ff. 273 ff. III, 62.
Iken I, 348 fg.
Imhof, Frl. von III, 220.
Ingemann II, 23.
Ingersleben, G. R. von II, 236.
Inghirami, F. von II, 350.
Jöcher II, 74.
John, Sekretär Goethes II, 318.
Jonas III, 432.
Jones, St. III, 57.
Jones, William III, 343 fg.
Jonges, de III, 355.
Jordan III, 228, 231 fg.
Jördens I, 176 fg.
Juel III, 437.
Julien II, 532. III, 311.
Jungius, Joachim II, 326 fg.
Junker, G. A. III, 39.

Kaaz III, 4.
Kaiser, Christoph III, 273.
Kaiser, H. II, 454.
Kalb III, 272.
Kalb, Frau von II, 174.
Kalckhoff I, 402.
Kalischer I, 429 fg. 440. II, 525.
Kant II, 7. 43. 51. 174. 179. 182. 185. 189. 482.
Karl August, s. Weimar.
Karpeles II, 500.
Kauffmann, Angelika II, 321. 405. III, 13.
Kaufmann, Christoph I. 81. 83. 96. 107.
Kaufmann, H. II, 430.
Kaulbach III, 95.
Kayser, Ph. Chr. I, 396. 406 ff. II, 111.
Kecht, J. S. II, 324. 344. 346. 349.
Kecht, S. W. II, 324.
Keil, R. I, 441. II, 309. III, 378.
Keller, A. v. I, 386.
Keller, A. v. III, 367. 405.
Kemble, John III, 68.
Keppler, Joh. III, 78.
Kern, Franz II, 109. III, 409.
Kestner I, 117. 118. 128. 142 fg. 151. 179. 425. II, 119. 125. 128. 166. III, 388. 418 fg.
Kielmannsegge, Graf v. I, 398. 444. III, 423.
Kierkegaard II, 40 ff. 48.
Kilian II, 418.
Kind, Fr. II, 363.
Kirms, F. I, 419. II, 372. 415. 463. III, 380. — Briefe an I, 265 fg. 273 ff.
Kistemaker III, 286.
Kleist, E. v. III, 331.
Kleist, Heinrich v. I, 125. 417. II, 43. 74. 152. 411. III, 430.
Kleinschrod, Frau Prof. III, 363.
Klenck, II, 321.
Klettenberg, Frl. v. I, 291. 399. II, 56. III, 349 fg.
Klijog I, 404.
Klinger I, 12. 82 fg. 95. 396 ff. 418. II, 111, 292. 414. 509. 527. III, 358. 428. — Briefe an III, 248 fg. 251 fg. — Briefe an Goethe III, 249 ff. 252 ff. — über Göthe III, 275. — Knebel, Zelter, Reinhard über III, 276.
Klöber, R. R. v. II, 236.
Klopstock I, 30. 32. 108. 148 fg. 204. II, 13. 25. 43. 99. 111. 138. 152. 182. 220. 394. 429. 490. 498. III, 28. 133.
Klose II, 78.
Klotsch II, 93, 95.
Klotz I, 85.
Klunge II, 93.

Knauth II, 492.
Knebel I. 27. 97 fg. 227 fg. 241. 271. 396 ff. 407. 415 ff. II, 81. 86. 169. 183. 238. 252. 258 fg. 315. 319. 322. 325. 481. III 421. — Briefe an I, 289. II, 240 fg. 262 fg. — Epigramm auf ihn II, 432. — über Klinger III, 276.
Knebel, Henriette von I, 241 fg. — Brief an II, 238.
Knebel, der junge, Bernhard II, 262. III, 308.
Kniep, III, 13.
Knoll I, 429.
Knopf, A. G. II, 466.
Kobell, F. II, 474.
Koberstein I, 125 fg. 133.
Koch II, 90 fg. 98. III, 16.
Koch, M. III, 363.
Koch, M. II, 451. 475. III, 396. 423.
Köhler, R. II, 237. III, 361.
Köhler, R. I, 376. II, 338.
Koldewey III, 421.
König, F. I, 347. II, 299. 474.
Kopp II, 523. III, 94.
Körner, Ch. G. I, 254. 413. II, 170. 179 fg. 529. III, 141. 181 f. 235. 333. 428. 431.
Körte, Wilh. I, 102.
Köstlin, C. v. I, 392. 435. II, 475. III, 367.
Köthe III, 198.
Kotzebue, A. v. I, 29. 330 ff. 342. 388. II, 202. 417 ff. 479. 526. III, 44. 52 ff. 422.
Kotzebue, W. v. III, 422.
Kraszewski II, 469.
Kraukling II, 333. 363.
Kraus, G. M. II, 387. 473 fg. 534. III, 436. — An Bertuch II, 385 fg.
Krause I. 316. III, 231.
Kreutz, Freih. v. I, 181.
Krieg III, 377.
Kropatschek III, 371.
Krupp II, 440.
Kruse III, 326.
Kruse, S. I, 372.
Kügelgen II, 535. III, 436 fg.
Kuh, Emil II, 39 fg.
Kühn, A. III, 370.
Kürschner II, 498.
Kurz I, 124. 128. 130.
Kurzmann II, 496.
Küttner, C. G. an Bertuch II, 392 ff.

La Fontaine II, 234. 281. 499. III, 301.
La Harpe III, 250 fg.
Lambel II, 475. III, 377.
Lampato II, 343.
Lang, W. II, 533.
Langer I, 30. II, 438.
Lannes, Marschall II, 424.
Lappenberg III, 349 fg.
La Roche, Sophie von I, 5. 8. 87. 102 fg. 104. 143. 187. 196. 395. 398 ff. 438. II, 458. 489. 517. III, 378.
La Roche, Maximiliane verh. Brentano I, 1. 141 ff. 398 ff.
La Roche, Herr von I, 110. 178.
La Roche, Schauspieler III, 397. 402.
Lassen III, 369.
Laube, G. C. I, 446.
Lavater I, 82. 90 fg. 95. 112. 150. 203. 371 fg. 401. 407. II, 6. 43. 51. 57 ff. 129. 149. 231 fg. 239. 386. 392. 414. 458. 478. III, 258. 263. 305. 359 fg. 435.
Lawrence, Miss Rosa III, 60.
Leibnitz II, 52. III, 175.
Leisewitz I, 30. 37. III, 274.
Leiss III, 393.
Lemm, Schauspieler an Böttiger I 342 ff.
Lenz I, 34. 95. 290 ff. 402. II, 226 ff. 387. 392. 413. III, 272. 326. — Hofmeister II, 384.
Leo, Buchhändler III, 223. 230. 233.
Lercheimer, Augustin III, 92 fg. 101.
Lerique II, 515.
Lerse, Franz II, 392. 410 fg.
Lescure, E. de III, 416.
Lespinasse, Fräulein I, 82.
Lessing, G. E. I, 85. 420. II, 2. 43. 51. 98 fg. 138 fg. 242. 382. 437 fg. 454. 517. III, 24. 28. 39 fg. 44. 91 fg. 98. 134. 276. 330. 352. 394. 420. — Lessing und Goethe I, 16—43. — Lessings Faust II, 65 ff. — Lessing-Denkmal II, 458 ff.

Lessing, Karl I, 33 fg. II, 78. 80. 98.
Lessmann, Daniel II, 341 fg.
Leubold II, 240.
Leuchsenring I, 82. 92. 101 ff. 115. 120. 159. 398.
Leutsch, E. von II, 242.
Levezow, Frau von II, 299 fg. 484.
Lewald II, 278.
Lewes I, 441.
Lewinsky, J. III, 424.
Lewis, M. G. III, 38. 44 ff. 50. 60. 62. 67. 71. 73.
Lichtenstein, Franz III, 324 fg. 338 fg.
Lichtenstein III, 367.
Liebault III, 39.
Liebeskind I, 428.
Lietzen-Mayer Alexander II, 492.
Lieven, Gräfin III, 265.
Ligne, Christine von I, 432.
Lili, I, 157 ff. (Belinde) 171 fg. 190. 198. 202. 396. 444. II, 111. 146 ff. 157. 160 ff. 238. 451. 457.
Lillo II, 71. III, 33.
Lindau, v. II, 239.
Lindener, M. III, 113 ff.
Lindner, A. III, 419.
Lionardo da Vinci III, 12. 80.
Lippe, Graf Wilhelm zur I, 116.
Lippert III, 352.
Lipps, Dr. II, 452.
Lips, Maler II, 179. 406. 474. III, 435.
Lobstein II, 428. 527.
Locher III, 118.
Loder I, 314. II, 325. 418 fg. III. 273. 431. — A. v. Humboldt an I, 322. — an Böttiger I, 333 fg., über Goethe II, 376.
Löffl I, 419.
Logau II, 138. 498.
Lomsdorf, Gen. v. III, 256.
Loos, D. F. I, 347. II, 301. — Briefe von II. 294 ff. 302 fg. — Briefe an II, 299 ff.
Loeper, G. v. I, 225 ff. II, 237 ff. 415—424. 439 ff. 461 ff. III, 318 ff.
Loeper, G. v. I, 7. 15. 46. 83 ff. 100. 109. 143. 186. 196 ff. 265. 284. 377. 384. 395. 430. 431. II, 104. 113. 226. 231 ff. 276 fg. 329. 368. 446. 464. 476. 497. III, 176. 325 ff. 344 fg. 398. 402.
Lörsch III, 410. 444.
Lotholz II, 520.
Lotte s. Buff, Charlotte.
Löw, Frau v. II, 321.
Löw, Louise II, 320 fg.
Löwe-Bochum, Dr. II, 30.
Löwen, Friedrich I, 192.
Löwenberg III, 433.
Lübben I, 255.
Luck II, 415. III, 380.
Luden, Heinrich II, 481 fg. 529. III, 344. — Brief an II, 257 ff.
Ludrius, Geh. Hofrath II, 230.
Ludwig, Steinschneider II, 236.
Ludwig XVIII. I, 211 fg.
Luther II, 86. 97. 286. III, 43. 81. 98. — Luther und Faust III, 85 ff. 101. 106 ff. 119 fg. 131.
Lutter III, 340.
Lützerode, v. II, 361.
Lyncker, Frau v. III, 245.

Macco I, 382.
Mackenzie, H. III, 39 ff. 60.
Macpherson III, 28. 37.
Maffei I, 390. II. 308.
Mahomet III, 258 fg.
Majer II, 512.
Mandelsloh, Frau v. I, 441.
Manlius III, 101.
Manso I, 319. II, 236.
Mantegna I, 429. II, 483. III, 8.
Manuel, Nicolaus III, 111, 120.
Manzoni I, 425. II, 243. III, 156. 243.
Mara, Sängerin II, 416.
Marbach, O. II, 439. 442.
Marchant III, 354.
Marchesi, Pompeo II, 308.
Marc Monnier II, 494.
Märcker, F. A. II, 455. 459 fg. 465.
Marks I, 446. III, 486.
Marlowe II, 69. 73. III, 92. 102. 107. 109 ff. 127 ff.
Marsollier II, 507.
Martensen II, 44.
Martersteig I, 447. II, 233.
Martin (Engländer) III, 393.
Martin, E., Prof. I, 391.
Martin, Schauspieler II, 93. 96.
Mascaron, Bischof I, 156.
Masing II, 475.
Mastalier, K. I, 182.
Mathias, Kaplan III, 56.
Matthisson II, 80.

Mauro, Lucia II, 246.
May II, 473. III, 435.
Mayer (Fust v. Stromberg) II, 509. III, 62.
Mechel, v. II, 430.
Mecklenburg-Strelitz, Fried. Caroline, Sophie, Alexandrine v., Prinzessin, Brief an 244 ff.
Mecklenburg-Strelitz, Georg, Friedr. K. Grossherzog I, 246 fg. 447. II, 331.
Meibom, v. III, 410.
Meiger III, 99.
Meil I, 33. II, 98. 400.
Meinhof, K. III, 350.
Meisel II, 334.
Meisling II, 2.
Meissner I, 378.
Melanchthon III, 340.
Melber, J. G. D. I, 263. — Brief an ihn I, 261 ff. Brief an G. I, 266 fg.
Melber, Frau I, 262. 265. 268.
Melchior, J. P. II, 474. III, 435.
Melk, Heinrich v. III, 320.
Mendelssohn, Felix I, 355.
Mendelssohn, Moses II, 69.
Mengen I, 226.
Mengs III, 16.
Menzel, Wolfg. II, 43.
Mercier I, 34. III, 137. 315.
Merck I, 34. 86. 91. 102. 105 fg. 112. 115 ff. 143 fg. 151. 180. 187. 199. 203. 400 ff. II, 118 ff. 129 fg. 151. 163. 166 fg. 226 fg. 309 fg. 383. 414. III, 362. -- Epistel an II, 225.
Merck, Frau I, 105. 118. 398. 445. II, 159.
Merckel II, 416.
Mérimée, Prosper II, 339.
Méry, M. C. de II, 339.
Mesmer III, 96.
Metastasio I, 410.
Metternich, Fürst II, 297 fg.
Meusebach I, 6 ff.
Meusel II, 88.
Meyer, F. L. W. II, 434 fg.
Meyer, Heinrich I, 318 fg. 344. 347. 357. 416. II, 172. 181. 187 fg. 279. 315. 317. 356. 376. 412. 416. 452. 473 fg. III, 11. 25. 237. 242. 319. — Briefe an II, 245 ff. 280 ff. 337 fg. 342 fg. 344 fg. 348 fg. 363. III, 220 ff. Verhältniss zu Goethe III, 13 ff. Briefe an Eichstädt III, 319 ff.
Meyer, J. B. II, 452. 522.
Meyer, Nicolaus III, 355. — Aus Briefen von C. A. Vulpius an II, 415 ff.
Meyer, Sohn v. Nicolaus II, 486. III, 241. 243.
Meyer v. Waldeck, F. 384 fg. 439. II, 499.
Michelangelo III, 12. 80. 162. 228.
Mickiewicz I, 437 fg.
Mieg I, 402.
Mikel III, 277 fg.
Miller III, 427.
Milton II, 66. 71.
Minor, J. I, 379. 431. II, 190. 497. 527. III, 420. 428.
Mionell III, 20.
Mirabeau I, 10. III, 43.
Miskiewitz I, 351.
Moitte II, 353.
Moller, G. I, 277 fg.
Montaigne III, 343.
Moreau III, 232 fg.
Moritz, K. Ph. I, 320. II, 172 fg. III, 17. — Brief an G. II, 313 fg. Familie II, 451.
Mortius, v. III, 242.
Möbius, K. I, 440.
Mosen III, 400 fg.
Möser I, 20. 31. II, 439. 442. III, 273. 306.
Moser II, 51.
Moschkau I, 443. II, 526.
Motz, v. II, 320.
Mozart II, 277. 421.
Müller, Adam I, 417. II, 411.
Müller, Friedrich v., Kanzler I, 32. 218. 269. 271. 284. 336. 345 ff. 354 ff. 382 fg. 388. II, 260. 320. 323. 329. 333 ff. 450. III, 10. 15. 20. — Briefe an 273 ff. 285 ff. 346 fg. II, 335 ff. 340 ff. 345 ff. 351 ff. 359 ff. III, 236 ff. — Briefe von Müller an Böttiger 346 fg. 357 fg.
Müller, Heinrich III, 238.
Müller, Joh. v. I, 315. II, 258. 260. 267. — Briefe an Böttiger I, 321. 337.

Müller, J. G. III, 429.
Müller aus Landshut II, 235
Müller, Maler II, 78. 80. 392. III. 405.
Müller, Dr. P. I, 373.
Müller, Schauspieler II, 93 fg.
Münch, Fräulein I, 171 fg. 403.
Münch-Bellinghausen, Frhr. Brief an II, 296 fg.
Münchhausen, Minchen I, 4. 282 fg. II, 450.
Münchow I, 259.
Muncker, F. I, 225. II, 357. III, 367.
Muncker, F. III, 414 fg.
Murner III, 91.
Murray I, 352.
Muscogiuri II, 495.
Musculus III, 327.
Mylius, Frau II, 307.
Mylius, Heinrich, Brief an II, 307 fg.
Mylius, Julius II, 307.
Mynster, Bischof II, 23 fg. 29. 44.

Nahl I, 323.
Näke III, 328.
Naogeorg II, 81. III, 91.
Napoleon I, 5. 212. II, 424. III, 74. 184 fg. 374. 380.
Natter, L. III, 354.
Nauwerk an Bertuch II, 412.
Nees v. Esenbeck II, 272. 326. 359. III, 378.
Nerrlich III, 413.
Nerval, G. de III, 393.
Neuber II, 76.
Neumann-Strela III, 419.
Neureuther II, 360.
Newton II, 169 fg. 271.
Nicolai, Fr. I, 37 fg. 187. 320. 370. II, 78. 96 ff. 107. 139 fg. 220. 377 fg. 442. III, 133. 328. 371. — Aus Nicolais Nachlass. Ungedruckte Anti-Xenien II, 433 ff. — Handexemplar des Werther III, 413.
Nicolai, Sam. Friedr. I, 370.
Nicolovius, F. III, 424.
Nicolovius, G. H. L. I, 349. 397. II, 321. 324. 359.
Niebuhr I, 424. III, 8. 20. 51 fg.
Niemeyer, Brief an I, 230 ff.
Niemeyer, E. III, 426.
Niese III, 406.
Nöhden II, 483.
Noël II, 78. 452.
Novalis II, 6. 11. III, 324.

O'Donnel, Gräfin III, 364.
Öhlenschläger II, 4 fg. 8 ff. 14 ff. 25 ff.
Oken, Lorenz II, 471. 529.
Oels I, 356. II, 333.
de l'Orme II, 235.
Oersted, Andurs Sandöe II, 11. 31.
Oersted, H. C. II, 12. 14 fg. 27.
Oersted, Sophia II, 11 fg. 31 ff.
d'Orville I, 396. 409. II, 161 fg.
Osann I, 420.
Oeser I, 29. 445. II. 240. 401. 471. III, 4 fg. 352. 435.
Oeser, Friederike I, 126. 434.
Oesterreich, Kaiser Franz v. II, 276.
Oswald, E. III, 365.
Öttingen, A. von I, 433 ff.
Otto, Prof. II, 326.
Otway I, 179. III, 31.
Overberg III, 285. 292 ff.

Paar, Graf I, 129.
Pabst, Hofrath I, 388.
Paczewsky, Herr v. II, 236.
Pahler, Graf von der III, 250.
Palladio III, 8 fg.
Pallaschke, J. II, 438.
Palleske I, 276. II, 176. 188.
Palmieri II, 469.
Paludan-Müller, Fred. II, 23. 36. 48.
Papius, J. H. F. von III, 343.
Paracelsus III, 98 fg.
Parthey I, 370.
Pasqué I, 372. II, 251.
Passavant I, 372.
Paul der Erste I, 211.
Pauli II, 82.
Paulsen, Commissionsrath I, 278.
Paulus II, 418.
Pavy, Viktor I, 351.
Penzel II, 401.
Perolle I, 237.
Perugino III, 8.
Pervanoglu III, 393.
Peter im Baumgarten, Hirtenknabe II, 239.
Petersen II, 428.

Peucer I, 356. III, 313. — An Böttiger I, 344 ff. 347 ff. 352 fg. 353 fg. 355 ff. III, 311 fg. — An Froriep III, 312 fg.
Pfeffel II, 392. 427 fg. — Pfeffel und Goethe III, 345 fg.
Pfeiffer I, 392. II, 296.
Pfitzer III, 89. 103. 119. 123.
Philalethes II, 328. 347 fg. 360 fg.
Pichler, J. III, 353 fg.
Pick II, 282.
Pickering, Amalia III, 33.
Pico von Mirandula III, 83 fg.
Pierson III, 486.
Pietsch II, 523.
Piombino, Prinz von III, 353.
Piper, F. II, 456.
Pirazzi I, 396.
Piron III, 315.
Pitt III, 52.
Planert II, 318.
Platen, Graf, Brief an I, 270 ff.
Plessing I, 43. II, 403, 479.
Plettenberg, Graf von III, 276 ff.
Poggio II, 234, III, 82.
Pogwisch, Frau von II, 354. — Brief an II, 338 ff.
Pagwisch, Ulrike von I, 349. III, 238.
Pope III, 28. 34 fg. 55.
Porchat, A. III, 391.
Pordenone III, 13.
Posch II, 485.
Possart II, 466.
Pram II, 4.
Pratt III, 72.
Prehauser II, 445. III, 360.
Preller III, 13. 377. 383. 422 fg.
Preston, William III, 58 fg.
Preussen, Augusta, Königin von II, 464. III, 247. 269. 419.
Preussen, Friedrich II., König von II, 276. III, 42.
Preussen, Karl, Prinz von und Frau I, 246. II, 365 fg. III, 247. 269 fg.
Preussen, Louise, Königin von I, 247.
Preussen, Wilhelm, König, Kaiser von Deutschland II, 456 fg. 460. 469. III, 247.
Proctor, Eliza III, 31 fg.
Pröhle I, 86. 100 fg. 109. 431. II, 466. III, 423.
Prökl I, 446.
Prölss III, 396.
Proft II, 1 fg.
Puente II, 384.
Pustkuchen II, 23.
Pütter III, 343.
Pyrker I, 424.

Quandt, J. G. von I, 387 fg.
Quequow, Schauspieler II, 96.
Quetelet und Frau I, 351.

Raabe, III, 11.
Rabelais III, 234. 336.
Rabener II, 390. III, 28.
Racine I, 174. III, 133.
Racknitz I, 413.
Radl, Anton I, 247.
Radowitz, von I, 240. — Brief an I, 283 fg.
Raffel, O. R. II, 236.
Rahbeck II, 3 fg.
Rahel (Levin) II, 178. 519.
Raich III, 432 fg.
Raleigh, Walter II, 258.
Rambach I, 403.
Ramberg, A. von II, 490 fg.
Ramdohr III, 230. — Brief an Böttiger I, 316 fg.
Rameau, Neffe III, 315.
Rameau, d. Ä. III, 315.
Ramler I, 33, II, 71 fg. 98.
Raphael III, 8. 12. 228.
Rath, Gerh. v. I, 279.
Rauch I, 5. II, 303. 465. 478. 483 ff.
Raupach I, 394.
Rauscher, Dem. I, 372 fg.
Ravanell, Dem. II, 154.
Recke, Elisa v. d. II, 32. 458. III, 360. 371.
Reden, Graf II, 236.
Redlich, C. C. I, 225.
Redlich, C. C. I, 292.
Redlich, v. II, 139.
Regnard I, 379.
Rehbein I, 344. 347.
Rehberg II, 315.
Reichard, H. A. O. I, 320. 387. II, 394.
Reichardt, J. Fr. I, 333. II, 350. III, 141. 378.
Reichart, Hofgärtner I, 229.
Reichel, Faktor I, 258. 423. II, 306. 329. 343.

Reiffenstein II, 321. III, 7.
Reil II, 273. 276.
Reimer II, 442.
Reinhard, Graf II, 347. 352. III, 241 fg. 246 fg. 311 ff. — Über Klinger III, 276.
Reinhard, Gräfin III, 241 fg. 246.
Reinhard, Maler III, 16.
Reinhold II, 6 fg. 289.
Reiss, E. L. III, 378 fg.
Reisseisen, Prof. II, 427.
Rembrandt III, 6. 96.
Reuchlin III, 84. 274.
Reumont, A. v. III, 402.
Reuter, Baron v. I, 283 fg.
Reventlow, Familie III, 289.
Reynolds, Fred. III, 31 ff. 60.
Rezzonico II, 321.
Rhangabé III, 393.
Richardson III, 28 fg. 34. 72.
Richter, Caroline I, 330.
Richter, Conditor III, 380.
Richter, H. M. II, 512.
Ridel I, 413 fg.
Riedmatten, A. de, III, 392.
Rieger, Friedr. v. III, 177.
Rieger, M. II, 528. III, 399 fg.
Riem, II, 315.
Riemer I, 5. 26 fg. 81. 140. 147. 200. 211. 336. 344 fg. 349 fg. 381. 420 ff. 423. 430. II, 130. 169. 175. 258 fg. 276. 339. 344. 450. 503. III, 193. 196. 234. 242. 327. 371. 377. — Brief an I, 233. 242 fg. — Briefe an 278 ff.
Riepenhausen I, 332. III, 21 fg.
Riesbeck I, 445. III, 37. 41. 58.
Riese I, 121. 124.
Rietschel II, 532.
Ring, Hofr. I, 84. — Aus Rings Nachlass II, 427 ff.
Rist I, 88.
Ritgen, F. A. v. II, 331.
Riso, Nerulos J. II, 338 fg.
Robert I, 361.
Robinson III, 56.
Robinson, Frau II, 302. 322.
Rochlitz I, 352. 356. 397. 417 fg. II, 216. — An Böttiger I, 323 fg. 329 fg. 336 ff. 352.
Rockstroh III, 320.
Rode II, 401.
Rode, A. v. III, 421.
Rohde III, 108.
Röhr, J. Fr. III, 237. 240.
Rollet, Herm. II, 448. III, 352 ff. 396. 423. 434 ff.
Römhild II, 339.
Rösel I, 247. III, 274.
Rosenberg, Adolf II, 466.
Rosenberg, Gräfin II, 132.
Rosenkranz I, 82 fg.
Roumanzoff, Marschall III, 256.
Roumanzoff, Sergei Graf III, 256.
Rousseau I, 82 fg. 96. 98 ff. 118. 163. 407. III, 28. 34 f. 59. 72 ff. 160. 162.
Roussillon, Frl. v. I, 175.
Rückert I, 271. III. 98.
Ruckstuhl II, 281.
Rudloff III, 424.
Rudolf, A. I, 385.
Rudolf, A. II, 506. III, 404 fg.
Rühle v. Lilienstern II, 376. — Brief an Bertuch II, 411.
Ruland II, 473.
Rumohr, v. I, 358.
Rumpf, III, 408.
Runckel, Lisette II, 430. III, 364.
Runge I, 417.
Rungenhagen II, 322.
Rupp III, 400.
Russland, Katharina, Kaiserin von III, 255.
Russland, Maria Feodorowna I, 382. III, 257. 265. 321.
Russland, Kaiser von II, 276. 422. III, 253. 271. 299.
Ruthard II, 236.
Rutherford, Christiane, Miss III, 46.

Sabell I, 394. III, 345.
Sabellico, M. A. III, 98.
Sachs, Hans I, 20. 94 fg. 98. 113. 128. 130 ff. 153. 184. III, 115 fg. 124. 161 fg.
Sachsen, Churfürst von III, 380.
Sachsen, Johann, König v., s. Philalethes.
Sachsen, Kunigunde v. Princessin I, 412.
Sachsen-Gotha-Altenburg, Marie Charlotte Amalie von I, 440.
Sack II, 518.
Saint-Aignan, Graf v. I, 336.
Sainte Beuve III, 388.

St. Géniès de III, 311 fg. 314 fg. 333.
St. Georges David, de III, 33.
St. Germain I, 83.
Salis, Ulysses, Brief an II, 239.
Salom, Michael II, 476 ff.
Salzmann I, 102. 144 ff. 282. II, 396.
Sander II, 5.
Sanders II, 442. III, 395 fg.
Sandretzky, Graf II, 236.
Sartorius, Hofr. I, 394. II. 277. — Brief an I, 277 fg.
Sauer II, 497.
Saur, de III, 311 fg. 314 ff. 333.
Sauveur III, 348.
Savigny I, 3.
Sawer II, 190.
Schack, Caspar II, 369.
Schadow II, 375. 474. — Brief an Böttiger 341.
Schäfer, Arnold II, 452. 522.
Schäfer, Dietrich II, 261. 529.
Schäfer, J. W. I, 82. II, 452. III, 414 fg.
Schandorph II, 47.
Schaper, Bildhauer II, 454. 460. 465 fg.
Schardt II, 241.
Schardt, v. Frau II, 431.
Schauroth II, 319.
Schellenberg I, 372.
Schelling I, 235. II, 7. 9. 17. 27. 51. 418. III, 191. 196.
Schelver II, 253 ff. 271.
Scherenberg II, 75. 81.
Scherer, W. I, 80—118. 369 fg. III. 159—173.
Scherer, W. I, 46. 71. 148. 154. 156. 175 ff. 193 ff. 197 ff. 202 ff. 229. 291 fg. 381. 431. 438. II, 151 fg. 165. 377. 444 fg. 475. 516. III, 131. 338. 367. 399.
Scherff an Bertuch II, 384.
Scherr II, 526 fg.
Schiller, Carl von, Brief an I, 276fg.
Schiller, Charlotte v. I, 249. 394. 432. II, 332. III, 375. — Briefe an I, 248 fg. 260 fg. 272 fg.
Schiller, Ernst von I, 248 fg. 272 fg. — Brief an 275 fg.
Schiller, Friedrich von, Enkel des Dichters I, 248. 276.
Schiller, Friedrich von, Dichter I, 20. 28 fg. 31. 39. 42. 74. 230 fg. 273. 276. 314. 319. 325. 330. 374. 392. 394. 414 ff. 426. II, 4. 13. 39 ff. 43. 49 ff. 179. 186 fg. 245. 316 fg. 361. 364. 416. 439. 454. 457. 462. 474 fg. 479. 520. III, 18. 38. 44. 46. 52. 54 fg. 59. 63. 132 fg. 138 fg. 141. 162. 192. 228. 235. 246. 333. 345. 371. 394. 420. 430. — Zu Goethes Bericht über seine Anknüpfung mit Schiller II, 168 ff. — Über Anmuth und Würde II, 174 ff. — Einfluss auf Götz II, 207. — Über naive und sentimentale Dichtung II, 246. — Horen II, 247. — Tischreden II, 332. — Braut von Messina, Aufführung in Weimar II, 417 fg. — Jenaische Literaturzeitung II, 419. — Tell II, 420. — Über seinen Tod II, 421 fg. — Xenien und Anti-Xenien II. 433 ff. — Schillerdenkmal II, 454 fg. 458. 463. — Jacob Grimm über Schiller II, 455 fg. — Schiller und Goethe III. 174 ff. — Ansicht über das Wesen der Tragödie III, 143 ff. — Briefwechsel mit Goethe, neue Ausgabe III, 374—376.
Schinkel II, 483.
Schiödte, Prof. II, 45.
Schirach, I, 184.
Schlegel, A. W. I, 121. 210. 329. 331 fg. 380. II, 14 fg. 73. 138. 251. III, 16. 148.
Schlegel, Caroline II, 418. III, 15. 22.
Schlegel, Dorothea III, 15. 432 fg.
Schlegel, Friedrich II, 14. 519. III, 20. 75. 143. — An Böttiger I, 321.
Schlegel, J. E. I, 379.
Schlegel, Rektor II, 429 fg.
Schleiermacher, E. D. I, 5. II, 52.
Schleiermacher, in Darmstadt I, 396.
Schlesinger, L. III, 377.
Schlichtegroll I, 320. II. 482. — Briefe an Böttiger I, 319 fg. 321 fg.
Schlossar I, 447.
Schlosser, Frau I, 363.

Schlosser, Fritz III, 355.
Schlosser, H. P. II, 428 ff.
Schlosser, J. G. I, 90. 128. 178. 399. III, 392. 413. Und Lerse III, 347.
Schmalz I, 333.
Schmeller I, 347. 423. II, 308. 473. III, 236. 240.
Schmid, Ch. H. I, 33. 176 ff. 181. 183 fg. II, 87 fg.
Schmidt, Erich I, 290—313. 376 ff. II, 65—86. 427 ff. III, 77—131. 321 ff. 347 ff.
Schmidt, Erich I, 84. 391 fg. 431. 435. II, 462. 528 fg. III, 406 fg.
Schmidt, Julian II, 49—64.
Schmidt, Julian I, 82 ff. 90. 92 fg. 108 fg. 203. 430. II, 465. 518. 520.
Schmidt, Regierungsrath I, 348. II, 390 fg. 415.
Schmidt v. Rossau II, 430.
Schmieder II, 408 fg.
Schmöller I, 348.
Schneegans II, 517.
Schnauss, Geh. R. II, 307 fg.
Schnorr v. Corolsfeld I, 323.
Schnorr, Maler II, 412.
Schoch I, 376 fg.
Schöll I, 82. 152. 291. II, 115. 457. III, 338.
Schollery, v. II, 239.
Schönborn I, 150. 200. 292. 381.
Schöne, C. Ch. L., Brief an II, 291 ff.
Schönemann I, 156. 159.
Schönemann, Lili s. Lili.
Schönkopf, Käthchen I, 377.
Schönwälder III, 403.
Schöpping, D. von III, 371.
Schrader, H. III, 410.
Schram II, 524.
Schreyer III, 398 fg.
Schreyvogel I, 319.
Schröder I, 229. 230. II, 375.
Schröder, Danziger Rathsherr II, 73.
Schröder-Devrient, Frau I, 353.
Schröer, K. J. I, 381.
Schröer I, 145. 434. II, 440. 442. 501 ff. III, 397 fg.
Schröter, Corona I, 108. 127. 407. II, 474. 477. III, 162.
Schubart II, 98 fg. 445. III, 358 fg. 362.
Schuchardt II, 296. 302. III, 353. 358. 425.
Schuckmann, Geh. R. v. II, 236.
Schulenburg, Gräfin II, 376.
Schulthess, Gebrüder II, 239.
Schultz, Staatsrath I, 260, II, 260. III, 10. 200. 215.
Schultze, Fritz II, 477.
Schulz, Friedrich, Briefe an Böttiger I, 317 fg. 319 fg.
Schulz, O. A. III, 378.
Schulze, Adolf II, 466.
Schulze, Joseph I, 249.
Schumann, Robert II, 461.
Schummel II, 236.
Schurig III, 225.
Schuster, Sibylla III, 122.
Schütz, C. G., Maler II, 473 fg.
Schütz, Friedr. Heinr., Badeinspector I, 258. II, 450.
Schütz, Professor in Jena I, 335. II, 254. 403. 418.
Schütze I, 348.
Schwab I, 11. II, 234.
Schwan I, 185.
Schwarz, I, 105. 445. II, 451.
Schweden, König Oskar von II, 469.
Schweden, Kronprinz v. II, 276.
Schweigger II, 30. III, 364.
Schweigrhausen I, 184.
Schweitzer, Anton, Brief an Bertuch II, 386 fg.
Schwerdgeburth II, 473 fg.
Scott III, 39. 45 ff. 52. 75 fg. und Götz III. 60 fg.
Scudery, Madeleine de I, 156. 159 fg. 160. 162. 165. 167 fg. 172 fg.
Sebald II, 474.
Sebbers II, 473. III, 238. 240.
Seckendorf, v. II, 241. 431. — An Bertuch II, 399.
Seebeck I, 290. 292. II, 482. III, 255.
Seekatz III, 4. 435.
Sehrwald, Friedr. III, 179.
Seidel, Philipp, Goethes Diener I, 278. II, 235 fg. 240. 399 ff. — Brief an von Frau Rath II, 309.
Seidler, Luise I, 387 fg. 474. III, 191.
Seiler I, 183.
Semmler I, 435.
Sennet, Duc de III, 296.
Serre III, 423.

Servière, Frau I, 403.
Seuffert, B. I, 392. II, 475. III, 405.
Sevelingues III, 388.
Seymour I, 351.
Shakespeare I, 11. 29. 190. II, 9. 13. 28. 37 fg. 72 fg. 88. 90 fg. 96. 99. 135 fg. 444. 454. III, 6. 63. 67. 134. 141. 187.
Shelley III, 73 ff. 416.
Shelleys Frau III, 74.
Sibbern, Fred. Christ. II, 16. 23. 31 ff.
Sichling II, 473.
Sickler I, 335. — An Bertuch III, 412 fg.
Siders II, 257. 260.
Sidney, Arenson Miss, später Lady Morgan III, 72.
Siemering II, 460.
Simson I, 352. 396. II, 458.
Sirletti III, 354 fg.
Skell II, 317 ff. 325. 331. 337.
Skonnes II, 495.
Skram II, 47.
Smith III, 34.
Smollet III, 34.
Solbrig III, 403.
Solger I, 431.
Solms-Braunfels, Friedr. Wilh. von, Prinz I, 246.
Sommer III, 88.
Sömmering I, 102. II, 242. 257. 418. III, 126.
Sonntag, Henriette III, 239 fg.
Soret I, 275. 387 fg. II, 316. 322 ff. 344. 346. 351. 354. 361. 363. — Briefe an G. II, 365 ff.
Sötoft II, 22.
Southey, III, 67. 72 fg.
Souwarof, Fürst III, 255 fg.
Spalding I, 178.
Spangenberg, Wolfhart III, 12.
Spener II, 51.
Spengler, Schauspieler II, 93. 95.
Spies II, 73. III, 118. 123. 126 fg. 168.
Spiker, S. H. III, 236. 240.
Spinoza I, 150. II, 44. III, 424 fg.
Spitta II, 300.
Sprenger III, 395.
Springer, R. II, 450. 521. 533 fg.
Stackelberg I, 427.
Staël, Frau von I, 232. 330. 416. II, 419. III, 422.
Staffeldt, Schack von II, 25 fg.
Stahr, Adolf II, 216.
Stapfer, Paul II, 518. III, 394. 420.
Stapfer, Ph. A. Übersetzer Goethes II, 353. III, 337. 340.
Starck, Dr., Hofr. I, 263. 324. — Briefe an II, 249 fg. 257. 298 fg. 308.
Stark, Stadtschreiber II, 430.
Stark, K. B. II, 514.
Starke II, 95. 420 fg.
Staufen, Hr. von III, 103.
Steck II, 524.
Steffens I, 334. II, 8 ff. 14 fg. 24. 27.
Steiger, Wilh. III, 327.
Stein, Charlotte von I. 7. 291. 371. 397. 401. 441. II, 126. 174. 236. 242. 431. 454. 457. 473. 489. 498. III, 162. 303. 372. 421 fg.
Stein, Fritz von II, 106. III, 353.
Steinhäuser I, 14 fg.
Steitz, Senator I, 397.
Stern, Adolf III, 428.
Sternberg, Caspar, Graf I, 423. II 288. 320 fg. III, 215. 381.
Sterne I, 98.
Stichling II, 318. 354.
Stiefel I, 392.
Stieglitz II, 322.
Stieler I, 282. II, 244 fg.
Stöber I, 427.
Stock, Herr und Frau, sieben Briefe an, von Frau Rath I, 360—366. II, 451.
Stolberg, Auguste, Gräfin von, I, 190. 201 fg. 396. II, 489 fg.
Stolberg, Christian I, 372.
Stolberg, Familie II, 289.
Stolberg, Friedrich Leopold I, 372. 415. II, 387. 414. III, 280. 283 fg. 299. 427. — An Goethe III, 300 fg.
Stolberg, Grafen von I, 320. 404. II, 146. 429. III, 358.
Stolberg, Katharina III, 282.
Stosch III, 256.
Stolz, Joh. I, 419.
Strauss, D. F. II, 51.
Streckfuss II, 348.
Strehlke I, 82. 151. 200. 203. II, 266. III, 325. 334. 373 fg.
Stricker III, 395.

Strixner II, 360.
Strobl III, 367.
Stromeyer I, 348.
Stüve, Brief an von Frommann II, 320 ff.
Stymmel I, 377.
Sucher III, 387.
Sulzer, I, 90. 372. III, 7. 134.
Suphan, Bernhard II, 103—145.
Suphan, B. I, 396. 445. III, 410. 424 fg.
Süvern III, 375.
Swift I, 171 fg.
Sybel, H. v. I, 102.

Talleyrand III, 238.
Tamerlan II, 79.
Tauenzien, General I, 31.
Taylor, Bayard II, 439. 443. 514. 519. III, 392. 415 fg.
Taylor, Edward III, 31.
Taylor, W. III, 38. 46.
Tegnér II. 22.
Teichmann, J. V. I, 241. II, 266.
Ternite III, 11. 246 fg.
Tettelbach I, 413. III, 353.
Textor, Senator III, 378 fg.
Tharup II, 4.
Thausing II, 360. III, 85.
Thiele II. 474.
Thomson, Alexander III, 34 fg. 37. 58.
Thomson, B. III, 57.
Thorwaldsen III, 20. 25.
Thouret II. 477. 480.
Thümmel, von III, 256. 264.
Thun, Graf I, 407.
Thürheim, Graf I, 234 fg.
Thürmer I, 427.
Tieck, Fr. I, 448. II, 483.
Tieck, Ludwig I, 380. 394. II, 11. 15. 17. 19 fg. 22. 375. 519. III, 15.
Tischbein I, 21. 323. II, 172. 534 fg. III, 13. 355. - Goethe über II, 321.
Tizian III, 8.
Tobler, J. L. I, 392. III, 367.
Tomatis, Gräfin, später Frau v. Tschefkin I, 285 ff.
Töpfer, Landesdirektionsrath I, 348 fg. II, 319 fg. 336.
Toula II, 525 fg.
Trapp I, 120.
Trebra, v. an Bertuch II, 398 fg.
Treitschke III, 427.
Trescho II, 109.
Trezza III, 411.
Trippel II, 315. 465. III, 13.
Trithemius III, 113.
Trosson I, 400.
Tschefkin, v. I. 285.
Tyndall III, 414.
Tytler III, 63.

Uhde, Hermann I, 256. 387 fg. II, 247. 300. 306 fg. 320. 336. 338. 343. 351. 361, 366 fg.
Ullmann III, 340.
Ullmann, El. III, 395.
Ullrich III, 411.
Unger I, 318. 450. — An Böttiger I, 321 fg. — An Bertuch II, 376. 410.
Unrein II, 523.
Unzelmann, I, 393. II 191.
Unzelmann, Frau II, 251.
Urlichs, Ludwig v. 225. 330. 333 f. III. 3—26.
Urlichs, L. v. II, 170.
Uz I, 34. II, 498.

Vahlen III, 139.
Valerianus, P. III, 85.
Vanbrugh II, 135.
Varnhagen von Ense I, 102. 354. II, 262. 273.
Veit, David I, 315, 443. II, 178. — Zelter an I, 354 fg.
Veit, Johann III, 432 fg.
Veit, Philipp III, 432 fg.
Vent II, 415.
Venuti II, 281.
Verulamius I, 381.
Viehoff I, 81. 174. 211 ff. 216 ff. 220. 438.
Vieweg I, 319 fg.
Viktor, General II, 424.
Villers, Ch. de I, 417. II, 530.
Villoison, Ansse de II, 430 ff. III, 364.
Vilmar I, 81.
Vilmar, O. I, 434.
Virchow, R. II, 457.
Vischer II, 501 fg. III, 398.
Vitruv III, 9.
Vockeradt II, 507.

Vogel I, 281. II, 365. 367. 401. III, 238, 240.
Vogt II, 481. III, 367.
Vogt, Superintendent II, 421.
Voigt, v., Minister I, 274. II, 174. 187. 235 fg. 261. 280. 282. 415. III, 195. — an Böttiger I, 334 ff. 336 fg.
Voigt, Hofrath III, 248 ff.
Voigt, Neffe des Ministers I, 355. 432.
Voigt, F. S. II, 324.
Volger, O. I, 389. II, 470. 472.
Vollmer, W. I, 273. 275 fg. II, 338. 343. III, 145. 374 ff.
Voltaire I, 29. 82. 105. II, 13. 25. 97. III, 316 fg. 336.
Voss, Heinrich III, 431.
Voss, J. H. II, 13 fg. 16. 56. III, 325. 427.
Vulpius, Christiane s. Goethe.
Vulpius, Ernestine II, 420. 423.
Vulpius, Joh. Fr., Amtsarchivar II, 423.
Vulpius, Joh. Fr., Hofadvokat II, 423.
Vulpius, Juliana Augusta II, 423.
Vulpius, Rath II, 244. 412. 437. 480. III, 303. 318. — Aus Briefen an Nik. Meyer II, 415 ff.

Wachler II, 236.
Wachsmann I, 331.
Wachsmuth II, 452.
Wagenseil I, 156.
Wagner, A. I, 392. III, 367.
Wagner, H. L. I, 82. 148. 176. II, 437. III, 137. 347.
Wagner, J. M. III, 25. — Briefe an I, 233 ff. 236 ff.
Wagner, Karl II, 119. 129 fg.
Wagner, Peter I, 235.
Wagner, W. II, 454.
Wahl, Bergrath I, 347.
Waldmüller III, 416.
Wallace, Lady III, 33.
Waller, Dr. II, 283.
Wasielewski, v. II, 452. 533.
Wattenbach III, 116.
Weber, Veit III, 65 fg.
Weber, Kapellmeister I, 341. II, 482.
Weddigen III, 393.
Wedel, v. I, 315. 389. II. 310 fg.
Weigel, Proclamator, Brief an I, 279 fg.
Weigl, Th. I, 184.
Weimar, Anna Amalia, Herzogin von I, 91. 109. 112. 330. 333 fg. 389. II, 232. 323. 375. 402. 431. 457. 474. 512. III, 7. 170. 263. — Brief von der Frau Rath an II, 310. — Epigramm auf II, 432.
Weimar, Bernhard Herzog v. II, 257. 260. 283. 418. 482.
Weimar, Constantin Prinz v. I, 227 fg.
Weimar, Karl Alexander, Grossherzog v. I, 387. 389. II, 322. 363. 368. III, 246 fg.
Weimar, Karl August, Grossherzog v. I, 108. 228. 273 fg. 275 fg. 281. 285. 315. 318. 320. 323. 330. 333. 336. 345 ff. 349. 355. 389. 412 fg. 415 ff. 426. II, 249. 252. 259. 261 fg. 277. 287. 302 fg. 310 ff. 323. 330. 332. 336. 386. 402. 409 fg. 417 ff. 430 fg. 451. 457. 473. 475. 512. III, 6. 141. 230. 238. 240. 250. 268. 270. 275. 289 fg. 311. 351. 354. 359 fg. 375. 437. — Billet an Hofrath Starck II, 250. — Brief an I, 277 fg. — Brief an? II, 289 ff. — Tod II, 316 ff. — Todtenfeier in der Loge II, 334 fg. — Gedächtnissschrift von Müller II, 337. 340. 345. — Epigramm auf ihn II, 432.
Weimar, Karl Friedrich, Grossherzog von I, 281. 285. 353. 357. II, 317. 335. III, 268. — An Böttiger I, 341 fg.
Weimar, Karoline Prinzessin v. II, 242.
Weimar, Luise, Grossherzogin v. I, 281 fg. 318. 345. 351. 371. II, 241. 247. 278. 302. 335. 338. 354. 356 fg. 365 ff. 402. 420. 430. III, 244. 268. — Beurtheilung von u. Epigramm auf II, 431.
Weimar, Marie Luise Alexandrine v. II, 365 ff.
Weimar, Maria Paulowna, Grossherzogin v. I, 281. 285. 336. 353. 357. II, 340. 351. III, 268.
Weis, L. III, 349 ff.

Weise, Christian II, 73.
Weiss, K. II, 510. III, 410.
Weisse, Chr. F. I, 27. 34 fg. 39. 379. 381. 432. II, 67. 376. — an Bertuch II, 384. 527 fg.
Weisstein, G. I, 225. II, 477. III, 361 ff. 378.
Weisstein, G. I, 397. II, 231. 395. 476. III, 396. 434.
Weitze II, 499.
Weller, Legationsrath I, 428. II, 319 fg. 327. 352.
Wellington, A. R., Herzog v. II, 322.
Wellington, Ch. W., Herzog v. II, 322.
Wellmer, A. II, 507.
Welper II, 292.
Weltzin III, 267.
Wendeler I, 7 fg. II, 333.
Wendt, A. II, 453.
Wendt, G. I, 393. III, 398.
Wendt, H. II, 191.
Wentzel II, 497 fg.
Wenzel II, 467. III, 406.
Werther, Freiherr v. I, 243.
Werther, Frau v. II, 366.
Werner, R. M. I, 384. II, 87—100. 433 ff. 445.
Werner, R. M. I, 381. 392. II, 139. 226. 496 fg. 509 fg. 513. III, 361. 364. 367. 407.
Werner, Z. II, 21. — Brief an I, 239 ff. 529.
Werner, Mr. III, 317 fg.
Wessel, J. H. II, 5.
Wesselhöft, Betty II, 320. 322.
Wetzel I, 91.
Weygand II, 227. 384. 402 fg.
Weyland III, 236 fg. 240. 354. — Briefe an Böttiger I, 332 fg.
Wezel I, 83.
Wichgrev I, 377.
Wichmann I, 14.
Wickram III, 116.
Widman III, 89. 95. 98. 105 ff. 119. 126. 405.
Wied, Alexander v. I, 401.
Wieland, Chr. M. I. 31. 34. 36 ff. 82. 88 fg. 97 ff. 105 ff. 132 fg. 248. 314. 334. 337. 379. 381. 398 ff. 406 ff. II, 5. 13. 43. 88. 112. 180. 187. 252. 309. 318. 374 ff. 385 ff. 391. 393 ff. 419. 429 fg. 437. 457. 474. III, 28. 37. 55. 124. 170. 228. 272. 275. 302. 306. 345. 430 fg. — Briefe an W. von Becker, Göschen 315 fg. Jakobi II, 377 ff. — von Wieland an Böttiger I, 324 ff. 331. — Goethe über II, 380 ff. — Epigramm auf II, 432.
Wieland, Familie II, 385.
Wier III, 101.
Wilbrand II, 331.
Willamoff, Geheimrath III, 265 fg.
Willemer, Herr von I, 384. — Brief an 249 fg.
Willemer, Marianne von (Suleika) 8. 249 fg. II, 264. 328. 451. — Brief von I, 369. — Gedicht von III, 363.
Willich I, 45.
Wilmanns, Wilh. I, 155—204. II, 146—176.
Wilmanns, W. I, 82. 85. 98. 100. 115. 154. 156. 174 ff. 183. II, 445.
Winckelmann I, 239. II, 14. 43. 50. III, 5. 14. 16. 22. 352.
Windischmann II, 256. — Brief an II, 266 ff.
Winkler, Hofr. I, 388.
Winter, B. I, 315.
Winter, F. G. II, 522.
Winthem II, 490.
Withöft II, 93. 95.
Wittstock II, 491 fg.
Wolf, F. A. I, 260. 333 fg. II, 350. III, 22. 144.
Wolff, Amalia I, 418. II, 273.
Wolff, P. A. I, 418. 447. II, 332 ff.
Wollheim da Fonseca II, 446. III, 386.
Wollwarth, Fräulein II, 431.
Woltmann II, 260.
Wolzogen, Baron v. III, 249 fg. 321. 380.
Wolzogen, Caroline v. I, 273. II, 332. 355. 375. 415. III, 433 fg.
Wordsworth III, 73.
Worsley, Ritter III, 11.
Wranitzky II, 441.
Wright I, 260.
Württemberg, Franciska, Herzogin v. III, 359.
Württemberg, Karl, Herzog v. III, 359.

Württemberg, Katharina, Königin v. III, 265.
Wurmb, Christiane v. II, 332.
Würzburg, Konrad von III, 120.

Zach, Franz Xaver v. I, 440.
Zachariae I, 127.
Zahn II, 486. 521. III, 19. 24.
Zardo III, 387.
Zarncke I, 448, II, 226. 508. 533 fg. III, 101. 436 fg.
Zart, G. III, 339—341.
Zelter, Doris II, 300.
Zelter, K. Fr. I, 27. 39. 67. 147. 205. 256 ff. 315. 352. 438. II, 8. 21. 192. 203. 216. 279. 293. 300 fg. 306. 317. 322 ff. 327 fg. 330 fg. 337. 340. 353. 356. 360. 464. III, 9. 23 ff. 157. 214. 217. 236 fg. 239 ff. 246 fg. 327. 354. — An David Veit I, 354 fg. — Goethe über ihn II, 321. — Über Goethes Ableitung der griechischen Literatur II, 321. — Über Klinger III, 376.
Zeutsch I, 355.
Zick I, 403.
Ziegesar, Frhr. von I, 243. III, 191 fg. 196 fg. 380.
Ziegesar, Freifrau von, geb. von Wangenheim III, 196.
Ziegesar, Silvie von I, 242 fg. II, 320. — Briefe an III, 191 ff.
Ziegler, Frl. v. (Lila) I, 105. 445. II, 451.
Zimmermann I, 90. 406. II, 239.
Zimmler III, 318.
Zinzendorf II, 51.
Zolling III, 430 fg.
Zöppritz I, 102.
Zwick II, 415.

II. Register über Goethes Werke und Leben.

Allgemeines.

Über die Anordnung der Schriften III, 159—173.
Vorlesungen auf deutschen Universitäten I, 392. II, 475. III, 367. — Im Bonner Bildungsverein II, 452. — Dowdens Vorträge I, 454.

Biographische Schriften.

Annalen oder Tages- und Jahreshefte I, 260. 277. II, 168. 245, 251. 256. 260. 276. 283. 411. 467. III, 170. 200 fg. 215. 318. 354 fg.
Campagne in Frankreich III, 170. 354.
Dichtung und Wahrheit I, 6. 32. 208. 233. 335 fg. 376. II, 3. 42. 54. 56. 149. 170. 239. 452 fg. 495. III. 38 fg. 75. 164. 168. 170. 198. 256 fg. 267. 324 fg. 342. — Über die Zuverlässigkeit der Angaben über seine Werke in I, 140—154.
Italienische Reise I, 42. 277 fg 430. II. 169, 172. 280 fg. III, 8 fg. 12. 17. 170. 425. — Cagliostros Stammbaum, der römische Carneval, Fragment eines Reisejournals III, 167.
Notirtes und Gesammeltes 1822 II, 301.
Notizbuch von der Schlesischen Reise II, 231 ff.
Rheinreise I, 277.

Briefe an:

Ein (r) hinter einem Namen bedeutet, dass von den Briefen nur ein Regest gegeben ist.

Arnim, Bettina v. I, 418. (r.)
Batsch I, 226 ff. III, 379. (r.)
Bertuch II, 250 ff.
Blumenthal II, 284 ff.
Böttiger I, 229 fg.
Buchholz II, 244 fg.
Bundesversammlung, deutsche III, 381. (r.)
Büsching I, 252 fg.
Cotta II, 364 fg.
Dalberg, Karl v. I, 406. (r.) 414. (r.)

Dietrichstein, Graf II, 263 ff.
Eckl, Cl. III, 381. (r.)
Eichstädt, II, 481. (r.)
Egloffstein, Henriette v. II, 480. (r.)
Eybenberg, Frau v. II, 261 fg.
Galizin, Fürstin v. III, 292 fg. 294 ff.
Gesellschaft des vaterl. Museums in Böhmen III, 381. (r)
Göschen II, 479. (r.)
Goethe, Ottilie v. I, 281 fg.
Goethe und Gotter, zu dem poetischen Briefwechsel III, 325 fg.
Gotha, Franz August v. II, 478. (r.)
Göttling I, 419—429. (r.)
Günther, Medicinalrath I, 250 fg.
Gutschmid, C. Fr. III, 379. (r.)
Hagen, F. H. v. III, 381 fg. (r.)
Henning, Leopold v. III, 199 ff.
Herder I, 408. (r.) 412 (r.)
Herder, Caroline v. I, 414 ff. (r.)
Heyne I, 238 fg. II, 242 ff.
Jena, Rector v. II, 485. (r.)
Kammer, Churf., in Merseburg III, 479. (r.)
Kayser I, 406—412 (r.)
Kirms I, 419 (r.) II, 265 ff. 273 ff. 479 fg. (r.)
Klinger I, 418. (r.) III, 248 fg. 251 fg. 273.
Knebel, v. I, 289. 416. (r.) 417. (r.) II, 240 fg. 262.
Knebel, Henriette v. II, 238.
Knoll I, 429. (r.)
Körner I, 413. (r.) 414. (r.) 416. (r.) 419. (r.)
La Roche, Sophie v. I, 398 ff.—405. (r.)
Lavater II, 480. (r.)
Levetzow, Fr. v. II, 484. (r.) 488. (r.)
Löffl I, 419. (r.)
Loos II, 234 ff. 299 ff.
Luden II, 257 ff. 482. (r.)
Mecklenburg-Strelitz, Frid. Caroline v. I, 244 ff.
Melber I, 261 ff.
Meyer, Heinrich II, 245 ff. 280 ff. 337 ff. 342 fg. 344 fg. 348 ff. 363. III, 220 ff.
Müller, Kanzler v. I, 273 ff. 285 ff. II, 335 ff. 340 ff. 345 ff. 351 ff. 355 ff. 359 ff. III, 236 ff.
Münch-Bellinghausen, Frhr. v. II, 296 ff.
Mylius, Heinrich II, 307 fg.
Niemeyer I, 230 ff.
Noehden II, 483. (r.)
d'Orville, Rahel von I, 405. (r.)
Overberg III, 293 ff.
Platen, Graf I, 270 ff.
Pogwisch, Frau von I, 238 ff.
Racknitz I, 413. (r.)
Radowitz I, 283 fg.
Rauch, II, 483 ff. (r.)
Regie des Theaters in Rudolstadt III, 379. (r.)
Reichel, Faktor II, 343 fg.
Ridel I, 413. (r.)
Riemer I, 233. 242 fg. II, 278 ff.
Rochlitz I, 417. (r.)
Roth, Amtmann III, 380. (r.)
Sachsen, Churfürst v. III, 380. (r.)
Salis II, 239.
Salom II, 478. (r.)
Sartorius II, 277 ff.
Schiller, Carl von I, 276 fg.
Schiller, Charlotte von I, 248 fg. 260 fg. 272 fg.
Schiller, Ernst von I, 275.
Schlichtegroll II, 482. (r.)
Schöne II, 291 ff.
Stark II, 249 fg. 257. 298 fg. 308.
Stolz, Joh. I, 419. (r.)
Textor III, 378 fg. (r.)
Theaterbriefen, Zu den III, 351 fg.
Thouret II, 480. (r.)
Tschetkin, Frau von I, 288. —
Ungenannte I, 257 fg. 268 ff. II, 241 fg. 249. 272. 283 fg. 287 fg. 304 ff. 359. 482.
Villers, Ch. de 417. (r.)
Wagner, Martin u. Peter I, 233—237.
Weigel I, 279 fg.
Weimar, Karl August, Herzog von I, 277 fg.
Weller II, 484. (r.) 488. (r.)
Werner, Zach. I, 239 fg.
Willemer, Marianne v. I, 249 fg.
Wolff, P. A. und Amalie I, 418. (r.)
Wolzogen, Baron v. III, 380. (r.)
Zelter II, 482. (r.)
Ziegesar, Silvie v. I, 243 fg. III, 191 ff.
Verzeichniss der Briefe, welche G. v. Dornburg schrieb II, 370 ff.
Ein Blatt mit altdeutschen Eigennamen I, 373.

Ein Goethesches Aktenstück III, 317 fg.

Briefe an Goethe von:

Galizin, Fürstin von III, 397 ff.
Knebel III, 276.
Moritz II, 313 ff.
Reinhard III, 276.
Schubart III, 427.
Soret I, 365.
Stolberg, Fr. L. von III, 300 fg.
Stolberg, L. von III, 300.
Verzeichniss der Briefe, welche G. in Dornburg erhielt II, 372 fg.

Dramen.

Aufgeregten, die III, 167. 169.
Brey s. Puppenspiel.
Bürgergeneral III, 165. 169. 280. 304.
Caesar II, 508 fg.
Claudine von Villa-Bella I, 148. 156. 188 ff. 197 ff. II, 47. 147. 406. III, 160. 169.
Clavigo I, 148. II, 4. 47. 226. 386 fg. 417. 428 fg. 507. (Beaumarchais) III, 42. 67. 76. 137. 165. 169. 362. 396. — Beurtheilung in England III, 40 fg. — Mustervorstellung in München II, 466.
Concerto Drammatico I, 179.
Doctor Bahrdt III, 163.
Egmont I, 374. II, 24. 47. 171. 176. 206. 265. 276. 405 fg. III, 7. 141. 159 fg. 165. 169. 396. 399. 408. — Mustervorstellung in München II, 466. — Übersetzung ins Italienische III, 393.
Elpenor I, 22. II, 508. III, 6. 164. 167 ff.
Epimenides Erwachen I, 130. II, 176. III, 163. 167.
Erwin und Elmire I, 89. 148. 160. II, 134. 146—167. 438. III, 160. 169. 341 fg.
Faust I, 22. 38. 44. 50 ff. 59. 61 ff. 69 fg. 73. 78. 113. 132 ff. 148 fg. 186—204. 321. 350. 357. 359. 384 fg. 390. 430 ff. 433 fg. II, 25. 44 fg. 142 fg. 192. 202 fg. 264. 304. 361. 394. 412. 420. 444 fg. 455 fg. 461. 465. 492. III, 7. 73. 75 fg. 107. 160 fg. 165 fg. 169. 172. 176. 180. 184. 186. 340. 345 fg. 351. 396. — Anregung durch Lessings Hinweis auf die Volksbühne I, 19. — Lessings Urtheil I, 34. — Und Helena I, 43—78. — Versmass und Reime I, 131 ff. — Alexandriner I, 136 ff. — Entstehung I, 146ff. — Mephistopheles Etymologie I, 129. 385. (vgl. II, 506.) — Jubiläum in Dresden I, 388 fg. in Prosa I, 431. — Fideler in I, 435. (vgl. II, 439 ff. III, 402.) — Zur Vorgeschichte II, 65—86. — Mittheilung des Chors: Nennst Du ein Wunder dies II, 229 fg. — Uebersetzung Maffeis II, 308. — Gretchen und Julia bei Shakespeare II, 444. — Zur Aufführung des zweiten Theils II, 445 ff. — Übersetzungen II, 497. — Kommentare von Vischer, Marbach u. Schröer II, 500—502. — Prosafassung II, 503. — Aufführung II, 503 fg. — Zur Vorgeschichte III, 77—131. — Einfluss auf Schiller III, 183 ff. — Auerbachs Keller III, 341. — Bearbeitung des zweiten Theils III, 386 fg. — Übersetzungen ins Dänische, Französische, Englische III, 389—393. — Ausgaben und Anmerkungen III, 397—399. — Stellung zum Christenthum III, 399 ff. — Bühnengeschichte III, 401 ff. — Faustbuch und Volksschauspiel III, 403 ff.
Fischerin II, 474.
Geschwister II, 47. 498. III, 164. 396.
Götter, Helden und Wieland I, 37. 89. 378 fg. II, 380 ff. III, 170. 395. — Lessing und Heinse darüber I, 34. 86.
Götz von Berlichingen I, 34. 37 fg. 40. 125. 148 fg. 150. 195. 200. 332 fg. 357. II, 4. 9. 21. 24. 118. 136. 140 fg. 226. 384. 401. 406. 419 fg. 428. 509. III, 50. 59. 75. 135 fg. 160. 165. 169. 174 fg. 187. 396. — Herder, Lessing, Schmid über I, 26. 33. — Ent-

stehung I, 144 ff. — Aufführung in Hannover I, 390 fg.—Erste Aufführung II, 82—100. — Bühnenbearbeitung II, 190—216. — Recension Wielands II, 380 ff. — Beurtheilung und Aufnahme in England III, 40 ff. 60 ff. — Sapupi in III, 342 fg.
Grosskophta I, 436. III, 141. 165. 167. 169.
Hanswursts Hochzeit I, 20. 128. 376.
Hausgenossen, die ungleichen I, 410.
Jahrmarktsfest s. Puppenspiel.
Jery und Bätely III, 160. 372 fg. 399. — Composition I, 406.
Iphigenie in Delphi I, 435 fg. III, 7. 139. 154.
Iphigenie auf Tauris I, 22. 25. 345. 350. II, 13. 26. 61 fg. 116. 143. 171 fg. 206. 401. 406. 410. 457. 492. III, 6 fg. 76. 138. 165. 169. 276. 394. 409. — Übersetzungen ins Polnische II, 494. — Ins Neugriechische III, 393.
Künstlers Apotheose I, 130. II, 20. 509. III, 160 fg.
Künstlers Erdenwallen s. Puppenspiel.
Künstlers Vergötterung I, 393.
Laune des Verliebten I, 121 fg. III, 164.
Mahomet I, 112. 146. 150 ff. 230. III, 164.
Maskenzüge I, 382. II, 451. III, 163. 165. 167. 196 fg. 265 fg.
Mitschuldigen, die I, 19. 121. 123 fg. II, 401. 516. III, 160. 164. — Fassung in einem Akt III, 406 fg.
Natürliche Tochter, die II, 26. 416. 418 ff. III, 165. 169.
Nausikaa I, 436, III, 7. 168.
Paläophron und Neoterpe I, 231. II, 417. 474. III, 165. 167. 169.
Pandora I, 436, III, 168. 171. 172.
Prometheus I, 31. 36. 40. 150. 200 ff. 433. II, 129. 211. III, 170. — Nach der Strassburger Handschrift I, 290—313.
Plundersweilern neuestes von III, 163. 167.
Puppenspiel, neueröffnetes moralisch-politisches I, 86 ff. 181. 431. II, 142. 228. III, 160 fg. — 1. Künstlers Erdenwallen I, 96. 196. II, 20. III, 160 ff. — 2. Jahrmarktsfest zu Plundersweilern I, 20. 84. 92. 105 fg. 115. 124. (Alexandriner) 154. 174—185. 381. II, 21. 445. 510. III, 64. 163. 196. 407. — 3. Fastnachtsspiel vom Pater Brey; Pater Brey und Satyros I, 81—118. II, 166. 527. III, 76. 161. 163.
Satyros I, 81—118. (Herder) 195 fg. 200 fg. 431. II, 151. 382. 499. (Basedow) 527. III, 163. 167. 408. (Basedow.)
Scherz, List und Rache I, 130. III, 160.
Stella I, 41. 148. 156. 379 ff. II. 4 fg. 423. III. 57. 67. 76. 165. 169. 396. — Der Miss Sara Sampson entgegengestellt 23, mit der Belinde des Frl. Scudery verglichen I, 165 ff. — Beurtheilung und Aufnahme in England III, 42 ff. — Spottdrama auf III, 52 ff.
Tancred I, 230. III, 164.
Tasso I, 221. 435. II, 24. 26. 38. 172 ff. 206. 450. 492. 520. III, 7. 159. 165. 169. 276. 409. — Beurtheilt von Moritz II, 313 ff. — Mustervorstellung in München II, 466.
Theaterreden III, 165. 167. 169.
Trauerspiel in der Christenheit III, 364.
Triumph der Empfindsamkeit II, 312. III, 165. 169.
Unglück der Jacobis II, 379. 383.
Vögel II, 403. 499. III, 165. 169. — Scene mitgetheilt II, 219 ff.
Vorspiel von 1807 III, 169.
Was wir bringen I, 130. 230. II, 276. III, 165. 167. 169.
Zauberflöte, zweiter Theil I, 22. 130.

Ansicht über das Wesen der Tragödie III, 132—158.
Aufnahme der Jugenddramen in England III, 36 ff.
Bearbeitung von Romeo und Julie II, 266.
Bruchstück einer Übersetzung von Corneilles Menteur III, 338 fg.

Epilog zu dem Trauerspiel Essex II, 273.

Aufführungen in Königlich Preussischen Theatern; Hamburg, Jassy, Weimar III, 368.

Episches.

Achilleis II, 411. III, 168. 171.
Hermann und Dorothea I, 21. 323. 390. 437. II, 56. 143. 361. — (Neue Ausgabe) II, 490 fg. 492 fg. 510 fg. III, 143. 148 fg. 151. 165 fg. 171. 180. — Übersetzungen III, 388 fg. 409 fg.
Reineke Fuchs I, 350. III, 165. 171. 285. 287. — Ausgabe nach dem ersten Druck III, 386. — Erklärung III, 410.
Tell (Plan) III, 151. 153.

Erzählendes.

Die guten Weiber I, 439. III, 168 fg.
Märchen I, 439. II, 513.
Werthers Leiden I, 37 fg. 40. 89. 148. 194. 203. 439. II, 23. 34. 56. 141. 192. 314. 400 fg. 406. 428 ff. 453. 490. 497. 512 fg. III, 43. 60 fg. 67. 160. 166 fg. 170. 174 ff. 346 ff. 361 fg. 411 ff. — Lessing über I, 35. 39. — Leuchsenrings geplante Uebersetzung I. 102. — Zeit der Entstehung I, 141 ff. — Aufnahme und Beurtheilung in Dänemark II, 1 ff. — in England II, 396. — III, 27. 71. ff. — in Schottland III, 34 ff. — Wertherfieber von Göchhausen II, 388 fg. 390 fg. — Einfluss auf Schiller II, 175 ff. — Übersetzungen II, 478 fg. III, 388.
Wilhelm Meister I, 199. 243. 319 ff. 440. II, 4. 60. 110. 169 fg. 306. 375. 453 fg. III, 38. 76. 139 ff. 164 ff. 168 ff. 186. 315. 317. 365. - Aufführung der Emilia Galotti I, 26. -- Eindruck und Einfluss auf Schiller III, 180 ff.

Gedichte.

Abendroth II, 131.
Abschied I, 128.
Adler und Taube III, 330 ff.
Allerdings dem Physiker I, 437. III, 328 fg.
Amors Grab I, 127.
An Belinden I, 155 ff.
An den Mond I, 438. II, 127. 142.
An die Cicade II, 112 fg.
An diesem Brunnen I, 247 fg.
Auf dem Zürcher See II, 127.
Auf der Jagd II, 112.
Balladen III, 180.
Becher II, 112 fg. (ältere Fassung).
Beim Zeichnen I, 129.
Bergschloss III, 192.
Carlsbader Gedichte III, 163. 167. 192.
Cupido, loser II, 107.
Dauer im Wechsel I, 435.
Dem aufgehenden Vollmonde II, 317. 328.
Den kleinen Strauss I, 160.
Der Bräutigam II, 317.
Der Segen wird gesprochen II, 106 ff.
Der Tänzerin Grab III, 22.
Der untreue Knabe III, 49.
Deutscher Parnass I, 438. II, 491. 498.
Die gründlichsten Schufte II, 416.
Divan I, 129. 342. 384. II, 54. 286. 326. III, 168. 343 fg. 396.
Dritte Wallfahrt II, 109. 113. 143.
Ein Füllhorn von Blüthen II, 438.
Ein Meister einer ländlichen Schule III, 161.
Ein Zauber wol ziehet II, 458.
Einschränkung I, 128.
Einst ging ich II, 509.
Eislebenslied (Muth) II, 108.
Elegien II, 510. III, 180. 182. 411.
Epilog zu Schillers Glocke III, 161.
Epistel an Demoiselle Schröter I, 127.
Epistel an Friderike Oeser I, 126 fg.
Epistel an Merck II, 225 ff.
Epistel an Trapp I, 120.
Erklärung einer antiken Gemme III, 354.
Erklärung einer antiken Kupfertafel I, 139.

Erlkönig III, 45 fg. 410 fg.
Ewige Jude I, 128. 147. 150. 200. II, 499. III, 399.
Fischer III, 50. 71. 410 fg.
Freudig trete herein II, 341.
Freundlicher Zuruf III, 328 fg.
Früh wenn Thal, Gebirg I, 317. 328.
Fünfzig Jahre sind vorüber III, 329 fg.
Ganymed II, 108; ältere Fassung II, 116.
Gebildetes fürwahr genug I, 254.
Geheimnisse I, 210. II, 59 ff. III, 160 ff. 165.
Geistesgruss II, 111.
Genug I, 383 fg.
Gesang der Geister II, 116.
Geweihter Platz II, 116.
Gottheiten, zwei II, 416.
Göttliche, das II, 112 fg. 116.
Grenzen der Menschheit II, 107. 143.
Hans Sachsens poetische Sendung II, 142. III, 160 ff.
Harzreise im Winter I, 210.
Heiliger lieber Luther II, 108.
Heiss mich nicht reden I, 129.
Herzog Leopold II, 115.
Howard Ehrengedächtniss II, 30.
Höllenfahrt Christi II, 518 fg.
Jagd III, 185.
Jägers Abendlied II, 127.
Ich armer Teufel II, 108. 110 ff.
Idylle III, 227.
Ilmenau I, 129.
Im Athemholen II, 496.
In Siegesfrieden ruhe (fraglich) II. 107.
Johanna Sebus II, 510.
Kennst Du das Land II, 144. 264.
Kinderverstand III, 322.
Klaggesang der edlen Frauen I, 138. II, 118. 125 ff. — Übersicht von Scott III, 50.
Kleine Blumen, kleine Blätter II, 107.
Kölner Mummenschanz II, 450.
König von Thule III, 71.
Königliches Gebet II, 108.
Künstlers Abendlied I, 203.
Lasst fahren hin II, 334.
Legende III, 161.
Liegt Dir gestern klar und offen II, 473.
Lilis Park II, 146.
Mahomets Gesang II, 116. III, 332.
Meine Göttin II, 109.
Meine Ruh ist hin II, 111. 490.
Meinen feierlich Bewegten I, 346. II, 473.
Menschengefühl II, 108.
Metamorphose der Pflanzen I, 390. II, 29 fg.
Miedings Tod II, 407, III, 160 ff.
Musen und Grazien in der Mark III, 411.
Nachtgedanken II, 109, 112 fg. 116.
Nähe I, 129.
Nektartropfen II, 112.
Nemesis, vier Distichen (nicht »die Wahrheit«) II, 115.
Neue Liebe, neues Leben I, 190. II, 264.
Neumond, und III, 411 fg.
Ode, s. Grenzen der Menschheit.
Offene Tafel III, 332.
Parabeln III, 161. 163.
Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters I, 130.
Prometheus I, 201.
Rastlose Liebe II, 104, 111.
Reicher Blumen I, 249.
Sah ein Knab II, 138. III, 410.
Sänger III, 71; ältere Fassung II, 144 fg.
Seefahrt II, 129. 132.
Sehnsucht II, 265. III 324 fg.
So lasst mich III, 181.
Stammbuchblätter I, 370 fg.
Tagebuch I, 389. 437 fg. II, 511. III, 388.
Thal und Sonne I, 382.
Todtentanz III, 410 fg.
Triumvirat II, 416. — Über allen Gipfeln II, 498. III, 412.
Übermüthig sieht nichts aus II, 474.
Und wenn mich am Tag die Ferne (vgl. Hempel III, 166). II, 317. 457.
Urworte, orphisch I, 210.
Vanitas vanitatum vanitas III, 323.
Veilchen II, 510. III, 76.
Venetianische Epigramme II, 231 ff.
Vertrauen I, 384.
Vier Jahreszeiten I, 215 fg.
Wanderer I, 151. II, 116 ff. 131. 133. III, 6.

Wanderers Nachtlied II, 107. 109 ff.
Wanderers Sturmlied I, 208. II, 107 fg. 128.
Wär nicht das Auge sonnenhaft III. 327 fg.
Warum ziehst Du mich s. An Belinde.
Was stehn sie davor? II, 474.
Weissagungen des Bakis, Anmerkungen zu den I, 205—222.
Wenn einst nach überstandnen II, 457.
Wer sich der Einsamkeit ergibt II, 144.
Willkommen und Abschied III, 325.
Wirkung in die Ferne III, 194.
Wo bist du itzt III, 326 fg.
Wonne der Wehmuth II, 108.
Wunsch eines jungen Mädchens (O fände für mich) III, 322 fg.
Xenien I, 211 ff. 217 fg. 320 fg. II, 259. 433 ff. III, 298.
Zahme Xenien I, 32. 129. 221 fg. II, 440. III, 343.
Zigeunerlied II, 111.
Zueignung I, 213 fg. II, 144. III, 160. 162. 167.

Goethe und der Alexandriner. I, 119—139. — Hohe Lied, Übersetzung III, 411.
Gedichte, ältere Gestalt II, 103—145. III, 164. 167 fg. 173. — Neue Ausgaben III, 385 fg. — Übersetzung ins Italienische III, 387 fg.

Kunst.

Benvenuto Cellini I, 32. III, 168. 171. 221.
Hackert III, 117.
Kunst und Alterthum, über I, 57. 60. 65. 252. 260. 269 ff. 348. 358. II, 281. 336. 340. 352 fg. III, 20. 74. 236. 242 fg. 354. — Angebl. Aufsatz über altd. Bilder I. 441.
Laokoon (Einfluss von Lessings Laokoon) I, 21.
Polygnots Gemälde III, 21.
Propyläen III, 17. 19.
Rameaus Neffe III, 168. 171. 313. 316. 332 ff.
Sammler, der, und die Seinigen I, 21. III, 19. 168.
Versuch Diderots über die Malerei III. 168. 171. 226. 235. 332.
Von deutscher Baukunst I, 21. 142. 177. 305. II, 140.
Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke III, 168.
Winckelmann I, 239. II, 49. III, 22. 171. 354.

Naturwissenschaftliches.

Analyse und Synthese I, 215. 217.
Catechetische Induktion I, 128.
Confession zur Farbenlehre II, 169.
Entoptische Farben I, 430. III, 209.
Farbenlehre II, 267 fg. 270 fg. 422. III, 11. 17. 200 fg. 212. 295. 327.
Geschichte meines botanischen Studiums I, 228. II, 245. 317.
Gestaltung grosser anorganischer Massen I, 280.
Metamorphose der Pflanzen I, 227 fg. 387. II, 168 ff. 180 ff. 189. 331. 351. 367. III, 17, 295.—Übersetzung in's Französische II, 323 fg.
Morphologie, zur II, 168. 176. 256.
Naturgeschichte, zur, Naturwissenschaftliche Hefte I, 270. 272. II, 183. 298.
Optik, Beiträge zur III, 214.

Sonstige prosaische Schriften.

Brief des Pastors I, 142. 177. 180.
Maximen und Reflexionen I, 32.
Recensionen in den Frankf. gel. Anzeigen I, 18. II, 496. III, 170 fg.
Recension, eine ungedruckte III, 311 ff.
Sprüche in Prosa I, 129. 206. 213 ff. 216. fg. 219. 221. 440. II, 55. 64. III, 327.
Über G's. Antheil an der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung 1806 und 1807 III, 318 ff.
Zum Andenken an Anna Amalia III, 170.
Zum Andenken an Wieland III, 170.
Zwo biblische Fragen I, 142. III, 428.

Goethe in

Dänemark II, 1—48.
Dornburg II, 316—373.
Frankfurt mit Karl August II, 310ff.
Helmstedt II, 499.
Italien III, 418.
Leipzig III, 321.
Mannheim II, 451.
Schwaben III, 358 ff.
Strassburg III, 347 fg.
Wetzlar III, 417 fg.
Zürich I, 371 fg. II, 450.

Feste, Denkmäler, Münzen.

Bilder II, 534.
Büsten, zwei I, 448. — Statuette II, 533. — Bildnisse III, 435—437.
Denkmal in Adersbach II, 467. — Berlin II, 459ff. — Weimar II. 532. — Dornburg III, 366fg.
Feier in Frankfurt I, 389. II, 467.
Haus in Frankfurt II, 468. 472.
Medaillen II, 302 fg. 473 ff. III, 353.
Stein in Eger I, 382.

Biographisches, Lebensbeziehungen, Verhältnisse zu:

Arnim, Bettina v. I, 1—16.
Auersperg, Graf von II, 291.
Behrisch III, 420 fg.
Brion, Friderike II, 466.
Eichhorn, J. G. III, 343 ff.
Lessing I, 17—43, III, 420.
Münchhausen, Minchen II, 450.
Pfeffel III, 345 ff.
Preller III, 383.
Rauscher, Demoiselle I, 272 fg.
Schiller, Bericht über die Anknüpfung mit II, 168—189. III, 174—188. 420.
Swedenborg III, 349 ff.
Willemer, Marianne v. III, 363.



Anzeigen.

LITERARISCHE ANSTALT, RÜTTEN & LOENING, FRANKFURT A. M.

GOETHE-JAHRBUCH

Herausgegeben von LUDWIG GEIGER.

Erster Band 1880.

Gebunden in Leinwand Mark 10, gebunden in Halbfranz Mark 12. 50.

ABHANDLUNGEN. HERMAN GRIMM: Bettina von Arnim. — WOLD. v. BIEDERMANN: Goethe und Lessing. — FELIX BOBERTAG: Faust und Helena.

FORSCHUNGEN. WILHELM SCHERER: Satyros und Brey. — KARL BARTSCH: Goethe und der Alexandriner. — HEINRICH DÜNTZER: Die Zuverlässigkeit in Dichtung und Wahrheit. — WILHELM WILMANNS: Goethes Belinde. — RICH. M. WERNER: Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. — DANIEL JACOBY: Zu Goethes Faust. — MORITZ EHRLICH: Zu den »Weissagungen des Bakis«.

NEUE MITTHEILUNGEN. *Sechs und dreissig Briefe von Goethe.* Mitgetheilt von W. ARNDT, C. VON BEAULIEU-MARCONNAY, W. CREIZENACH, L. GEIGER, K. GOEDEKE, L. HIRZEL, W. L. HOLLAND, H. HÜFFER, G. VON LOEPER, F. MUNCKER, C. REDLICH, L. URLICHS, G. WEISSTEIN. — *Prometheus.* Nach der Strassburger Handschrift herausgegeben von ERICH SCHMIDT. — *Mittheilungen von Zeitgenossen über Goethe.* Veröffentlicht von ROBERT BOXBERGER. Mit Beiträgen von H. GRIMM, H. HÜFFER und L. URLICHS. — *Sieben Briefe der Frau Rath an Herrn und Frau Senator Stock.* Mitgetheilt von W. CREIZENACH.

MISCELLEN, CHRONIK, BIBLIOGRAPHIE.

Zweiter Band 1881.

Gebunden in Leinwand Mark 11, in Halbfranz Mark 13. 50.

ABHANDLUNGEN. GEORG BRANDES: Goethe und Dänemark. — JULIAN SCHMIDT: Goethes Stellung zum Christenthum. — ERICH SCHMIDT: Zur Vorgeschichte des Goethe'schen Faust. — R. M. WERNER: Die erste Aufführung des Götz von Berlichingen.

FORSCHUNGEN. BERNHARD SUPHAN: Ältere Gestalten Goethe'scher Gedichte. Mittheilungen und Nachweise aus Herders Papieren. — W. WILMANNS: Über Goethes Erwin und Elmire. — HEINRICH DÜNTZER: Goethes Anknüpfung mit Schiller. — OTTO BRAHM: Die Bühnenbearbeitung des Götz von Berlichingen.

NEUE MITTHEILUNGEN. Scene aus den Vögeln. Mitgetheilt von W. ARNDT. — Goethe an Merck. — Aus Faust II. Theil. Mitgetheilt von W. v. BIEDERMANN. — Aus Goethes Notizbuch von der Schlesischen Reise. Mitgetheilt von G. v. LOEPER. — Ein und vierzig Briefe von Goethe, nebst zwei Briefen der Frau Rath und einem von K. Ph. Moritz. Mitgetheilt von W. ARNDT, K. BARTSCH, L. GEIGER, R. KÖHLER, G. v. LOEPER, F. MUNCKER. — Goethe in Dornburg. Mitgetheilt von L. GEIGER. — Aus Bertuchs Nachlass. Mitgetheilt von L. GEIGER. — Aus Briefen von Vulpius an Meyer. Mitgetheilt von G. v. LOEPER.

MISCELLEN. CHRONIK. BIBLIOGRAPHIE.

Goethe-Forschungen

von

Woldemar Freiherr von Biedermann.

Gebunden Mark 9. —

»Wer sich irgend eingehender mit Goethe beschäftigt hat« — sagt Julian Schmidt in einer Besprechung — »kennt den Verfasser als einen der einsichtvollsten Forscher in dieser Richtung und wird sich freuen, diese Aufsätze, die sich über alle möglichen Zweige der Goethe-Literatur verbreiten, nun zusammen zu haben.« Zeugen dieselben von gründlichen, wissenschaftlichen Studien, so wollen sie doch keineswegs ausschliessend oder auch nur vorwiegend dem wissenschaftlichen Gebrauch dienen und gewiss werden dieselben nicht blos von Literaturkennern im engeren Sinne willkommen geheissen werden, sondern literarisch Gebildeten überhaupt eine angenehme Lektüre bieten.



Johann Georg Hamann

in seiner Bedeutung

für die

Sturm- und Drangperiode.

von

Dr. Jacob Minor

Privatdocent a. d. Universität Wien.

Geheftet Mark 1. 60.

In Form eines literarhistorischen Essays und frei von jedem gelehrten Beiwerk gibt der Verfasser einen charakteristischen Überblick über jenen geistreichen und eigenthümlich tiefen Denker, der durch seine tiefsinnigen Schriften und seinen Einfluss auf Herder und Goethe eine bedeutende Stelle in der Literatur des 18. Jahrhunderts einnimmt. Hamann ist der Vater der Sturm- und Drangperiode und als solchen hat ihn der Verfasser obiger Schrift dargestellt.

FAUST von GOETHE. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung, herausgegeben von **K. J. Schröer.** *Erster* Theil: Geheftet Mk. 3. 75. In modernem Leinenband mit Schwarz- und Goldpressung Mk. 5. — *Zweiter* Theil: Geheftet Mk. 5. 25. In modernem Leinenband mit Schwarz- und Goldpressung Mk. 6. 50.

FAUST, ein FRAGMENT von GOETHE. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von **Bernhard Seuffert,** No. 5.) Geheftet 80 Pf.

Die Vorbemerkung des Herausgebers führt aus, dass 1790 *zwei* verschiedene Auflagen des Faust-Fragments erschienen sind,

deren **erste**	deren **zweite**
dem oben angezeigten Neudrucke zu Grunde gelegt,	soeben bei J. C. B. Mohr erneuert worden ist.

Um das Nachschlagen zu erleichtern, ist dem Neudrucke ausser der üblichen *durchlaufenden Zählung des Fragments* die *Schröer*'sche und die *von Loeper*'sche *Aufzählung* beigefügt.

FAUST'S LEBEN VOM MALER MÜLLER.

(Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von **Bernhard Seuffert,** No. 3.) Geheftet Mk. 1. 10. (Enthält »Faust's Leben« und »Situation aus Faust's Leben«.)

GOETHE'S WESTÖSTLICHER DIVAN.

Mit den Auszügen aus dem Buche des KABUS, herausgegeben von **K. Simrock.** Geheftet Mk. 3. — In elegantem Relief-Leinwandband mit Schwarz- und Goldpressung Mk. 4. 40.

GOETHE-PORTRAITS.

MINNA HERZLIEB. Brustbild, gemalt von *Louise Seidler*, in Kupfer gestochen von *Aug. Weger*. Folio. Bildfläche 8 Cm. hoch, 6¹/₄ Cm. breit.

Wird von allen Goethe-Sammlern gekauft werden, da bisher kein Portrait der Minna Herzlieb veröffentlicht wurde.

CHARLOTTE KESTNER. Brustbild, gemalt von *Schröder*, in Kupfer gestochen von *Rob. Reyher*. Folio. Bildfläche 8 Cm. hoch, 6¹/₄ Cm. breit.

CHARLOTTE KESTNER. Brustbild, gemalt von *Schröder*, in Kupfer gestochen von *Rob. Reyher*. Folio. Oval. Medaillongrösse 7¹/₄ Cm. hoch, 5³/₄ Cm. breit.

GOETHE. Brustbild, gemalt von *G. O. May*, in Kupfer gestochen von *Rob. Reyher*. Folio. Oval. Medaillongrösse 7¹/₄ Cm. hoch, 5³/₄ Cm. breit.

Preis obiger 4 Portraits auf weissem Papier à Blatt 1 Mark 50 Pf.; auf chines. Papier à Blatt 2 Mark 25 Pf.

GOETHE. Brustbild, gemalt von *Louise Seidler*, lithographirt von *P. Rohrbach*, auf chines. Papier. Folio. Bildfläche 31 Cm. hoch, 24¹/₂ Cm. breit. Preis 4 Mark 50 Pf.

— Photographie nach diesem Bild in Cabinetformat. Preis 1 Mark.

- Brustbild, gemalt von *G. O. May*, lithographirt von *P. Rohrbach*. auf chines. Papier. Folio. Bildfläche 31 Cm. hoch, 24¹/₂ Cm. breit. Preis 4 Mark 50 Pf.

— Photographie nach diesem Bild in Cabinetformat. Preis 1 Mark.

— Ganze Figur nach Stieler und Jagemann, gezeichnet von *P. Rohrbach*. Photographie nach der Zeichnung in Cabinetformat. Preis 1 Mark.

E. H. Schroeder. Berlin S.W. Möckernstr. 137.

Portrait-Antiquariat. Spezialität für ältere und neuere Portraits.

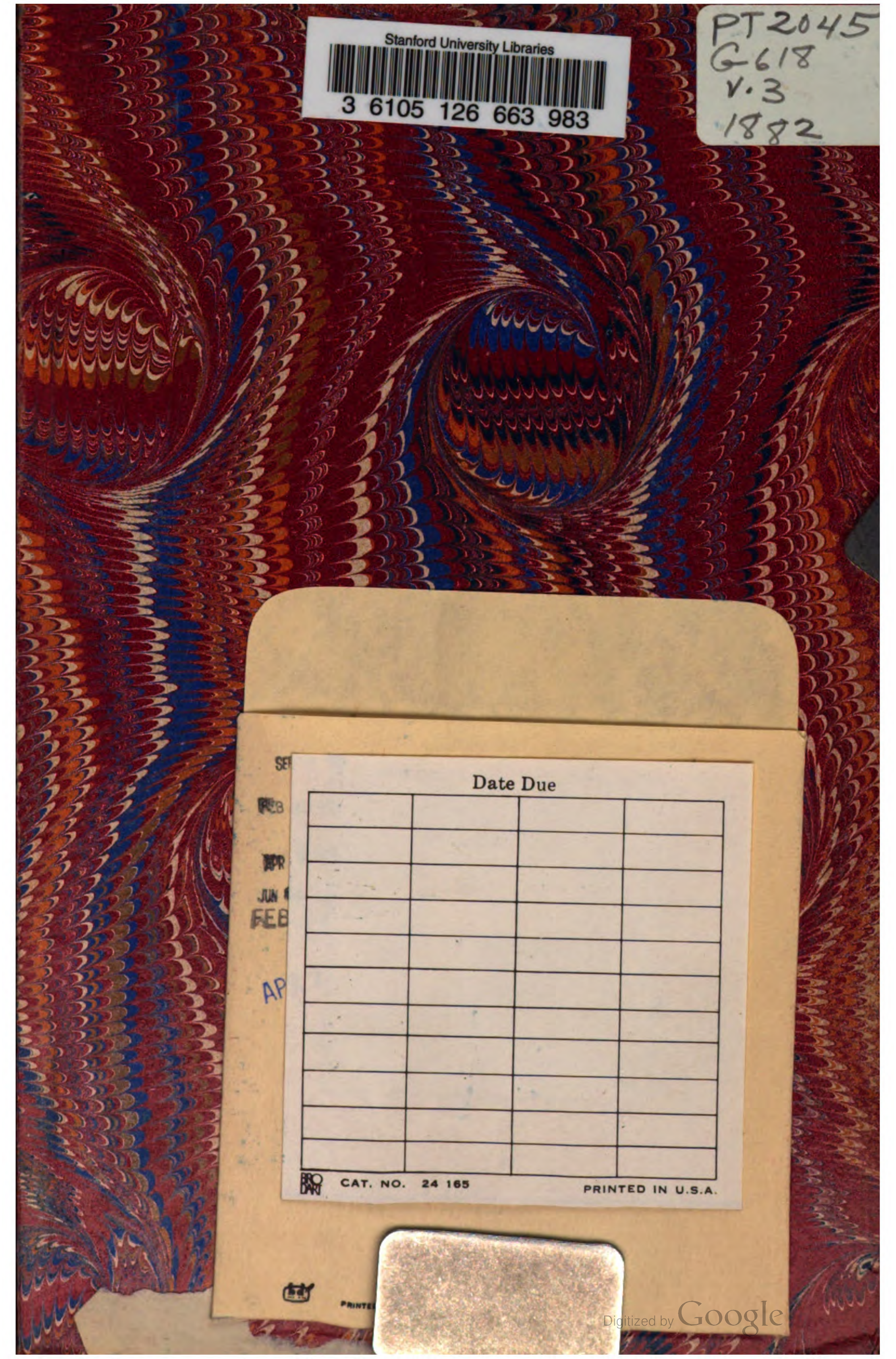
LITERARISCHE ANSTALT, RÜTTEN & LOENING, FRANKFURT A. M.

DANTE ALIGHIERI. Seine Zeit, sein Leben und seine Werke. Von *JOH. ANDR. SCARTAZZINI.* Zweite mit Nachträgen versehene Ausgabe. Gebunden Mark 9. —

Abhandlungen über DANTE ALIGHIERI. Von *JOH. ANDR. SCARTAZZINI.* Geheftet Mark 5. —

Druckerei von AUGUST OSTERRIETH in Frankfurt a. M.





Stanford University Libraries
3 6105 126 663 983
PT 2045
G618
v.3
1882
Date Due
CAT. NO. 24 165
PRINTED IN U.S.A.

